HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

8469
I
77

Thomas Mann

Gesammelte Werke

1922

S. Fischer / Verlag / Berlin

LG
M2826nov

Thomas Mann

Novellen

*

Zweiter Band

554657
9.12.52

1922

S. Fischer / Verlag / Berlin

Erste bis zehnte Auflage
Copyright 1922 by S. Fischer, Verlag, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Tonio Kröger

1903

Die Winterſonne ſtand nur als armer Schein, milchig und matt hinter Wolkenſchichten über der engen Stadt. Naß und zugig war's in den giebeligen Gaſſen, und manchmal fiel eine Art von weichem Hagel, nicht Eis, nicht Schnee.

Die Schule war aus. Über den gepflaſterten Hof und heraus aus der Gatterpforte ſtrömten die Scharen der Befreiten, teilten ſich und enteilten nach rechts und links. Große Schüler hielten mit Würde ihre Bücherpäckchen hoch gegen die linke Schulter gedrückt, indem ſie mit dem rechten Arm wider den Wind dem Mittageſſen entgegenruderten; kleines Volk ſetzte ſich luſtig in Trab, daß der Eisbrei umherſpritzte und die Siebenſachen der Wiſſenſchaft in den Seehundsränzeln klapperten. Aber hie und da riß alles mit frommen Augen die Mützen herunter vor dem Wotanshut und dem Jupiterbart eines gemeſſen hinſchreitenden Oberlehrers . . .

„Kommſt du endlich, Hans?" ſagte Tonio Kröger, der lange auf dem Fahrdamm gewartet hatte; lächelnd trat er dem Freunde entgegen, der im Geſpräch mit anderen Kameraden aus der Pforte kam und ſchon im Begriffe war, mit ihnen davon zu gehen . . . „Wieſo?" fragte er und ſah Tonio an . . . „Ja, das iſt wahr! Nun gehen wir noch ein bißchen."

Tonio verstummte, und seine Augen trübten sich. Hatte Hans es vergessen, fiel es ihm erst jetzt wieder ein, daß sie heute mittag ein wenig zusammen spazieren gehen wollten? Und er selbst hatte sich seit der Verabredung beinahe unausgesetzt darauf gefreut!

„Ja, adieu, ihr!" sagte Hans Hansen zu den Kameraden. „Dann gehe ich noch ein bißchen mit Kröger." — Und die beiden wandten sich nach links, indes die anderen nach rechts schlenderten.

Hans und Tonio hatten Zeit, nach der Schule spazieren zu gehen, weil sie beide Häusern angehörten, in denen erst um vier Uhr zu Mittag gegessen wurde. Ihre Väter waren große Kaufleute, die öffentliche Ämter bekleideten und mächtig waren in der Stadt. Den Hansens gehörten schon seit manchem Menschenalter die weitläufigen Holzlagerplätze drunten am Fluß, wo gewaltige Sägemaschinen unter Fauchen und Zischen die Stämme zerlegten. Aber Tonio war Konsul Krögers Sohn, dessen Getreidesäcke mit dem breiten schwarzen Firmendruck man Tag für Tag durch die Straßen kutschieren sah; und seiner Vorfahren großes altes Haus war das herrschaftlichste der ganzen Stadt ... Beständig mußten die Freunde, der vielen Bekannten wegen, die Mützen herunternehmen, ja, von manchen Leuten wurden die Vierzehnjährigen zuerst gegrüßt ...

Beide hatten die Schulmappen über die Schultern gehängt, und beide waren sie gut und warm gekleidet; Hans in eine kurze Seemannsüberjacke, über welcher auf Schultern und Rücken der breite, blaue Kragen seines Matrosenanzuges lag, und Tonio in einen grauen Gurt-Paletot. Hans trug eine dänische Matrosenmütze mit kurzen Bändern, unter

der ein Schopf seines bastblonden Haares hervorquoll. Er war außerordentlich hübsch und wohlgestaltet, breit in den Schultern und schmal in den Hüften, mit freiliegenden und scharf blickenden stahlblauen Augen. Aber unter Tonios runder Pelzmütze blickten aus einem brünetten und ganz südlich scharf geschnittenen Gesicht dunkle und zart umschattete Augen mit zu schweren Lidern träumerisch und ein wenig zaghaft hervor . . . Mund und Kinn waren ihm ungewöhnlich weich gebildet. Er ging nachlässig und ungleichmäßig, während Hansens schlanke Beine in den schwarzen Strümpfen so elastisch und taktfest einherschritten . . .

Tonio sprach nicht. Er empfand Schmerz. Indem er seine etwas schräg stehenden Brauen zusammenzog und die Lippen zum Pfeifen gerundet hielt, blickte er seitwärts geneigten Kopfes ins Weite. Diese Haltung und Miene war ihm eigentümlich.

Plötzlich schob Hans seinen Arm unter den Tonios und sah ihn dabei von der Seite an, denn er begriff sehr wohl, um was es sich handelte. Und obgleich Tonio auch bei den nächsten Schritten noch schwieg, so ward er doch auf einmal sehr weich gestimmt.

„Ich hatte es nämlich nicht vergessen, Tonio," sagte Hans und blickte vor sich nieder auf das Trottoir, „sondern ich dachte nur, daß heute doch wohl nichts daraus werden könnte, weil es ja so naß und windig ist. Aber mir macht das gar nichts, und ich finde es famos, daß du trotzdem auf mich gewartet hast. Ich glaubte schon, du seist nach Hause gegangen, und ärgerte mich . . ."

Alles in Tonio geriet in eine hüpfende und jubelnde Bewegung bei diesen Worten.

„Ja, wir gehen nun also über die Wälle!“ sagte er mit bewegter Stimme. „Über den Mühlenwall und den Holstenwall, und so bringe ich dich nach Hause, Hans . . . Bewahre, das schadet gar nichts, daß ich dann meinen Heimweg allein mache; das nächste Mal begleitest du mich.“

Im Grunde glaubte er nicht sehr fest an das, was Hans gesagt hatte, und fühlte genau, daß jener nur halb so viel Gewicht auf diesen Spaziergang zu zweien legte, wie er. Aber er sah doch, daß Hans seine Vergeßlichkeit bereute und es sich angelegen sein ließ, ihn zu versöhnen. Und er war weit von der Absicht entfernt, die Versöhnung hintanzuhalten . . .

Die Sache war die, daß Tonio Hans Hansen liebte und schon vieles um ihn gelitten hatte. Wer am meisten liebt, ist der Unterlegene und muß leiden, — diese schlichte und harte Lehre hatte seine vierzehnjährige Seele bereits vom Leben entgegengenommen; und er war so geartet, daß er solche Erfahrungen wohl vermerkte, sie gleichsam innerlich aufschrieb und gewissermaßen seine Freude daran hatte, ohne sich freilich für seine Person danach zu richten und praktischen Nutzen daraus zu ziehen. Auch war es so mit ihm bestellt, daß er solche Lehren weit wichtiger und interessanter achtete, als die Kenntnisse, die man ihm in der Schule aufnötigte, ja, daß er sich während der Unterrichtsstunden in den gothischen Klassengewölben meistens damit abgab, solche Einsichten bis auf den Grund zu empfinden und völlig auszudenken. Und diese Beschäftigung bereitete ihm eine ganz ähnliche Genugtuung, wie wenn er mit seiner Geige (denn er spielte die Geige) in seinem Zimmer

umherging, und die Töne, so weich, wie er sie nur hervorzubringen vermochte, in das Plätschern des Springstrahles hinein erklingen ließ, der drunten im Garten unter den Zweigen des alten Walnußbaumes tänzelnd emporstieg . . .

Der Springbrunnen, der alte Walnußbaum, seine Geige, und in der Ferne das Meer, die Ostsee, deren sommerliche Träume er in den Ferien belauschen durfte, diese Dinge waren es, die er liebte, mit denen er sich gleichsam umstellte, und zwischen denen sich sein inneres Leben abspielte, Dinge, deren Namen mit guter Wirkung in Versen zu verwenden sind und auch wirklich in den Versen, die Tonio Kröger zuweilen verfertigte, immer wieder erklangen.

Dieses, daß er ein Heft mit selbstgeschriebenen Versen besaß, war durch sein eigenes Verschulden bekannt geworden und schadete ihm sehr, bei seinen Mitschülern sowohl, wie bei den Lehrern. Dem Sohne Konsul Krögers schien es einerseits, als sei es dumm und gemein, daran Anstoß zu nehmen, und er verachtete dafür sowohl die Mitschüler wie die Lehrer, deren schlechte Manieren ihn obendrein abstießen, und deren persönliche Schwächen er seltsam eindringlich durchschaute. Andererseits aber empfand er selbst es als ausschweifend und eigentlich ungehörig, Verse zu machen, und mußte all denen gewissermaßen recht geben, die es für eine befremdende Beschäftigung hielten. Allein das vermochte ihn nicht, davon abzulassen . . .

Da er daheim seine Zeit vertrat, beim Unterricht langsamen und abgewandten Geistes war und bei den Lehrern schlecht angeschrieben stand, so brachte er beständig die erbärmlichsten Zensuren nach Hause, worüber sein Vater, ein langer, sorgfältig gekleideter Herr mit sinnenden blauen

Augen, der immer eine Feldblume im Knopfloch trug, sich sehr erzürnt und bekümmert zeigte. Der Mutter Tonios jedoch, seiner schönen, schwarzhaarigen Mutter, die Consuelo mit Vornamen hieß und überhaupt so anders war als die übrigen Damen der Stadt, weil der Vater sie sich einstmals von ganz unten auf der Landkarte heraufgeholt hatte, — seiner Mutter waren die Zeugnisse grundeinerlei ...

Tonio liebte seine dunkle und feurige Mutter, die so wunderbar den Flügel und die Mandoline spielte, und er war froh, daß sie sich ob seiner zweifelhaften Stellung unter den Menschen nicht grämte. Andererseits aber empfand er, daß der Zorn des Vaters weit würdiger und respektabler sei, und war, obgleich er von ihm gescholten wurde, im Grunde ganz einverstanden mit ihm, während er die heitere Gleichgültigkeit der Mutter ein wenig liederlich fand. Manchmal dachte er ungefähr: Es ist gerade genug, daß ich bin, wie ich bin, und mich nicht ändern will und kann, fahrlässig, widerspenstig und auf Dinge bedacht, an die sonst niemand denkt. Wenigstens gehört es sich, daß man mich ernstlich schilt und straft dafür, und nicht mit Küssen und Musik darüber hinweggeht. Wir sind doch keine Zigeuner im grünen Wagen, sondern anständige Leute, Konsul Krögers, die Familie der Kröger ... Nicht selten dachte er auch: Warum bin ich doch so sonderlich und in Widerstreit mit allem, zerfallen mit den Lehrern und fremd unter den anderen Jungen? Siehe sie an, die guten Schüler und die von solider Mittelmäßigkeit. Sie finden die Lehrer nicht komisch, sie machen keine Verse und denken nur Dinge, die man eben denkt und die man laut aussprechen kann. Wie ordentlich und einverstanden mit allem und

jedermann sie sich fühlen müssen! Das muß gut sein ... Was aber ist mit mir, und wie wird dies alles ablaufen?

Diese Art und Weise, sich selbst und sein Verhältnis zum Leben zu betrachten, spielte eine wichtige Rolle in Tonios Liebe zu Hans Hansen. Er liebte ihn zunächst, weil er schön war; dann aber, weil er in allen Stücken als sein eigenes Widerspiel und Gegenteil erschien. Hans Hansen war ein vortrefflicher Schüler und außerdem ein frischer Gesell, der ritt, turnte, schwamm wie ein Held und sich der allgemeinen Beliebtheit erfreute. Die Lehrer waren ihm beinahe mit Zärtlichkeit zugetan, nannten ihn mit Vornamen und förderten ihn auf alle Weise, die Kameraden waren auf seine Gunst bedacht, und auf der Straße hielten ihn Herren und Damen an, faßten ihn an dem Schopfe bastblonden Haares, der unter seiner dänischen Schiffermütze hervorquoll und sagten: „Guten Tag, Hans Hansen, mit deinem netten Schopf! Bist du noch Primus? Grüß' Papa und Mama, mein prächtiger Junge ..."

So war Hans Hansen, und seit Tonio Kröger ihn kannte, empfand er Sehnsucht, sobald er ihn erblickte, eine neidische Sehnsucht, die oberhalb der Brust saß und brannte. Wer so blaue Augen hätte, dachte er, und so in Ordnung und glücklicher Gemeinschaft mit aller Welt lebte, wie du! Stets bist du auf eine wohlanständige und allgemein respektierte Weise beschäftigt. Wenn du die Schulaufgaben erledigt hast, so nimmst du Reitstunden oder arbeitest mit der Laubsäge, und selbst in den Ferien, an der See, bist du vom Rudern, Segeln und Schwimmen in Anspruch genommen, indes ich müßiggängerisch und verloren im Sande liege und auf die geheimnisvoll wechselnden Mienenspiele starre, die über des

Meeres Antlitz huschen. Aber darum sind deine Augen so klar. Zu sein wie du . . .

Er machte nicht den Versuch, zu werden wie Hans Hansen, und vielleicht war es ihm nicht einmal sehr ernst mit diesem Wunsche. Aber er begehrte schmerzlich, so, wie er war, von ihm geliebt zu werden, und er warb um seine Liebe auf seine Art, eine langsame und innige, hingebungsvolle, leidende und wehmütige Art, aber von einer Wehmut, die tiefer und zehrender brennen kann, als alle jähe Leidenschaftlichkeit, die man von seinem fremden Äußeren hätte erwarten können.

Und er warb nicht ganz vergebens, denn Hans, der übrigens eine gewisse Überlegenheit an ihm achtete, eine Gewandtheit des Mundes, die Tonio befähigte, schwierige Dinge auszusprechen, begriff ganz wohl, daß hier eine ungewöhnlich starke und zarte Empfindung für ihn lebendig sei, erwies sich dankbar und bereitete ihm manches Glück durch sein Entgegenkommen — aber auch manche Pein der Eifersucht, der Enttäuschung und der vergeblichen Mühe, eine geistige Gemeinschaft herzustellen. Denn es war das Merkwürdige, daß Tonio, der Hans Hansen doch um seine Daseinsart beneidete, beständig trachtete, ihn zu seiner eigenen herüberzuziehen, was höchstens auf Augenblicke und auch dann nur scheinbar gelingen konnte . . .

„Ich habe jetzt etwas Wundervolles gelesen, etwas Prachtvolles . . .“ sagte er. Sie gingen und aßen gemeinsam aus einer Tüte Fruchtbonbons, die sie bei Krämer Iwersen in der Mühlenstraße für zehn Pfennige erstanden hatten. „Du mußt es lesen, Hans, es ist nämlich Don Carlos von Schiller . . . Ich leihe es dir, wenn du willst . . .“

„Ach nein," sagte Hans Hansen, „das laß nur, Tonio, das paßt nicht für mich. Ich bleibe bei meinen Pferdebüchern, weißt du. Famose Abbildungen sind darin, sage ich dir. Wenn du mal bei mir bist, zeige ich sie dir. Es sind Augenblicksphotographien, und man sieht die Gäule im Trab und im Galopp und im Sprunge, in allen Stellungen, die man in Wirklichkeit gar nicht zu sehen bekommt, weil es zu schnell geht . . ."

„In allen Stellungen?" sagte Tonio höflich. „Ja, das ist fein. Was aber Don Carlos betrifft, so geht das über alle Begriffe. Es sind Stellen darin, du sollst sehen, die so schön sind, daß es einem einen Ruck gibt, daß es gleichsam knallt . . ."

„Knallt es?" fragte Hans Hansen . . . „Wieso?"

„Da ist zum Beispiel die Stelle, wo der König geweint hat, weil er von dem Marquis betrogen ist . . . aber der Marquis hat ihn nur dem Prinzen zuliebe betrogen, verstehst du, für den er sich geopfert. Und nun kommt aus dem Kabinett in das Vorzimmer die Nachricht, daß der König geweint hat. ‚Geweint?' ‚Der König geweint?' Alle Hofmänner sind fürchterlich betreten, und es geht einem durch und durch, denn es ist ein schrecklich starrer und strenger König. Aber man begreift es so gut, daß er geweint hat, und mir tut er eigentlich mehr leid, als der Prinz und der Marquis zusammengenommen. Er ist immer so ganz allein und ohne Liebe, und nun glaubt er einen Menschen gefunden zu haben, und der verrät ihn . . ."

Hans Hansen sah von der Seite in Tonios Gesicht, und irgend etwas in diesem Gesicht mußte ihn wohl dem Gegenstande gewinnen, denn er schob plötzlich wieder seinen Arm unter den Tonios und fragte:

„Auf welche Weise verrät er ihn denn, Tonio?"

Tonio geriet in Bewegung.

„Ja, die Sache ist," fing er an, „daß alle Briefe nach Brabant und Flandern . . ."

„Da kommt Erwin Jimmerthal," sagte Hans.

Tonio verstummte. Möchte ihn doch, dachte er, die Erde verschlingen, diesen Jimmerthal! Warum muß er kommen und uns stören! Wenn er nur nicht mit uns geht und den ganzen Weg von der Reitstunde spricht . . . Denn Erwin Jimmerthal hatte ebenfalls Reitstunde. Er war der Sohn des Bankdirektors und wohnte hier draußen vorm Tore. Mit seinen krummen Beinen und Schlitzaugen kam er ihnen, schon ohne Schulmappe, durch die Allee entgegen.

„Tag, Jimmerthal", sagte Hans. „Ich gehe ein bißchen mit Kröger . . ."

„Ich muß zur Stadt," sagte Jimmerthal, „und etwas besorgen. Aber ich gehe noch ein Stück mit euch . . . Das sind wohl Fruchtbonbons, die ihr da habt? Ja, danke, ein paar esse ich. Morgen haben wir wieder Stunde, Hans." — Es war die Reitstunde gemeint.

„Famos!" sagte Hans. „Ich bekomme jetzt die ledernen Gamaschen, du, weil ich neulich die Eins im Exerzitium hatte . . ."

„Du hast wohl keine Reitstunde, Kröger?" fragte Jimmerthal, und seine Augen waren nur ein Paar blanker Ritzen . . .

„Nein . . ." antwortete Tonio mit ganz ungewisser Betonung.

„Du solltest," bemerkte Hans Hansen, „deinen Vater bitten, daß du auch Stunde bekommst, Kröger."

„Ja . . .“ sagte Tonio zugleich hastig und gleichgültig. Einen Augenblick schnürte sich ihm die Kehle zusammen, weil Hans ihn mit Nachnamen angeredet hatte; und Hans schien dies zu fühlen, denn er sagte erläuternd:

„Ich nenne dich Kröger, weil dein Vorname so verrückt ist, du, entschuldige, aber ich mag ihn nicht leiden. Tonio . . . Das ist doch überhaupt kein Name. Übrigens kannst du ja nichts dafür, bewahre!“

„Nein, du heißt wohl hauptsächlich so, weil es so ausländisch klingt und etwas Besonderes ist . . .“ sagte Jimmerthal und tat, als ob er zum Guten reden wollte.

Tonios Mund zuckte. Er nahm sich zusammen und sagte:

„Ja, es ist ein alberner Name, ich möchte, weiß Gott, lieber Heinrich oder Wilhelm heißen, das könnt ihr mir glauben. Aber es kommt daher, daß ein Bruder meiner Mutter, nach dem ich getauft worden bin, Antonio heißt; denn meine Mutter ist doch von drüben . . .“

Dann schwieg er und ließ die beiden von Pferden und Lederzeug sprechen. Hans hatte Jimmerthal untergefaßt und redete mit einer geläufigen Teilnahme, die für Don Carlos niemals in ihm zu erwecken gewesen wäre . . . Von Zeit zu Zeit fühlte Tonio, wie der Drang zu weinen ihm prickelnd in die Nase stieg; auch hatte er Mühe, sein Kinn in der Gewalt zu behalten, das beständig ins Zittern geriet . . .

Hans mochte seinen Namen nicht leiden, — was war dabei zu tun? Er selbst hieß Hans, und Jimmerthal hieß Erwin, gut, das waren allgemein anerkannte Namen, die niemand befremdeten. Aber „Tonio“ war etwas Ausländ-

diſches und Beſonderes. Ja, es war in allen Stücken etwas Beſonderes mit ihm, ob er wollte oder nicht, und er war allein und ausgeſchloſſen von den Ordentlichen und Gewöhnlichen, obgleich er doch kein Zigeuner im grünen Wagen war, ſondern ein Sohn Konſul Krögers, aus der Familie der Kröger . . . Aber warum nannte Hans ihn Tonio, ſolange ſie allein waren, wenn er, kam ein dritter hinzu, anfing, ſich ſeiner zu ſchämen? Zuweilen war er ihm nahe und gewonnen, ja. Auf welche Weiſe verrät er ihn denn, Tonio? hatte er gefragt und ihn untergefaßt. Aber als dann Jimmerthal gekommen war, hatte er dennoch erleichtert aufgeatmet, hatte ihn verlaſſen und ihm ohne Not ſeinen fremden Rufnamen vorgeworfen. Wie weh es tat, dies alles durchſchauen zu müſſen! . . . Hans Hanſen hatte ihn im Grunde ein wenig gern, wenn ſie unter ſich waren, er wußte es. Aber kam ein dritter, ſo ſchämte er ſich deſſen und opferte ihn auf. Und er war wieder allein. Er dachte an König Philipp. Der König hat geweint . . .

„Gott bewahre," ſagte Erwin Jimmerthal, „nun muß ich aber wirklich zur Stadt! Adieu, ihr, und Dank für die Fruchtbonbons!" Darauf ſprang er auf eine Bank, die am Wege ſtand, lief mit ſeinen krummen Beinen darauf entlang und trabte davon.

„Jimmerthal mag ich leiden!" ſagte Hans mit Nachdruck. Er hatte eine verwöhnte und ſelbſtbewußte Art, ſeine Sympathien und Abneigungen kundzugeben, ſie gleichſam gnädigſt zu verteilen . . . Und dann fuhr er fort, von der Reitſtunde zu ſprechen, weil er einmal im Zuge war. Es war auch nicht mehr ſo weit bis zum Hanſenſchen Wohnhauſe; der Weg über die Wälle nahm nicht ſo viel Zeit in Anſpruch.

Sie hielten ihre Mützen fest und beugten die Köpfe vor dem starken, feuchten Wind, der in dem kahlen Geäst der Bäume knarrte und stöhnte. Und Hans Hansen sprach, während Tonio nur dann und wann ein künstliches Ach und Jaja einfließen ließ, ohne Freude darüber, daß Hans ihn im Eifer der Rede wieder untergefaßt hatte, denn das war nur eine scheinbare Annäherung, ohne Bedeutung.

Dann verließen sie die Wallanlagen unfern des Bahnhofes, sahen einen Zug mit plumper Eilfertigkeit vorüberpuffen, zählten zum Zeitvertreib die Wagen und winkten dem Manne zu, der in seinen Pelz vermummt zuhöchst auf dem allerletzten saß. Und am Lindenplatze, vor Großhändler Hansens Villa, blieben sie stehen, und Hans zeigte ausführlich, wie amüsant es sei, sich unten auf die Gartenpforte zu stellen und sich in den Angeln hin und her zu schlenkern, daß es nur so kreischte. Aber hierauf verabschiedete er sich.

„Ja, nun muß ich hinein," sagte er. „Adieu, Tonio. Das nächste Mal begleite ich dich nach Hause, sei sicher."

„Adieu, Hans," sagte Tonio, „es war nett, spazieren zu gehen."

Ihre Hände, die sich drückten, waren ganz naß und rostig von der Gartenpforte. Als aber Hans in Tonios Augen sah, entstand etwas wie reuiges Besinnen in seinem hübschen Gesicht.

„Übrigens werde ich nächstens ‚Don Carlos' lesen!" sagte er rasch. „Das mit dem König im Kabinett muß famos sein!" Dann nahm er seine Mappe unter den Arm und lief durch den Vorgarten. Bevor er im Hause verschwand, nickte er noch einmal zurück.

Und Tonio Kröger ging ganz verklärt und beſchwingt von dannen. Der Wind trug ihn von hinten, aber es war nicht darum allein, daß er ſo leicht von der Stelle kam.

Hans würde „Don Carlos“ leſen, und dann würden ſie etwas miteinander haben, worüber weder Jimmerthal noch irgend ein anderer mitreden konnte! Wie gut ſie einander verſtanden! Wer wußte, — vielleicht brachte er ihn noch dazu, ebenfalls Verſe zu ſchreiben? . . . Nein, nein, das wollte er nicht! Hans ſollte nicht werden wie Tonio, ſondern bleiben, wie er war, ſo hell und ſtark, wie alle ihn liebten und Tonio am meiſten! Aber daß er „Don Carlos“ las, würde trotzdem nicht ſchaden . . . Und Tonio ging durch das alte, unterſetzte Tor, ging am Hafen entlang und die ſteile, zugige und naſſe Giebelgaſſe hinauf zum Haus ſeiner Eltern. Damals lebte ſein Herz; Sehnſucht war darin und ſchwermütiger Neid, und ein klein wenig Verachtung, und eine ganze keuſche Seligkeit.

Die blonde Inge, Ingeborg Holm, Doktor Holms Tochter, der am Markt wohnte, dort, wo hoch, ſpitzig und vielfach der gotiſche Brunnen ſtand, ſie war's, die Tonio Kröger liebte, als er ſechzehn Jahre alt war.

Wie geſchah das? Er hatte ſie tauſendmal geſehen; an einem Abend jedoch ſah er ſie in einer gewiſſen Beleuchtung, ſah, wie ſie im Geſpräch mit einer Freundin auf eine gewiſſe übermütige Art lachend den Kopf zur Seite warf, auf eine gewiſſe Art ihre Hand, eine gar nicht beſonders ſchmale, gar nicht beſonders feine Kleinmädchenhand zum Hinterkopfe führte, wobei der weiße Gazeärmel von ihrem Ellenbogen zurückglitt, hörte, wie ſie ein Wort, ein gleichgültiges

Wort, auf eine gewisse Art betonte, wobei ein warmes Klingen in ihrer Stimme war, und ein Entzücken ergriff sein Herz, weit stärker als jenes, das er früher zuweilen empfunden hatte, wenn er Hans Hansen betrachtete, damals, als er noch ein kleiner, dummer Junge war.

An diesem Abend nahm er ihr Bild mit fort, mit dem dicken, blonden Zopf, den länglich geschnittenen, lachenden, blauen Augen und dem zart angedeuteten Sattel von Sommersprossen über der Nase, konnte nicht einschlafen, weil er das Klingen in ihrer Stimme hörte, versuchte leise, die Betonung nachzuahmen, mit der sie das gleichgültige Wort ausgesprochen hatte, und erschauerte dabei. Die Erfahrung lehrte ihn, daß dies die Liebe sei. Aber obgleich er genau wußte, daß die Liebe ihm viel Schmerz, Drangsal und Demütigung bringen müsse, daß sie überdies den Frieden zerstöre und das Herz mit Melodien überfülle, ohne daß man Ruhe fand, eine Sache rund zu formen und in Gelassenheit etwas Ganzes daraus zu schmieden, so nahm er sie doch mit Freuden auf, überließ sich ihr ganz und pflegte sie mit den Kräften seines Gemütes, denn er wußte, daß sie reich und lebendig mache, und er sehnte sich, reich und lebendig zu sein, statt in Gelassenheit etwas Ganzes zu schmieden . . .

Dies, daß Tonio Kröger sich an die lustige Inge Holm verlor, ereignete sich in dem ausgeräumten Salon der Konsulin Husteede, die es an jenem Abend traf, die Tanzstunde zu geben; denn es war ein Privatkursus, an dem nur Angehörige von ersten Familien teilnahmen, und man versammelte sich reihum in den elterlichen Häusern, um sich Unterricht in Tanz und Anstand erteilen zu lassen. Aber zu

dieſem Behufe kam allwöchentlich Ballettmeiſter Knaak eigens von Hamburg herbei.

François Knaak war ſein Name, und was für ein Mann war das! „J'ai l'honneur de me vous représenter," ſagte er, „mon nom est Knaak . . ." Und dies ſpricht man nicht aus, während man ſich verbeugt, ſondern wenn man wieder aufrecht ſteht, — gedämpft und dennoch deutlich. Man iſt nicht täglich in der Lage, ſich auf Franzöſiſch vorſtellen zu müſſen, aber kann man es in dieſer Sprache korrekt und tadellos, ſo wird es einem auf Deutſch erſt recht nicht fehlen. Wie wunderbar der ſeidig ſchwarze Gehrock ſich an ſeine fetten Hüften ſchmiegte! In weichen Falten fiel ſein Beinkleid auf ſeine Lackſchuhe hinab, die mit breiten Atlasſchleifen geſchmückt waren, und ſeine braunen Augen blickten mit einem müden Glück über ihre eigene Schönheit umher . . .

Jedermann ward erdrückt durch das Übermaß ſeiner Sicherheit und Wohlanſtändigkeit. Er ſchritt — und niemand ſchritt wie er, elaſtiſch, wogend, wiegend, königlich — auf die Herrin des Hauſes zu, verbeugte ſich und wartete, daß man ihm die Hand reiche. Erhielt er ſie, ſo dankte er mit leiſer Stimme dafür, trat federnd zurück, wandte ſich auf dem linken Fuße, ſchnellte den rechten mit niedergedrückter Spitze ſeitwärts vom Boden ab und ſchritt mit bebenden Hüften davon . . .

Man ging rückwärts und unter Verbeugungen zur Tür hinaus, wenn man eine Geſellſchaft verließ, man ſchleppte einen Stuhl nicht herbei, indem man ihn an einem Bein ergriff oder am Boden entlang ſchleifte, ſondern man trug ihn leicht an der Lehne herzu und ſetzte ihn geräuſchlos nieder. Man ſtand nicht da, indem man die Hände auf dem

Bauch faltete und die Zunge in den Mundwinkel schob; tat man es dennoch, so hatte Herr Knaak eine Art, es ebenso zu machen, daß man für den Rest seines Lebens einen Ekel vor dieser Haltung bewahrte . . .

Dies war der Anstand. Was aber den Tanz betraf, so meisterte Herr Knaak ihn womöglich in noch höherem Grade. In dem ausgeräumten Salon brannten die Gasflammen des Kronleuchters und die Kerzen auf dem Kamin. Der Boden war mit Talkum bestreut, und in stummem Halbkreise standen die Eleven umher. Aber jenseits der Portieren, in der anstoßenden Stube, saßen auf Plüschstühlen die Mütter und Tanten und betrachteten durch ihre Lorgnetten Herrn Knaak, wie er, in gebückter Haltung, den Saum seines Gehrockes mit je zwei Fingern erfaßt hielt und mit federnden Beinen die einzelnen Teile der Mazurka demonstrierte. Beabsichtigte er aber, sein Publikum gänzlich zu verblüffen, so schnellte er sich plötzlich und ohne zwingenden Grund vom Boden empor, indem er seine Beine mit verwirrender Schnelligkeit in der Luft umeinander wirbelte, gleichsam mit denselben trillerte, worauf er mit einem gedämpften, aber alles in seinen Festen erschütternden Plumps zu dieser Erde zurückkehrte . . .

Was für ein unbegreiflicher Affe, dachte Tonio Kröger in seinem Sinn. Aber er sah wohl, daß Inge Holm, die lustige Inge, oft mit einem selbstvergessenen Lächeln Herrn Knaaks Bewegungen verfolgte, und nicht dies allein war es, weshalb alle diese wundervoll beherrschte Körperlichkeit ihm im Grunde etwas wie Bewunderung abgewann. Wie ruhevoll und unverwirrbar Herrn Knaaks Augen blickten! Sie sahen nicht in die Dinge hinein, bis dorthin, wo sie

kompliziert und traurig werden; sie wußten nichts, als daß sie braun und schön seien. Aber deshalb war seine Haltung so stolz! Ja, man mußte dumm sein, um so schreiten zu können wie er; und dann wurde man geliebt, denn man war liebenswürdig. Er verstand es so gut, daß Inge, die blonde, süße Inge, auf Herrn Knaak blickte, wie sie es tat. Aber würde denn niemals ein Mädchen so auf ihn selbst blicken?

O doch, das kam vor. Da war Magdalena Vermehren, Rechtsanwalt Vermehrens Tochter, mit dem sanften Mund und den großen, dunklen, blanken Augen voll Ernst und Schwärmerei. Sie fiel oft hin beim Tanzen; aber sie kam zu ihm bei der Damenwahl, sie wußte, daß er Verse dichtete, sie hatte ihn zweimal gebeten, sie ihr zu zeigen, und oftmals schaute sie ihn von weitem mit gesenktem Kopfe an. Aber was sollte ihm das? Er, er liebte Inge Holm, die blonde, lustige Inge, die ihn sicher darum verachtete, daß er poetische Sachen schrieb . . . er sah sie an, sah ihre schmalgeschnittenen, blauen Augen, die voll Glück und Spott waren, und eine neidische Sehnsucht, ein herber, drängender Schmerz, von ihr ausgeschlossen und ihr ewig fremd zu sein, saß in seiner Brust und brannte . . .

„Erstes Paar en avant!“ sagte Herr Knaak, und keine Worte schildern, wie wunderbar der Mann den Nasallaut hervorbrachte. Man übte Quadrille, und zu Tonio Krögers tiefem Erschrecken befand er sich mit Inge Holm in ein und demselben Karree. Er mied sie, wie er konnte, und dennoch geriet er beständig in ihre Nähe; er wehrte seinen Augen, sich ihr zu nahen, und dennoch traf sein Blick beständig auf sie . . . Nun kam sie an der Hand des rotköpfigen

Ferdinand Matthiessen gleitend und laufend herbei, warf den Zopf zurück und stellte sich aufatmend ihm gegenüber; Herr Heinzelmann, der Klavierspieler, griff mit seinen knochigen Händen in die Tasten, Herr Knaak kommandierte, die Quadrille begann.

Sie bewegte sich vor ihm hin und her, vorwärts und rückwärts, schreitend und drehend, ein Duft, der von ihrem Haar oder dem zarten, weißen Stoff ihres Kleides ausging, berührte ihn manchmal, und seine Augen trübten sich mehr und mehr. Ich liebe dich, liebe, süße Inge, sagte er innerlich, und er legte in diese Worte seinen ganzen Schmerz darüber, daß sie so eifrig und lustig bei der Sache war und sein nicht achtete. Ein wunderschönes Gedicht von Storm fiel ihm ein: „Ich möchte schlafen; aber du mußt tanzen." Der demütigende Widersinn quälte ihn, der darin lag, tanzen zu müssen, während man liebte . . .

„Erstes Paar en avant!" sagte Herr Knaak, denn es kam eine neue Tour. „Compliment! Moulinet des dames! Tour de main!" Und niemand beschreibt, auf welch graziöse Art er das stumme e vom „de" verschluckte.

„Zweites Paar en avant!" Tonio Kröger und seine Dame waren daran. „Compliment!" Und Tonio Kröger verbeugte sich. „Moulinet des dames!" Und Tonio Kröger, mit gesenktem Kopfe und finsteren Brauen, legte seine Hand auf die Hände der vier Damen, auf die Inge Holms, und tanzte ‚moulinet'.

Ringsum entstand ein Kichern und Lachen. Herr Knaak fiel in eine Ballettpose, welche ein stilisiertes Entsetzen ausdrückte. „O weh!" rief er. „Halt, halt! Kröger ist unter die Damen geraten! En arrière, Fräulein Kröger, zurück,

fi donc! Alle haben es nun verſtanden, nur Sie nicht. Huſch! Fort! Zurück mit Ihnen!" Und er zog ſein gelbſeidenes Taſchentuch und ſcheuchte Tonio Kröger damit an ſeinen Platz zurück.

Alles lachte, die Jungen, die Mädchen und die Damen jenſeits der Portieren, denn Herr Knaak hatte etwas gar zu Drolliges aus dem Zwiſchenfall gemacht, und man amüſierte ſich wie im Theater. Nur Herr Heinzelmann wartete mit trockener Geſchäftsmiene auf das Zeichen zum Weiterſpielen, denn er war abgehärtet gegen Herrn Knaaks Wirkungen.

Dann ward die Quadrille fortgeſetzt. Und dann war Pauſe. Das Folgmädchen klirrte mit einem Teebrett voll Weingeleegläſern zur Tür herein, und die Köchin folgte mit einer Ladung Plumcake in ihrem Kielwaſſer. Aber Tonio Kröger ſtahl ſich fort, ging heimlich auf den Korridor hinaus und ſtellte ſich dort, die Hände auf dem Rücken, vor ein Fenſter mit herabgelaſſener Jalouſie, ohne zu bedenken, daß man durch dieſe Jalouſie gar nichts ſehen konnte, und daß es alſo lächerlich ſei, davorzuſtehen und zu tun, als blicke man hinaus.

Er blickte aber in ſich hinein, wo ſoviel Gram und Sehnſucht war. Warum, warum war er hier? Warum ſaß er nicht in ſeiner Stube am Fenſter und las in Storms „Immenſee" und blickte hie und da in den abendlichen Garten hinaus, wo der alte Walnußbaum ſchwerfällig knarrte? Das wäre ſein Platz geweſen. Mochten die anderen tanzen und friſch und geſchickt bei der Sache ſein! . . . Nein, nein, ſein Platz war dennoch hier, wo er ſich in Inges Nähe wußte, wenn er auch nur einſam von ferne ſtand und

versuchte, in dem Summen, Klirren und Lachen dort drinnen ihre Stimme zu unterscheiden, in welcher es klang von warmem Leben. Deine länglich geschnittenen, blauen, lachenden Augen, du blonde Inge! So schön und heiter wie du kann man nur sein, wenn man nicht „Immensee" liest und niemals versucht, selbst dergleichen zu machen; das ist das Traurige! . . .

Sie müßte kommen! Sie müßte bemerken, daß er fort war, müßte fühlen, wie es um ihn stand, müßte ihm heimlich folgen, wenn auch nur aus Mitleid, ihm ihre Hand auf die Schulter legen und sagen: Komm herein zu uns, sei froh, ich liebe dich. Und er horchte hinter sich und wartete in unvernünftiger Spannung, daß sie kommen möge. Aber sie kam keines Weges. Dergleichen geschah nicht auf Erden.

Hatte auch sie ihn verlacht gleich allen anderen? Ja, das hatte sie getan, so gern er es ihret- und seinetwegen geleugnet hätte. Und doch hatte er nur aus Versunkenheit in ihre Nähe „moulinet des dames" mitgetanzt. Und was verschlug das? Man würde vielleicht einmal aufhören zu lachen! Hatte etwa nicht kürzlich eine Zeitschrift ein Gedicht von ihm angenommen, wenn sie dann auch wieder eingegangen war, bevor das Gedicht hatte erscheinen können? Es kam der Tag, wo er berühmt war, wo alles gedruckt wurde, was er schrieb, und dann würde man sehen, ob es nicht Eindruck auf Inge Holm machen würde . . . Es würde keinen Eindruck machen, nein, das war es ja. Auf Magdalena Vermehren, die immer hinfiel, ja, auf die. Aber niemals auf Inge Holm, niemals auf die blauäugige, lustige Inge. Und war es also nicht vergebens? . . .

Tonio Krögers Herz zog sich schmerzlich zusammen bei diesem Gedanken. Zu fühlen, wie wunderbare spielende und schwermütige Kräfte sich in dir regen, und dabei zu wissen, daß diejenigen, zu denen du dich hinübersehnst, ihnen in heiterer Unzugänglichkeit gegenüberstehen, das tut sehr weh. Aber obgleich er einsam, ausgeschlossen und ohne Hoffnung vor einer geschlossenen Jalousie stand und in seinem Kummer tat, als könne er hindurchblicken, so war er dennoch glücklich. Denn damals lebte sein Herz. Warm und traurig schlug es für dich, Ingeborg Holm, und seine Seele umfaßte deine blonde, lichte und übermütig gewöhnliche kleine Persönlichkeit in seliger Selbstverleugnung.

Mehr als einmal stand er mit erhitztem Angesicht an einsamen Stellen, wohin Musik, Blumenduft und Gläsergeklirr nur leise drangen, und suchte, in dem fernen Festgeräusch deine klingende Stimme zu unterscheiden, stand in Schmerzen um dich und war dennoch glücklich. Mehr als einmal kränkte es ihn, daß er mit Magdalena Vermehren, die immer hinfiel, sprechen konnte, daß sie ihn verstand und mit ihm lachte und ernst war, während die blonde Inge, saß er auch neben ihr, ihm fern und fremd und befremdet erschien, denn seine Sprache war nicht ihre Sprache; und dennoch war er glücklich. Denn das Glück, sagte er sich, ist nicht, geliebt zu werden; das ist eine mit Ekel gemischte Genugtuung für die Eitelkeit. Das Glück ist, zu lieben und vielleicht kleine, trügerische Annäherungen an den geliebten Gegenstand zu erhaschen. Und er schrieb diesen Gedanken innerlich auf, dachte ihn völlig aus und empfand ihn bis auf den Grund.

Treue! dachte Tonio Kröger. Ich will treu sein und dich lieben, Ingeborg, solange ich lebe! So wohlmeinend

war er. Und dennoch flüsterte in ihm eine leise Furcht und Trauer, daß er ja auch Hans Hansen ganz und gar vergessen habe, obgleich er ihn täglich sah. Und es war das Häßliche und Erbärmliche, daß diese leise und ein wenig hämische Stimme recht behielt, daß die Zeit verging und Tage kamen, da Tonio Kröger nicht mehr so unbedingt wie ehemals für die lustige Inge zu sterben bereit war, weil er Lust und Kräfte in sich fühlte, auf seine Art in der Welt eine Menge des Merkwürdigen zu leisten.

Und er umkreiste behutsam den Opferaltar, auf dem die lautere und keusche Flamme seiner Liebe loderte, kniete davor und schürte und nährte sie auf alle Weise, weil er treu sein wollte. Und über eine Weile, unmerklich, ohne Aufsehen und Geräusch, war sie dennoch erloschen.

Aber Tonio Kröger stand noch eine Zeitlang vor dem erkalteten Altar, voll Staunen und Enttäuschung darüber, daß Treue auf Erden unmöglich war. Dann zuckte er die Achseln und ging seiner Wege.

Er ging den Weg, den er gehen mußte, ein wenig nachlässig und ungleichmäßig, vor sich hinpfeifend, mit seitwärts geneigtem Kopfe ins Weite blickend, und wenn er irre ging, so geschah es, weil es für Etliche einen richtigen Weg überhaupt nicht gibt. Fragte man ihn, was in aller Welt er zu werden gedachte, so erteilte er wechselnde Auskunft, denn er pflegte zu sagen (und hatte es auch bereits aufgeschrieben), daß er die Möglichkeiten zu tausend Daseinsformen in sich trage, zusammen mit dem heimlichen Bewußtsein, daß es im Grunde lauter Unmöglichkeiten seien . . .

Schon bevor er von der engen Vaterstadt schied, hatten

sich leise die Klammern und Fäden gelöst, mit der sie ihn hielt. Die alte Familie der Kröger war nach und nach in einen Zustand des Abbröckelns und der Zersetzung geraten, und die Leute hatten Grund, Tonio Krögers eigenes Sein und Wesen ebenfalls zu den Merkmalen dieses Zustandes zu rechnen. Seines Vaters Mutter war gestorben, das Haupt des Geschlechts, und nicht lange darauf, so folgte sein Vater, der lange, sinnende, sorgfältig gekleidete Herr mit der Feldblume im Knopfloch, ihr im Tode nach. Das große Krögersche Haus stand mitsamt seiner würdigen Geschichte zum Verkaufe, und die Firma ward ausgelöscht. Tonios Mutter jedoch, seine schöne, feurige Mutter, die so wunderbar den Flügel und die Mandoline spielte und der alles ganz einerlei war, vermählte sich nach Jahresfrist aufs neue, und zwar mit einem Musiker, einem Virtuosen mit italienischem Namen, dem sie in blaue Fernen folgte. Tonio Kröger fand dies ein wenig liederlich; aber war er berufen, es ihr zu wehren? Er schrieb Verse und konnte nicht einmal beantworten, was in aller Welt er zu werden gedachte ...

Und er verließ die winklige Heimatstadt, um deren Giebel der feuchte Wind pfiff, verließ den Springbrunnen und den alten Walnußbaum im Garten, die Vertrauten seiner Jugend, verließ auch das Meer, das er so sehr liebte, und empfand keinen Schmerz dabei. Denn er war groß und klug geworden, hatte begriffen, was für eine Bewandtnis es mit ihm hatte, und war voller Spott für das plumpe und niedrige Dasein, das ihn so lange in seiner Mitte gehalten hatte.

Er ergab sich ganz der Macht, die ihm als die erhabenste auf Erden erschien, zu deren Dienst er sich berufen fühlte,

und die ihm Hoheit und Ehren versprach, der Macht des Geistes und Wortes, die lächelnd über dem unbewußten und stummen Leben thront. Mit seiner jungen Leidenschaft ergab er sich ihr, und sie lohnte sie mit allem, was sie zu schenken hat, und nahm ihm unerbittlich all das, was sie als Entgelt dafür zu nehmen pflegt.

Sie schärfte seinen Blick und ließ ihn die großen Wörter durchschauen, die der Menschen Busen blähen, sie erschloß ihm der Menschen Seelen und seine eigene, machte ihn hellsehend und zeigte ihm das Innere der Welt und alles Letzte, was hinter den Worten und Taten ist. Was er aber sah, war dies: Komik und Elend — Komik und Elend.

Da kam, mit der Qual und dem Hochmut der Erkenntnis, die Einsamkeit, weil es ihn im Kreise der Harmlosen mit dem fröhlich dunklen Sinn nicht litt und das Mal an seiner Stirn sie verstörte. Aber mehr und mehr versüßte sich ihm auch die Lust am Worte und der Form, denn er pflegte zu sagen (und hatte es auch bereits aufgeschrieben), daß die Kenntnis der Seele allein unfehlbar trübsinnig machen würde, wenn nicht die Vergnügungen des Ausdrucks uns wach und munter erhielten . . .

Er lebte in großen Städten und im Süden, von dessen Sonne er sich ein üppigeres Reifen seiner Kunst versprach; und vielleicht war es das Blut seiner Mutter, welches ihn dorthin zog. Aber da sein Herz tot und ohne Liebe war, so geriet er in Abenteuer des Fleisches, stieg tief hinab in Wollust und heiße Schuld und litt unsäglich dabei. Vielleicht war es das Erbteil seines Vaters in ihm, des langen, sinnenden, reinlich gekleideten Mannes mit der Feldblume im Knopfloch, das ihn dort unten so leiden machte und

manchmal eine ſchwache, ſehnſüchtige Erinnerung in ihm ſich regen ließ an eine Luſt der Seele, die einſtmals ſein eigen geweſen war, und die er in allen Lüſten nicht wiederfand.

Ein Ekel und Haß gegen die Sinne erfaßte ihn und ein Lechzen nach Reinheit und wohlanſtändigem Frieden, während er doch die Luft der Kunſt atmete, die laue und ſüße, duftgeſchwängerte Luft eines beſtändigen Frühlings, in der es treibt und braut und keimt in heimlicher Zeugungswonne. So kam es nur dahin, daß er, haltlos zwiſchen kraſſen Extremen, zwiſchen eiſiger Geiſtigkeit und verzehrender Sinnenglut hin und her geworfen, unter Gewiſſensnöten ein erſchöpfendes Leben führte, ein ausbündiges, ausſchweifendes und außerordentliches Leben, das er, Tonio Kröger, im Grunde verabſcheute. Welch Irrgang! dachte er zuweilen. Wie war es nur möglich, daß ich in alle dieſe exzentriſchen Abenteuer geriet? Ich bin doch kein Zigeuner im grünen Wagen, von Hauſe aus . . .

Aber in dem Maße, wie ſeine Geſundheit geſchwächt ward, verſchärfte ſich ſeine Künſtlerſchaft, ward wähleriſch, erleſen, koſtbar, fein, reizbar gegen das Banale und aufs höchſte empfindlich in Fragen des Taktes und Geſchmacks. Als er zum erſten Male hervortrat, wurde unter denen, die es anging, viel Beifall und Freude laut, denn es war ein wertvoll gearbeitetes Ding, was er geliefert hatte, voll Humor und Kenntnis des Leidens. Und ſchnell ward ſein Name, derſelbe, mit dem ihn einſt ſeine Lehrer ſcheltend gerufen hatten, derſelbe, mit dem er ſeine erſten Reime an den Walnußbaum, den Springbrunnen und das Meer unterzeichnet hatte, dieſer aus Süd und Nord zuſammen-

gesetzte Klang, dieser exotisch angehauchte Bürgersname zu einer Formel, die Vortreffliches bezeichnete; denn der schmerzlichen Gründlichkeit seiner Erfahrungen gesellte sich ein seltener, zäh ausharrender und ehrsüchtiger Fleiß, der im Kampf mit der wählerischen Reizbarkeit seines Geschmacks unter heftigen Qualen ungewöhnliche Werke entstehen ließ.

Er arbeitete nicht wie jemand, der arbeitet, um zu leben, sondern wie einer, der nichts will als arbeiten, weil er sich als lebendigen Menschen für nichts achtet, nur als Schaffender in Betracht zu kommen wünscht und im übrigen grau und unauffällig umhergeht, wie ein abgeschminkter Schauspieler, der nichts ist, solange er nichts darzustellen hat. Er arbeitete stumm, abgeschlossen, unsichtbar und voller Verachtung für jene Kleinen, denen das Talent ein geselliger Schmuck war, die, ob sie nun arm oder reich waren, wild und abgerissen einhergingen oder mit persönlichen Krawatten Luxus trieben, in erster Linie glücklich, liebenswürdig und künstlerisch zu leben bedacht waren, unwissend darüber, daß gute Werke nur unter dem Druck eines schlimmen Lebens entstehen, daß, wer lebt, nicht arbeitet, und daß man gestorben sein muß, um ganz ein Schaffender zu sein.

„Störe ich?" fragte Tonio Kröger auf der Schwelle des Ateliers. Er hielt seinen Hut in der Hand und verbeugte sich sogar ein wenig, obgleich Lisaweta Iwanowna seine Freundin war, der er alles sagte.

„Erbarmen Sie sich, Tonio Kröger, und kommen Sie ohne Zeremonien herein!" antwortete sie mit ihrer hüpfenden Betonung. „Es ist bekannt, daß Sie eine gute Kinder-

ſtube genoſſen haben und wiſſen, was ſich ſchickt.“ Dabei ſteckte ſie ihren Pinſel zu der Palette in die linke Hand, reichte ihm die rechte und blickte ihm lachend und kopfſchüttelnd ins Geſicht.

„Ja aber Sie arbeiten“, ſagte er. „Laſſen Sie ſehen ... Oh, Sie ſind vorwärts gekommen.“ Und er betrachtete abwechſelnd die farbigen Skizzen, die zu beiden Seiten der Staffelei auf Stühlen lehnten, und die große, mit einem quadratiſchen Liniennetz überzogene Leinwand, auf welcher, in dem verworrenen und ſchemenhaften Kohleentwurf, die erſten Farbflecke aufzutauchen begannen.

Es war in München, in einem Rückgebäude der Schellingſtraße, mehrere Stiegen hoch. Draußen, hinter dem breiten Nordlichtfenſter, herrſchte Himmelsblau, Vogelgezwitſcher und Sonnenſchein, und des Frühlings junger, ſüßer Atem, der durch eine offene Klappe hereinſtrömte, vermiſchte ſich mit dem Geruch von Fixativ und Ölfarbe, der den weiten Arbeitsraum erfüllte. Ungehindert überflutete das goldige Licht des hellen Nachmittags die weitläufige Kahlheit des Ateliers, beſchien freimütig den ein wenig ſchadhaften Fußboden, den rohen, mit Fläſchchen, Tuben und Pinſeln bedeckten Tiſch unterm Fenſter und die ungerahmten Studien an den untapezierten Wänden, beſchien den Wandſchirm aus riſſiger Seide, der in der Nähe der Tür einen kleinen, ſtilvoll möblierten Wohn- und Mußewinkel begrenzte, beſchien das werdende Werk auf der Staffelei und davor die Malerin und den Dichter.

Sie mochte etwa ſo alt ſein wie er, nämlich ein wenig jenſeits der Dreißig. In ihrem dunkelblauen, fleckigen Schürzenkleide ſaß ſie auf einem niedrigen Schemel und

stützte das Kinn in die Hand. Ihr braunes Haar, fest frisiert und an den Seiten schon leicht ergraut, bedeckte in leisen Scheitelwellen ihre Schläfen und gab den Rahmen zu ihrem brünetten, slavisch geformten, unendlich sympathischen Gesicht mit der Stumpfnase, den scharf herausgearbeiteten Wangenknochen und den kleinen, schwarzen, blanken Augen. Gespannt, mißtrauisch und gleichsam gereizt musterte sie schiefen und gekniffenen Blicks ihre Arbeit ...

Er stand neben ihr, hielt die rechte Hand in die Hüfte gestemmt und drehte mit der Linken eilig an seinem braunen Schnurrbart. Seine schrägen Brauen waren in einer finsteren und angestrengten Bewegung, wobei er leise vor sich hinpfiff, wie gewöhnlich. Er war äußerst sorgfältig und gediegen gekleidet, in einen Anzug von ruhigem Grau und reserviertem Schnitt. Aber in seiner durcharbeiteten Stirn, über der sein dunkles Haar so außerordentlich simpel und korrekt sich scheitelte, war ein nervöses Zucken, und die Züge seines südlich geschnittenen Gesichts waren schon scharf, von einem harten Griffel gleichsam nachgezogen und ausgeprägt, während doch sein Mund so sanft umrissen, sein Kinn so weich gebildet erschien ... Nach einer Weile strich er mit der Hand über Stirn und Augen und wandte sich ab.

„Ich hätte nicht kommen sollen", sagte er.

„Warum hätten Sie nicht, Tonio Kröger?"

„Eben stehe ich von meiner Arbeit auf, Lisaweta, und in meinem Kopf sieht es genau aus wie auf dieser Leinwand. Ein Gerüst, ein blasser, von Korrekturen beschmutzter Entwurf und ein paar Farbflecke, ja; und nun komme ich hierher und sehe dasselbe. Und auch den Konflikt und Gegensatz finde ich hier wieder," sagte er und schnupperte

in die Luft, „der mich zu Hause quälte. Seltsam ist es. Beherrscht dich ein Gedanke, so findest du ihn überall ausgedrückt, du riechst ihn sogar im Winde. Fixativ und und Frühlingsarom, nicht wahr? Kunst und — ja, was ist das andere? Sagen Sie nicht ‚Natur', Lisaweta, ‚Natur' ist nicht erschöpfend. Ach, nein, ich hätte wohl lieber spazieren gehen sollen, obgleich es die Frage ist, ob ich mich dabei wohler befunden hätte: Vor fünf Minuten, nicht weit von hier, traf ich einen Kollegen, Adalbert, den Novellisten, ‚Gott verdamme den Frühling!' sagte er in seinem aggressiven Stil. ‚Er ist und bleibt die gräßlichste Jahreszeit! Können Sie einen vernünftigen Gedanken fassen, Kröger, können Sie die kleinste Pointe und Wirkung in Gelassenheit ausarbeiten, wenn es Ihnen auf eine unanständige Weise im Blute kribbelt und eine Menge von unzugehörigen Sensationen Sie beunruhigt, die, sobald Sie sie prüfen, sich als ausgemacht triviales und gänzlich unbrauchbares Zeug entpuppen? Was mich betrifft, so gehe ich nun ins Café. Das ist neutrales, vom Wechsel der Jahreszeiten unberührtes Gebiet, wissen Sie, das stellt sozusagen die entrückte und erhabene Sphäre des Literarischen dar, in der man nur vornehmerer Einfälle fähig ist . . .' Und er ging ins Café; und vielleicht hätte ich mitgehen sollen."

Lisaweta amüsierte sich.

„Das ist gut, Tonio Kröger. Das mit dem ‚unanständigen Kribbeln' ist gut. Und er hat ja gewissermaßen recht, denn mit dem Arbeiten ist es wirklich nicht sonderlich bestellt im Frühling. Aber nun geben Sie acht. Nun mache ich trotzdem noch diese kleine Sache hier, diese kleine Pointe

und Wirkung, wie Adalbert sagen würde. Nachher gehen wir in den ‚Salon' und trinken Tee, und Sie sprechen sich aus; denn das sehe ich genau, daß Sie heute geladen sind. Bis dahin gruppieren Sie sich wohl irgendwo, zum Beispiel auf der Kiste da, wenn Sie nicht für Ihre Patriziergewänder fürchten . . ."

„Ach, lassen Sie mich mit meinen Gewändern in Ruh, Lisaweta Iwanowna! Wünschten Sie, daß ich in einer zerrissenen Sammetjacke oder einer rotseidenen Weste umherliefe? Man ist als Künstler innerlich immer Abenteurer genug. Äußerlich soll man sich gut anziehen, zum Teufel, und sich benehmen wie ein anständiger Mensch . . . Nein, geladen bin ich nicht", sagte er und sah zu, wie sie auf der Palette eine Mischung bereitete. „Sie hören ja, daß es nur ein Problem und Gegensatz ist, was mir im Sinne liegt und mich bei der Arbeit störte . . . Ja, wovon sprachen wir eben? Von Adalbert, dem Novellisten, und was für ein stolzer und fester Mann er ist. ‚Der Frühling ist die gräßlichste Jahreszeit', sagte er und ging ins Café. Denn man muß wissen, was man will, nicht wahr? Sehen Sie, auch mich macht der Frühling nervös, auch mich setzt die holde Trivialität der Erinnerungen und Empfindungen, die er erweckt, in Verwirrung; nur, daß ich es nicht über mich gewinne, ihn dafür zu schelten und zu verachten; denn die Sache ist die, daß ich mich vor ihm schäme, mich schäme vor seiner reinen Natürlichkeit und seiner siegenden Jugend. Und ich weiß nicht, ob ich Adalbert beneiden oder geringschätzen soll, dafür, daß er nichts davon weiß . . ."

„Man arbeitet schlecht im Frühling, gewiß, und warum? Weil man empfindet. Und weil der ein Stümper ist, der glaubt, der Schaffende dürfe empfinden. Jeder echte und

aufrichtige Künstler lächelt über die Naivität dieses Pfuscherirrtums, — melancholisch vielleicht, aber er lächelt. Denn das, was man sagt, darf ja niemals die Hauptsache sein, sondern nur das an und für sich gleichgültige Material, aus dem das ästhetische Gebilde in spielender und gelassener Überlegenheit zusammenzusetzen ist. Liegt Ihnen zu viel an dem, was Sie zu sagen haben, schlägt Ihr Herz zu warm dafür, so können Sie eines vollständigen Fiaskos sicher sein. Sie werden pathetisch, Sie werden sentimental, etwas Schwerfälliges, Täppisch-Ernstes, Unbeherrschtes, Unironisches, Ungewürztes, Langweiliges, Banales entsteht unter Ihren Händen, und nichts als Gleichgültigkeit bei den Leuten, nichts als Enttäuschung und Jammer bei Ihnen selbst ist das Ende . . . Denn so ist es ja, Lisaweta: Das Gefühl, das warme, herzliche Gefühl ist immer banal und unbrauchbar, und künstlerisch sind bloß die Gereiztheiten und kalten Ekstasen unseres verdorbenen, unseres artistischen Nervensystems. Es ist nötig, daß man irgend etwas Außermenschliches und Unmenschliches sei, daß man zum Menschlichen in einem seltsam fernen und unbeteiligten Verhältnis stehe, um imstande und überhaupt versucht zu sein, es zu spielen, damit zu spielen, es wirksam und geschmackvoll darzustellen. Die Begabung für Stil, Form und Ausdruck setzt bereits dies kühle und wählerische Verhältnis zum Menschlichen, ja, eine gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus. Denn das gesunde und starke Gefühl, dabei bleibt es, hat keinen Geschmack. Es ist aus mit dem Künstler, sobald er Mensch wird und zu empfinden beginnt. Das wußte Adalbert, und darum begab er sich ins Café, in die ‚entrückte Sphäre', jawohl!"

„Nun, Gott mit ihm, Batuschka," sagte Lisaweta und wusch sich die Hände in einer Blechwanne; „Sie brauchen ihm ja nicht zu folgen."

„Nein, Lisaweta, ich folge ihm nicht, und zwar einzig, weil ich hie und da imstande bin, mich vor dem Frühling meines Künstlertums ein wenig zu schämen. Sehen Sie, zuweilen erhalte ich Briefe von fremder Hand, Lob- und Dankschreiben aus meinem Publikum, bewunderungsvolle Zuschriften ergriffener Leute. Ich lese diese Zuschriften, und Rührung beschleicht mich angesichts des warmen und unbeholfenen Gefühls, das meine Kunst hier bewirkt hat, eine Art von Mitleid faßt mich an gegenüber der begeisterten Naivität, die aus den Zeilen spricht, und ich erröte bei dem Gedanken, wie sehr dieser redliche Mensch ernüchtert sein müßte, wenn er je einen Blick hinter die Kulissen täte, wenn seine Unschuld je begriffe, daß ein rechtschaffener, gesunder und anständiger Mensch überhaupt nicht schreibt, mimt, komponiert . . . was alles ja nicht hindert, daß ich seine Bewunderung für mein Genie benütze, um mich zu steigern und zu stimulieren, daß ich sie gewaltig ernst nehme, und ein Gesicht dazu mache, wie ein Affe, der den großen Mann spielt . . . Ach, reden Sie mir nicht darein, Lisaweta! Ich sage Ihnen, daß ich es oft sterbensmüde bin, das Menschliche darzustellen, ohne am Menschlichen teilzuhaben . . . Ist der Künstler überhaupt ein Mann? Man frage ‚das Weib' danach! Mir scheint, wir Künstler teilen alle ein wenig das Schicksal jener präparierten päpstlichen Sänger . . . Wir singen ganz rührend schön. Jedoch —"

„Sie sollten sich ein bißchen schämen, Tonio Kröger. Kommen Sie nun zum Tee. Das Wasser wird gleich kochen,

und hier sind Papyros. Beim Sopransingen waren Sie stehengeblieben; und fahren Sie da nur fort. Aber schämen sollten Sie sich. Wenn ich nicht wüßte, mit welch stolzer Leidenschaft Sie Ihrem Berufe ergeben sind . . ."

„Sagen Sie nichts von ‚Beruf', Lisaweta Iwanowna! Die Literatur ist überhaupt kein Beruf, sondern ein Fluch, — damit Sie's wissen. Wann beginnt er fühlbar zu werden, dieser Fluch? Früh, schrecklich früh. Zu einer Zeit, da man billig noch in Frieden und Eintracht mit Gott und der Welt leben sollte. Sie fangen an, sich gezeichnet, sich in einem rätselhaften Gegensatz zu den anderen, den Gewöhnlichen, den Ordentlichen zu fühlen, der Abgrund von Ironie, Unglaube, Opposition, Erkenntnis, Gefühl, der Sie von den Menschen trennt, klafft tiefer und tiefer, Sie sind einsam, und fortan gibt es keine Verständigung mehr. Was für ein Schicksal! Gesetzt, daß das Herz lebendig genug, liebevoll genug geblieben ist, es als furchtbar zu empfinden! . . . Ihr Selbstbewußtsein entzündet sich, weil Sie unter Tausenden das Zeichen an ihrer Stirne spüren und fühlen, daß es niemandem entgeht. Ich kannte einen Schauspieler von Genie, der als Mensch mit einer krankhaften Befangenheit und Haltlosigkeit zu kämpfen hatte. Sein überreiztes Ichgefühl zusammen mit dem Mangel an Rolle, an darstellerischer Aufgabe, bewirkten das bei diesem vollkommenen Künstler und verarmten Menschen . . . Einen Künstler, einen wirklichen, nicht einen, dessen bürgerlicher Beruf die Kunst ist, sondern einen vorbestimmten und verdammten, ersehen Sie mit geringem Scharfblick aus einer Menschenmasse. Das Gefühl der Separation und Unzugehörigkeit, des Erkannt- und Beobachtetseins, etwas zugleich Königliches und

Verlegenes ist in seinem Gesicht. In den Zügen eines Fürsten, der in Zivil durch eine Volksmenge schreitet, kann man etwas Ähnliches beobachten. Aber da hilft kein Zivil, Lisaweta! Verkleiden Sie sich, vermummen Sie sich, ziehen Sie sich an wie ein Attaché oder ein Gardeleutnant in Urlaub: Sie werden kaum die Augen aufzuschlagen und ein Wort zu sprechen brauchen, und jedermann wird wissen, daß Sie kein Mensch sind, sondern irgend etwas Fremdes, Befremdendes, anderes . . ."

„Aber was ist der Künstler? Vor keiner Frage hat die Bequemlichkeit und Erkenntnisträgheit der Menschheit sich zäher erwiesen, als vor dieser. ‚Dergleichen ist Gabe', sagen demütig die braven Leute, die unter der Wirkung eines Künstlers stehen, und weil heitere und erhabene Wirkungen nach ihrer gutmütigen Meinung ganz unbedingt auch heitere und erhabene Ursprünge haben müssen, so argwöhnt niemand, daß es sich hier vielleicht um eine äußerst schlimm bedingte, äußerst fragwürdige ‚Gabe' handelt . . . Man weiß, daß Künstler leicht verletzlich sind, — nun, man weiß auch, daß dies bei Leuten mit gutem Gewissen und solid gegründetem Selbstgefühl nicht zuzutreffen pflegt . . . Sehen Sie, Lisaweta, ich hege auf dem Grunde meiner Seele — ins Geistige übertragen — gegen den Typus des Künstlers den ganzen Verdacht, den jeder meiner ehrenhaften Vorfahren droben in der engen Stadt irgendeinem Gaukler und abenteuernden Artisten entgegengebracht hätte, der in sein Haus gekommen wäre. Hören Sie folgendes. Ich kenne einen Bankier, einen ergrauten Geschäftsmann, der die Gabe besitzt, Novellen zu schreiben. Er macht von dieser Gabe in seinen Mußestunden Gebrauch, und seine Arbeiten sind

manchmal ganz ausgezeichnet. Trotz — ich sage ‚trotz‘ — dieser sublimen Veranlagung ist dieser Mann nicht völlig unbescholten; er hat im Gegenteil bereits eine schwere Freiheitsstrafe zu verbüßen gehabt, und zwar aus triftigen Gründen. Ja, es geschah ganz eigentlich erst in der Strafanstalt, daß er seiner Begabung inne wurde, und seine Sträflingserfahrungen bilden das Grundmotiv in allen seinen Produktionen. Man könnte daraus, mit einiger Keckheit, folgern, daß es nötig sei, in irgendeiner Art von Strafanstalt zu Hause zu sein, um zum Dichter zu werden. Aber drängt sich nicht der Verdacht auf, daß seine Erlebnisse im Zuchthause weniger innig mit den Wurzeln und Ursprüngen seiner Künstlerschaft verwachsen gewesen sein möchten, als das, was ihn hineinbrachte —? Ein Bankier, der Novellen dichtet, das ist eine Rarität, nicht wahr? Aber ein nicht krimineller, ein unbescholtener und solider Bankier, welcher Novellen dichtete, — das kommt nicht vor ... Ja, da lachen Sie nun, und dennoch scherze ich nur halb und halb. Kein Problem, keines in der Welt, ist quälender, als das vom Künstlertum und seiner menschlichen Wirkung. Nehmen Sie das wunderartigste Gebilde des typischsten und darum mächtigsten Künstlers, nehmen Sie ein so morbides und tief zweideutiges Werk wie ‚Tristan und Isolde‘ und beobachten Sie die Wirkung, die dieses Werk auf einen jungen, gesunden, stark normal empfindenden Menschen ausübt. Sie sehen Gehobenheit, Gestärktheit, warme, rechtschaffene Begeisterung, Angeregtheit vielleicht zu eigenem ‚künstlerischen‘ Schaffen ... Der gute Dilettant! In uns Künstlern sieht es gründlich anders aus, als er mit seinem ‚warmen Herzen‘ und ‚ehrlichen Enthusiasmus‘ sich träumen

mag. Ich habe Künstler von Frauen und Jünglingen umschwärmt und umjubelt gesehen, während ich über sie wußte . . . Man macht, was die Herkunft, die Mitersheinungen und Bedingungen des Künstlertums betrifft, immer wieder die merkwürdigsten Erfahrungen . . ."

„An anderen, Tonio Kröger — verzeihen Sie — oder nicht nur an anderen?"

Er schwieg. Er zog seine schrägen Brauen zusammen und pfiff vor sich hin.

„Ich bitte um Ihre Tasse, Tonio. Er ist nicht stark. Und nehmen Sie eine neue Zigarette. Übrigens wissen Sie sehr wohl, daß Sie die Dinge ansehen, wie sie nicht notwendig angesehen zu werden brauchen . . ."

„Das ist die Antwort des Horatio, liebe Lisaweta. ‚Die Dinge so betrachten, hieße, sie zu genau betrachten', nicht wahr?"

„Ich sage, daß man sie ebenso genau von einer anderen Seite betrachten kann, Tonio Kröger. Ich bin bloß ein dummes malendes Frauenzimmer, und wenn ich Ihnen überhaupt etwas zu erwidern weiß, wenn ich Ihren eigenen Beruf ein wenig gegen Sie in Schutz nehmen kann, so ist es sicherlich nichts Neues, was ich vorbringe, sondern nur eine Mahnung an das, was Sie selbst sehr wohl wissen . . . Wie also: Die reinigende, heiligende Wirkung der Literatur, die Zerstörung der Leidenschaften durch die Erkenntnis und das Wort, die Literatur als Weg zum Verstehen, zum Vergeben und zur Liebe, die erlösende Macht der Sprache, der literarische Geist als die edelste Erscheinung des Menschengeistes überhaupt, der Literat als vollkommener Mensch, als Heiliger, — die Dinge so betrachten, hieße, sie nicht genau genug betrachten?"

„Sie haben ein Recht, so zu sprechen, Lisaweta Iwanowna, und zwar im Hinblick auf das Werk Ihrer Dichter, auf die anbetungswürdige russische Literatur, die so recht eigentlich die heilige Literatur darstellt, von der Sie reden. Aber ich habe Ihre Einwände nicht außer acht gelassen, sondern sie gehören mit zu dem, was mir heute im Sinne liegt . . . Sehen Sie mich an. Ich sehe nicht übermäßig munter aus, wie? Ein bißchen alt und scharfzügig und müde, nicht wahr? Nun, um auf die ‚Erkenntnis' zurückzukommen, so ließe sich ein Mensch denken, der, von Hause aus gutgläubig, sanftmütig, wohlmeinend und ein wenig sentimental, durch die psychologische Hellsicht ganz einfach aufgerieben und zugrunde gerichtet würde. Sich von der Traurigkeit der Welt nicht übermannen lassen: beobachten, merken, einfügen, auch das Quälendste, und übrigens guter Dinge sein, schon im Vollgefühl der sittlichen Überlegenheit über die abscheuliche Erfindung des Seins, — ja freilich! Jedoch zuweilen wächst Ihnen die Sache trotz aller Vergnügungen des Ausdrucks ein wenig über den Kopf. Alles verstehen hieße alles verzeihen? Ich weiß doch nicht. Es gibt etwas, was ich Erkenntnisekel nenne, Lisaweta: Der Zustand, in dem es dem Menschen genügt, eine Sache zu durchschauen, um sich bereits zum Sterben angewidert (und durchaus nicht versöhnlich gestimmt) zu fühlen, — der Fall Hamlets, des Dänen, dieses typischen Literaten. Er wußte, was das ist: zum Wissen berufen werden, ohne dazu geboren zu sein. Hellsehen noch durch den Tränenschleier des Gefühls hindurch, erkennen, merken, beobachten und das Beobachtete lächelnd beiseitelegen müssen noch in Augenblicken, wo Hände sich umschlingen, Lippen sich finden, wo des

Menschen Blick, erblindet von Empfindung, sich bricht, — es ist infam, Lisaweta, es ist niederträchtig, empörend ... aber was hilft es, sich zu empören?

„Eine andere, aber nicht minder liebenswürdige Seite der Sache ist dann freilich die Blasiertheit, Gleichgültigkeit und ironische Müdigkeit aller Wahrheit gegenüber, wie es denn Tatsache ist, daß es nirgends in der Welt stummer und hoffnungsloser zugeht, als in einem Kreise von geistreichen Leuten, die bereits mit allen Hunden gehetzt sind. Alle Erkenntnis ist alt und langweilig. Sprechen Sie eine Wahrheit aus, an deren Eroberung und Besitz Sie vielleicht eine gewisse jugendliche Freude haben, und man wird Ihre ordinäre Aufgeklärtheit mit einem ganz kurzen Entlassen der Luft durch die Nase beantworten ... Ach, ja, die Literatur macht müde, Lisaweta! In menschlicher Gesellschaft kann es einem, ich versichere Sie, geschehen, daß man vor lauter Skepsis und Meinungsenthaltsamkeit für dumm gehalten wird, während man doch nur hochmütig und mutlos ist ... Dies zur ‚Erkenntnis'. Was aber das ‚Wort' betrifft, so handelt es sich da vielleicht weniger um eine Erlösung als um ein Kaltstellen und Aufs-Eis-legen der Empfindung? Im Ernst, es hat eine eisige und empörend anmaßliche Bewandtnis mit dieser prompten und oberflächlichen Erledigung des Gefühls durch die literarische Sprache. Ist Ihnen das Herz zu voll, fühlen Sie sich von einem süßen oder erhabenen Erlebnis allzusehr ergriffen: nichts einfacher! Sie gehen zum Literaten, und alles wird in kürzester Frist geregelt sein. Er wird Ihnen Ihre Angelegenheit analysieren und formulieren, bei Namen nennen, aussprechen und zum Reden bringen, wird Ihnen das Ganze für alle Zeit

erledigen und gleichgültig machen und keinen Dank dafür nehmen. Sie aber werden erleichtert, gekühlt und geklärt nach Hause gehen und sich wundern, was an der Sache Sie eigentlich soeben noch mit so süßem Tumult verstören konnte. Und für diesen kalten und eitlen Scharlatan wollen Sie ernstlich eintreten? Was ausgesprochen ist, so lautet sein Glaubensbekenntnis, ist erledigt. Ist die ganze Welt ausgesprochen, so ist sie erledigt, erlöst, abgetan . . . Sehr gut! Jedoch ich bin kein Nihilist . . ."

„Sie sind kein —" sagte Lisaweta . . . Sie hielt gerade ihr Löffelchen mit Tee in der Nähe des Mundes und erstarrte in dieser Haltung.

„Nun ja . . . nun ja . . . kommen Sie zu sich, Lisaweta! Ich bin es nicht, sage ich Ihnen, in bezug auf das lebendige Gefühl. Sehen Sie, der Literat begreift im Grunde nicht, daß das Leben noch fortfahren mag, zu leben, daß es sich dessen nicht schämt, nachdem es doch ausgesprochen und ‚erledigt' ist. Aber siehe da, es sündigt trotz aller Erlösung durch die Literatur unentwegt darauf los; denn alles Handeln ist Sünde in den Augen des Geistes . . ."

„Ich bin am Ziel, Lisaweta. Hören Sie mich an. Ich liebe das Leben, — dies ist ein Geständnis. Nehmen Sie es und bewahren Sie es, — ich habe es noch keinem gemacht. Man hat gesagt, man hat es sogar geschrieben und drucken lassen, daß ich das Leben hasse oder fürchte oder verachte oder verabscheue. Ich habe dies gern gehört, es hat mir geschmeichelt; aber darum ist es nicht weniger falsch. Ich liebe das Leben . . . Sie lächeln, Lisaweta, und ich weiß, worüber. Aber ich beschwöre Sie, halten Sie es nicht für Literatur, was ich da sage! Denken Sie nicht an Cesare

Borgia oder an irgendeine trunkene Philosophie, die ihn aufs Schild erhebt! Er ist mir nichts, dieser Cesare Borgia, ich halte nicht das Geringste auf ihn, und ich werde nie und nimmer begreifen, wie man das Außerordentliche und Dämonische als Ideal verehren mag. Nein, das ‚Leben', wie es als ewiger Gegensatz dem Geiste und der Kunst gegenübersteht, — nicht als eine Vision von blutiger Größe und wilder Schönheit, nicht als das Ungewöhnliche stellt es uns Ungewöhnlichen sich dar; sondern das Normale, Wohlanständige und Liebenswürdige ist das Reich unserer Sehnsucht, ist das Leben in seiner verführerischen Banalität! Der ist noch lange kein Künstler, meine Liebe, dessen letzte und tiefste Schwärmerei das Raffinierte, Exzentrische und Satanische ist, der die Sehnsucht nicht kennt nach dem Harmlosen, Einfachen und Lebendigen, nach ein wenig Freundschaft, Hingebung, Vertraulichkeit und menschlichem Glück, — die verstohlene und zehrende Sehnsucht, Lisaweta, nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit! . . ."

„Ein menschlicher Freund! Wollen Sie glauben, daß es mich stolz und glücklich machen würde, unter Menschen einen Freund zu besitzen? Aber bislang habe ich nur unter Dämonen, Kobolden, tiefen Unholden und erkenntnisstummen Gespenstern, das heißt: unter Literaten Freunde gehabt."

„Zuweilen gerate ich auf irgendein Podium, finde mich in einem Saale Menschen gegenüber, die gekommen sind, mir zuzuhören. Sehen Sie, dann geschieht es, daß ich mich bei einer Umschau im Publikum beobachte, mich ertappe, wie ich heimlich im Auditorium umherspähe, mit der Frage im Herzen, wer es ist, der zu mir kam, wessen Beifall und Dank zu mir dringt, mit wem meine Kunst mir hier eine

ideale Vereinigung schafft . . . Ich finde nicht, was ich suche, Lisaweta. Ich finde die Herde und Gemeinde, die mir wohlbekannt ist, eine Versammlung von ersten Christen gleichsam: Leute mit ungeschickten Körpern und feinen Seelen, Leute, die immer hinfallen, sozusagen, Sie verstehn mich, und denen die Poesie eine sanfte Rache am Leben ist, — immer nur Leidende und Sehnsüchtige und Arme und niemals jemand von den anderen, den Blauäugigen, Lisaweta, die den Geist nicht nötig haben! . . ."

„Und wäre es nicht zuletzt ein bedauerlicher Mangel an Folgerichtigkeit, sich zu freuen, wenn es anders wäre? Es ist widersinnig, das Leben zu lieben und dennoch mit allen Künsten bestrebt zu sein, es auf seine Seite zu ziehen, es für die Finessen und Melancholien, den ganzen kranken Adel der Literatur zu gewinnen. Das Reich der Kunst nimmt zu, und das der Gesundheit und Unschuld nimmt ab auf Erden. Man sollte, was noch davon übrig ist, aufs sorgfältigste konservieren, und man sollte nicht Leute, die viel lieber in Pferdebüchern mit Momentaufnahmen lesen, zur Poesie verführen wollen!"

„Denn schließlich, — welcher Anblick wäre kläglicher, als der des Lebens, wenn es sich in der Kunst versucht? Wir Künstler verachten niemand gründlicher, als den Dilettanten, den Lebendigen, der glaubt, obendrein bei Gelegenheit einmal ein Künstler sein zu können. Ich versichere Sie, diese Art von Verachtung gehört zu meinen persönlichsten Erlebnissen. Ich befinde mich in einer Gesellschaft in gutem Hause, man ißt, trinkt und plaudert, man versteht sich aufs beste, und ich fühle mich froh und dankbar, eine Weile unter harmlosen und regelrechten Leuten als ihresgleichen verschwinden

zu können. Plötzlich (dies ist mir begegnet) erhebt sich ein Offizier, ein Leutnant, ein hübscher und strammer Mensch, dem ich niemals eine seines Ehrenkleides unwürdige Handlungsweise zugetraut hätte, und bittet mit unzweideutigen Worten um die Erlaubnis, uns einige Verse mitzuteilen, die er angefertigt habe. Man gibt ihm, mit bestürztem Lächeln, diese Erlaubnis, und er führt sein Vorhaben aus, indem er von einem Zettel, den er bis dahin in seinem Rockschoß verborgen gehalten hat, seine Arbeit vorliest, etwas an die Musik und die Liebe, kurzum, ebenso tief empfunden wie unwirksam. Nun bitte ich aber jedermann: ein Leutnant! Ein Herr der Welt! Er hätte es doch wahrhaftig nicht nötig . . .! Nun, es erfolgt, was erfolgen muß: Lange Gesichter, Stillschweigen, ein wenig künstlicher Beifall und tiefstes Mißbehagen ringsum. Die erste seelische Tatsache, deren ich mir bewußt werde, ist die, daß ich mich mitschuldig fühle an der Verstörung, die dieser unbedachte junge Mann über die Gesellschaft gebracht; und kein Zweifel: auch mich, in dessen Handwerk er gepfuscht hat, treffen spöttische und entfremdete Blicke. Aber die zweite besteht darin, daß dieser Mensch, vor dessen Sein und Wesen ich soeben noch den ehrlichsten Respekt empfand, in meinen Augen plötzlich sinkt, sinkt, sinkt . . . Ein mitleidiges Wohlwollen faßt mich an. Ich trete, gleich einigen anderen beherzten und gutmütigen Herren, an ihn heran und rede ihm zu. ‚Meinen Glückwunsch,‘ sage ich, ‚Herr Leutnant! Welch hübsche Begabung! Nein, das war allerliebst!‘ Und es fehlt nicht viel, daß ich ihm auf die Schulter klopfe. Aber ist Wohlwollen die Empfindung, die man einem Leutnant entgegenzubringen hat? . . . Seine Schuld! Da stand er und büßte in großer

Verlegenheit den Irrtum, daß man ein Blättchen pflücken dürfe, ein einziges, vom Lorbeerbaume der Kunſt, ohne mit ſeinem Leben dafür zu zahlen. Nein, da halte ich es mit meinem Kollegen, dem kriminellen Bankier. — Aber finden Sie nicht, Liſaweta, daß ich heute von einer hamletiſchen Redſeligkeit bin?"

„Sind Sie nun fertig, Tonio Kröger?"

„Nein. Aber ich ſage nichts mehr."

„Und es genügt auch. — Erwarten Sie eine Antwort?"

„Haben Sie eine?"

„Ich dächte doch. — Ich habe Ihnen gut zugehört, Tonio, von Anfang bis zu Ende, und ich will Ihnen die Antwort geben, die auf alles paßt, was Sie heute nachmittag geſagt haben, und die die Löſung iſt für das Problem, das Sie ſo ſehr beunruhigt hat. Nun alſo! Die Löſung iſt die, daß Sie, wie Sie da ſitzen, ganz einfach ein Bürger ſind."

„Bin ich?" fragte er und ſank ein wenig in ſich zuſammen . . .

„Nicht wahr, das trifft Sie hart, und das muß es ja auch. Und darum will ich den Urteilsſpruch um etwas mildern, denn das kann ich. Sie ſind ein Bürger auf Irrwegen, Tonio Kröger, — ein verirrter Bürger."

— Stillſchweigen. Dann ſtand er entſchloſſen auf und griff nach Hut und Stock.

„Ich danke Ihnen, Liſaweta Iwanowna; nun kann ich getroſt nach Hauſe gehn. Ich bin erledigt."

Gegen den Herbſt ſagte Tonio Kröger zu Liſaweta Iwanowna:

„Ja, ich verreise nun, Lisaweta: ich muß mich auslüften, ich mache mich fort, ich suche das Weite."

„Nun, wie denn, Väterchen, geruhen Sie wieder nach Italien zu fahren?"

„Gott, gehen Sie mir doch mit Italien, Lisaweta! Italien ist mir bis zur Verachtung gleichgültig! Das ist lange her, daß ich mir einbildete, dorthin zu gehören. Kunst, nicht wahr? Sammetblauer Himmel, heißer Wein und süße Sinnlichkeit . . . Kurzum, ich mag das nicht. Ich verzichte. Die ganze bellezza macht mich nervös. Ich mag auch alle diese fürchterlich lebhaften Menschen dort unten mit dem schwarzen Tierblick nicht leiden. Diese Romanen haben kein Gewissen in den Augen . . . Nein, ich gehe nun ein bißchen nach Dänemark."

„Nach Dänemark?"

„Ja. Und ich verspreche mir Gutes davon. Ich bin aus Zufall noch niemals hinaufgelangt, so nah ich während meiner ganzen Jugend der Grenze war, und dennoch habe ich das Land von jeher gekannt und geliebt. Ich muß wohl diese nördliche Neigung von meinem Vater haben, denn meine Mutter war doch eigentlich mehr für die bellezza, sofern ihr nämlich nicht alles ganz einerlei war. Aber nehmen Sie die Bücher, die dort oben geschrieben werden, diese tiefen, reinen und humoristischen Bücher, Lisaweta, — es geht mir nichts darüber, ich liebe sie. Nehmen Sie die skandinavischen Mahlzeiten, diese unvergleichlichen Mahlzeiten, die man nur in einer starken Salzluft verträgt (ich weiß nicht, ob ich sie überhaupt noch vertrage), und die ich von Hause aus ein wenig kenne, denn man ißt schon ganz so bei mir zu Hause. Nehmen Sie auch nur die Namen,

die Vornamen, mit denen die Leute dort oben geſchmückt ſind und von denen es ebenfalls ſchon viele bei mir zu Hauſe gibt, einen Laut wie ‚Ingeborg‘, ein Harfenſchlag makelloſeſter Poeſie. Und dann die See, — ſie haben die Oſtſee dort oben! . . . Mit einem Worte, ich fahre hinauf, Liſaweta. Ich will die Oſtſee wiederſehen, will dieſe Vornamen wieder hören, dieſe Bücher an Ort und Stelle leſen; ich will auch auf der Terraſſe von Kronborg ſtehen, wo der ‚Geiſt‘ zu Hamlet kam und Not und Tod über den armen, edlen jungen Menſchen brachte . . .“

„Wie fahren Sie, Tonio, wenn ich fragen darf? Welche Route nehmen Sie?“

„Die übliche“, ſagte er achſelzuckend und errötete deutlich. „Ja, ich berühre meine — meinen Ausgangspunkt, Liſaweta, nach dreizehn Jahren, und das kann ziemlich komiſch werden.“

Sie lächelte.

„Das iſt es, was ich hören wollte, Tonio Kröger. Und alſo fahren Sie mit Gott. Verſäumen Sie auch nicht, mir zu ſchreiben, hören Sie? Ich verſpreche mir einen erlebnisvollen Brief von Ihrer Reiſe nach — Dänemark . . .“

Und Tonio Kröger fuhr gen Norden. Er fuhr mit Komfort (denn er pflegte zu ſagen, daß jemand, der es innerlich ſo viel ſchwerer hat als andere Leute, gerechten Anſpruch auf ein wenig äußeres Behagen habe), und er raſtete nicht eher, als bis die Türme der engen Stadt, von der er ausgegangen war, ſich vor ihm in die graue Luft erhoben. Dort nahm er einen kurzen, ſeltſamen Aufenthalt . . .

Ein trüber Nachmittag ging schon in den Abend über, als der Zug in die schmale, verräucherte, so wunderlich vertraute Halle einfuhr; noch immer ballte sich unter dem schmutzigen Glasdach der Qualm in Klumpen zusammen und zog in gedehnten Fetzen hin und wieder, wie damals, als Tonio Kröger, nichts als Spott im Herzen, von hier gefahren war. — Er versorgte sein Gepäck, ordnete an, daß es ins Hotel geschafft werde, und verließ den Bahnhof.

Das waren die zweispännigen, schwarzen, unmäßig hohen und breiten Droschken der Stadt, die draußen in einer Reihe standen! Er nahm keine davon; er sah sie nur an, wie er alles ansah, die schmalen Giebel und spitzen Türme, die über die nächsten Dächer herübergrüßten, die blonden und lässigplumpen Menschen mit ihrer breiten und dennoch rapiden Redeweise rings um ihn her, und ein nervöses Gelächter stieg in ihm auf, das eine heimliche Verwandtschaft mit Schluchzen hatte. — Er ging zu Fuß, ging langsam, den unablässigen Druck des feuchten Windes im Gesicht, über die Brücke, an deren Geländer mythologische Statuen standen, und eine Strecke am Hafen entlang.

Großer Gott, wie winzig und winklig das Ganze erschien! Waren hier in all der Zeit die schmalen Giebelgassen so putzig steil zur Stadt emporgestiegen? Die Schornsteine und Maste der Schiffe schaukelten leise in Wind und Dämmerung auf dem trüben Flusse. Sollte er jene Straße hinaufgehen, die dort, an der das Haus lag, das er im Sinne hatte? Nein, morgen. Er war so schläfrig jetzt. Sein Kopf war schwer von der Fahrt, und langsame, nebelhafte Gedanken zogen ihm durch den Sinn.

Zuweilen in dieſen dreizehn Jahren, wenn ſein Magen verdorben geweſen war, hatte ihm geträumt, daß er wieder daheim ſei in dem alten, hallenden Haus an der ſchrägen Gaſſe, daß auch ſein Vater wieder da ſei und ihn hart anlaſſe wegen ſeiner entarteten Lebensführung, was er jedesmal ſehr in der Ordnung gefunden hatte. Und dieſe Gegenwart nun unterſchied ſich durch nichts von einem dieſer betörenden und unzerreißbaren Traumgeſpinſte, in denen man ſich fragen kann, ob dies Trug oder Wirklichkeit iſt, und ſich notgedrungen mit Überzeugung für das letztere entſcheidet, um dennoch am Ende zu erwachen ... Er ſchritt durch die wenig belebten, zugigen Straßen, hielt den Kopf gegen den Wind gebeugt und ſchritt wie ſchlafwandelnd in der Richtung des Hotels, des erſten der Stadt, wo er übernachten wollte. Ein krummbeiniger Mann mit einer Stange, an deren Spitze ein Feuerchen brannte, ging mit wiegendem Matroſentritt vor ihm her und zündete die Gaslaternen an.

Wie war ihm doch? Was war das alles, was unter der Aſche ſeiner Müdigkeit, ohne zur klaren Flamme zu werden, ſo dunkel und ſchmerzlich glomm? Still, ſtill und kein Wort! Keine Worte! Er wäre gern lange ſo dahingegangen, im Wind durch die dämmerigen, traumhaft vertrauten Gaſſen. Aber alles war ſo eng und nah beieinander. Gleich war man am Ziel.

In der oberen Stadt gab es Bogenlampen, und eben erglühten ſie. Da war das Hotel, und es waren die beiden ſchwarzen Löwen, die davor lagen, und vor denen er ſich als Kind gefürchtet hatte. Noch immer blickten ſie mit einer Miene, als wollten ſie nieſen, einander an; aber ſie

schienen viel kleiner geworden, seit damals. — Tonio Kröger ging zwischen ihnen hindurch.

Da er zu Fuß kam, wurde er ohne viel Feierlichkeit empfangen. Der Portier und ein sehr feiner, schwarzgekleideter Herr, welcher die Honneurs machte und beständig mit den kleinen Fingern seine Manschetten in die Ärmel zurückstieß, musterten ihn prüfend und wägend vom Scheitel bis zu den Stiefeln, sichtlich bestrebt, ihn gesellschaftlich ein wenig zu bestimmen, ihn hierarchisch und bürgerlich unterzubringen und ihm einen Platz in ihrer Achtung anzuweisen, ohne doch zu einem beruhigenden Ergebnis gelangen zu können, weshalb sie sich für eine gemäßigte Höflichkeit entschieden. Ein Kellner, ein milder Mensch mit brotblonden Backenbartstreifen, einem altersblanken Frack und Rosetten auf den lautlosen Schuhen, führte ihn zwei Treppen hinauf in ein reinlich und altväterlich eingerichtetes Zimmer, hinter dessen Fenster sich im Zwielicht ein pittoresker und mittelalterlicher Ausblick auf Höfe, Giebel und die bizarren Massen der Kirche eröffnete, in deren Nähe das Hotel gelegen war. Tonio Kröger stand eine Weile vor diesem Fenster; dann setzte er sich mit gekreuzten Armen auf das weitschweifige Sofa, zog seine Brauen zusammen und pfiff vor sich hin.

Man brachte Licht, und sein Gepäck kam. Gleichzeitig legte der milde Kellner den Meldezettel auf den Tisch, und Tonio Kröger malte mit seitwärts geneigtem Kopfe etwas darauf, das aussah wie Name, Stand und Herkunft Hierauf bestellte er ein wenig Abendbrot, und fuhr fort, von seinem Sofawinkel aus ins Leere zu blicken. Als das Essen vor ihm stand, ließ er es noch lange unberührt, nahm

endlich ein paar Biſſen und ging noch eine Stunde im Zimmer auf und ab, wobei er zuweilen ſtehenblieb und die Augen ſchloß. Dann entkleidete er ſich mit langſamen Bewegungen und ging zu Bette. Er ſchlief lange, unter verworrenen und ſeltſam ſehnſüchtigen Träumen. —

Als er erwachte, ſah er ſein Zimmer von hellem Tage erfüllt. Verwirrt und haſtig beſann er ſich, wo er ſei, und machte ſich auf, um die Vorhänge zu öffnen. Des Himmels ſchon ein wenig blaſſes Spätſommer-Blau war von dünnen, vom Wind zerzupften Wolkenfetzchen durchzogen; aber die Sonne ſchien über ſeiner Vaterſtadt.

Er verwandte noch mehr Sorgfalt auf ſeine Toilette, als gewöhnlich, wuſch und raſierte ſich aufs beſte und machte ſich ſo friſch und reinlich, als habe er einen Beſuch in gutem, korrektem Hauſe vor, wo es gelte, einen ſchmucken und untadelhaften Eindruck zu machen; und während der Hantierungen des Ankleidens horchte er auf das ängſtliche Pochen ſeines Herzens.

Wie hell es draußen war! Er hätte ſich wohler gefühlt, wenn, wie geſtern, Dämmerung in den Straßen gelegen hätte; nun aber ſollte er unter den Augen der Leute durch den klaren Sonnenſchein gehen. Würde er auf Bekannte ſtoßen, angehalten, befragt werden und Rede ſtehen müſſen, wie er dieſe dreizehn Jahre verbracht? Nein, gottlob, es kannte ihn keiner mehr, und wer ſich ſeiner erinnerte, würde ihn nicht erkennen, denn er hatte ſich wirklich ein wenig verändert unterdeſſen. Er betrachtete ſich aufmerkſam im Spiegel, und plötzlich fühlte er ſich ſicherer hinter ſeiner Maske, hinter ſeinem früh durcharbeiteten Geſicht, das älter als ſeine Jahre war . . . Er ließ Frühſtück kommen

und ging dann aus, ging unter den abschätzenden Blicken des Portiers und des feinen Herrn in Schwarz durch das Vestibül und zwischen den beiden Löwen hindurch ins Freie.

Wohin ging er? Er wußte es kaum. Es war wie gestern. Kaum daß er sich wieder von diesem wunderlich würdigen und urvertrauten Beieinander von Giebeln, Türmchen, Arkaden, Brunnen umgeben sah, kaum daß er den Druck des Windes, des starken Windes, der ein zartes und herbes Aroma aus fernen Träumen mit sich führte, wieder im Angesicht spürte, als es sich ihm wie Schleier und Nebelgespinst um die Sinne legte . . . Die Muskeln seines Gesichts spannten sich ab; und mit stille gewordenem Blick betrachtete er Menschen und Dinge. Vielleicht, daß er dort, an jener Straßenecke, dennoch erwachte . . .

Wohin ging er? Ihm war, als stehe die Richtung, die er einschlug, in einem Zusammenhange mit seinen traurigen und seltsam reuevollen Träumen zur Nacht . . . Auf den Markt ging er, unter den Bogengewölben des Rathauses hindurch, wo Fleischer mit blutigen Händen ihre Ware wogen, auf den Marktplatz, wo hoch, spitzig und vielfach der gotische Brunnen stand. Dort blieb er vor einem Hause stehen, einem schmalen und schlichten, gleich anderen mehr, mit einem geschwungenen, durchbrochenen Giebel, und versank in dessen Anblick. Er las das Namensschild an der Tür und ließ seine Augen ein Weilchen auf jedem der Fenster ruhen. Dann wandte er sich langsam zum Gehen.

Wohin ging er? Heimwärts. Aber er nahm einen Umweg, machte einen Spaziergang vors Tor hinaus, weil er

Zeit hatte. Er ging über den Mühlenwall und den Holſtenwall und hielt ſeinen Hut feſt vor dem Winde, der in den Bäumen rauſchte und knarrte. Dann verließ er die Wallanlagen unfern des Bahnhofes, ſah einen Zug mit plumper Eilfertigkeit vorüberpuffen, zählte zum Zeitvertreib die Wagen und blickte dem Manne nach, der zuhöchſt auf dem allerletzten ſaß. Aber am Lindenplatze machte er vor einer der hübſchen Villen Halt, die dort ſtanden, ſpähte lange in den Garten und zu den Fenſtern hinauf und verfiel am Ende darauf, die Gatterpforte in ihren Angeln hin- und herzuſchlenkern, ſo daß es kreiſchte. Dann betrachtete er eine Weile ſeine Hand, die kalt und roſtig geworden war, und ging weiter, ging durch das alte, unterſetzte Tor, am Hafen entlang und die ſteile zugige Gaſſe hinauf zum Haus ſeiner Eltern.

Es ſtand, eingeſchloſſen von den Nachbarhäuſern, die ſein Giebel überragte, grau und ernſt wie ſeit dreihundert Jahren, und Tonio Kröger las den frommen Spruch, der in halb verwiſchten Lettern über dem Eingang ſtand. Dann atmete er auf und ging hinein.

Sein Herz ſchlug ängſtlich, denn er gewärtigte, ſein Vater könnte aus einer der Türen zu ebener Erde, an denen er vorüberſchritt, hervortreten, im Kontor-Rock und die Feder hinterm Ohr, ihn anhalten und ihn wegen ſeines extravaganten Lebens ſtreng zur Rede ſtellen, was er ſehr in der Ordnung gefunden hätte. Aber er gelangte unbehelligt vorbei. Die Windfangtür war nicht geſchloſſen, ſondern nur angelehnt, was er als tadelnswert empfand, während ihm gleichzeitig zumute war wie in gewiſſen leichten Träumen, in denen die Hinderniſſe von ſelbſt vor

einem weichen und man, von wunderbarem Glück begünstigt, ungehindert vorwärts dringt . . . Die weite Diele, mit großen, viereckigen Steinfliesen gepflastert, widerhallte von seinen Schritten. Der Küche gegenüber, in der es still war, sprangen wie vor alters in beträchtlicher Höhe die seltsamen, plumpen, aber reinlich lackierten Holzgelasse aus der Wand hervor, die Mägdekammern, die nur durch eine Art freiliegender Stiege von der Diele aus zu erreichen waren. Aber die großen Schränke und die geschnitzte Truhe waren nicht mehr da, die hier gestanden hatten . . . Der Sohn des Hauses beschritt die gewaltige Treppe und stützte sich mit der Hand auf das weißlackierte, durchbrochene Holzgeländer, indem er sie bei jedem Schritte erhob und beim nächsten sacht wieder darauf niedersinken ließ, wie als versuche er schüchtern, ob die ehemalige Vertrautheit mit diesem alten, soliden Geländer wieder herzustellen sei . . . Aber auf dem Treppenabsatz blieb er stehen, vorm Eingang zum Zwischengeschoß. An der Tür war ein weißes Schild befestigt, auf dem in schwarzen Buchstaben zu lesen war: Volksbibliothek.

Volksbibliothek? dachte Tonio Kröger, denn er fand, daß hier weder das Volk noch die Literatur etwas zu suchen hatten. Er klopfte an die Tür . . . Ein Herein ward laut, und er folgte ihm. Gespannt und finster blickte er in eine höchst unziemliche Veränderung hinein.

Das Geschoß war drei Stuben tief, deren Verbindungstüren offen standen. Die Wände waren fast in ihrer ganzen Höhe mit gleichförmig gebundenen Büchern bedeckt, die auf dunklen Gestellen in langen Reihen standen. In jedem Zimmer saß hinter einer Art von Ladentisch ein dürftiger

Menſch und ſchrieb. Zwei davon wandten nur die Köpfe nach Tonio Kröger, aber der erſte ſtand eilig auf, wobei er ſich mit beiden Händen auf die Tiſchplatte ſtützte, den Kopf vorſchob, die Lippen ſpitzte, die Brauen emporzog und den Beſucher mit eifrig zwinkernden Augen anblickte . . .

„Verzeihung", ſagte Tonio Kröger, ohne den Blick von den vielen Büchern zu wenden. „Ich bin hier fremd, ich beſichtige die Stadt. Dies iſt alſo die Volksbibliothek? Würden Sie erlauben, daß ich mir ein wenig Einblick in die Sammlung verſchaffe?"

„Gern!" ſagte der Beamte und zwinkerte noch heftiger . . . „Gewiß, das ſteht jedermann frei. Wollen Sie ſich nur umſehen . . . Iſt Ihnen ein Katalog gefällig?"

„Danke", antwortete Tonio Kröger. „Ich orientiere mich leicht." Damit begann er, langſam an den Wänden entlang zu ſchreiten, indem er ſich den Anſchein gab, als ſtudiere er die Titel auf den Bücherrücken. Schließlich nahm er einen Band heraus, öffnete ihn und ſtellte ſich damit ans Fenſter.

Hier war das Frühſtückszimmer geweſen. Man hatte hier morgens gefrühſtückt, nicht droben im großen Eßſaal, wo aus der blauen Tapete weiße Götterſtatuen hervortraten . . . Das dort hatte als Schlafzimmer gedient. Seines Vaters Mutter war dort geſtorben, ſo alt ſie war, unter ſchweren Kämpfen, denn ſie war eine genußfrohe Weltdame und hing am Leben. Und ſpäter hatte dort ſein Vater ſelbſt den letzten Seufzer getan, der lange, korrekte, ein wenig wehmütige und nachdenkliche Herr mit der Feldblume im Knopfloch . . . Tonio hatte am Fußende ſeines

Sterbebettes gesessen, mit heißen Augen, ehrlich und gänzlich hingegeben an ein stummes und starkes Gefühl, an Liebe und Schmerz. Und auch seine Mutter hatte am Lager gekniet, seine schöne, feurige Mutter, ganz aufgelöst in heißen Tränen; worauf sie mit dem südlichen Künstler in blaue Fernen gezogen war . . . Aber dort hinten, das kleinere, dritte Zimmer, nun ebenfalls ganz mit Büchern angefüllt, die ein dürftiger Mensch bewachte, war lange Jahre hindurch sein eigenes gewesen. Dorthin war er nach der Schule heimgekehrt, nachdem er einen Spaziergang, wie eben jetzt, gemacht, an jener Wand hatte sein Tisch gestanden, in dessen Schublade er seine ersten, innigen und hilflosen Verse verwahrt hatte . . . Der Walnußbaum . . . Eine stechende Wehmut durchzuckte ihn. Er blickte seitwärts durchs Fenster hinaus. Der Garten lag wüst, aber der alte Walnußbaum stand an seinem Platze, schwerfällig knarrend und rauschend im Winde. Und Tonio Kröger ließ die Augen auf das Buch zurückgleiten, das er in Händen hielt, ein hervorragendes Dichtwerk und ihm wohlbekannt. Er blickte auf diese schwarzen Zeilen und Satzgruppen nieder, folgte eine Strecke dem kunstvollen Fluß des Vortrags, wie er in gestaltender Leidenschaft sich zu einer Pointe und Wirkung erhob und dann effektvoll absetzte . . .

Ja, das ist gut gemacht, sagte er, stellte das Dichtwerk weg und wandte sich. Da sah er, daß der Beamte noch immer aufrecht stand, und mit einem Mischausdruck von Diensteifer und nachdenklichem Mißtrauen seine Augen zwinkern ließ.

„Eine ausgezeichnete Sammlung, wie ich sehe", sagte Tonio Kröger. „Ich habe schon einen Überblick gewonnen,

Ich bin Ihnen ſehr verbunden. Adieu.“ Damit ging er zur Tür hinaus; aber es war ein zweifelhafter Abgang, und er fühlte deutlich, daß der Beamte, voller Unruhe über dieſen Beſuch, noch minutenlang ſtehen und zwinkern würde.

Er ſpürte keine Neigung, noch weiter vorzudringen. Er war zu Hauſe geweſen. Droben, in den großen Zimmern hinter der Säulenhalle, wohnten fremde Leute, er ſah es; denn der Treppenkopf war durch eine Glastür verſchloſſen, die ehemals nicht dageweſen war, und irgendein Namensſchild war daran. Er ging fort, ging die Treppe hinunter, über die hallende Diele, und verließ ſein Elternhaus. In einem Winkel eines Reſtaurants nahm er in ſich gekehrt eine ſchwere und fette Mahlzeit ein, und kehrte dann ins Hotel zurück.

„Ich bin fertig“, ſagte er zu dem feinen Herrn in Schwarz. „Ich reiſe heute Nachmittag.“ Und er beſtellte ſeine Rechnung, ſowie den Wagen, der ihn an den Hafen bringen ſollte, zum Dampfſchiff nach Kopenhagen. Dann ging er auf ſein Zimmer und ſetzte ſich an den Tiſch, ſaß ſtill und aufrecht, indem er die Wange in die Hand ſtützte und mit blickloſen Augen auf die Tiſchplatte niederſah. Später beglich er ſeine Rechnung und machte ſeine Sachen bereit. Zur feſtgeſetzten Zeit ward der Wagen gemeldet, und Tonio Kröger ſtieg reiſefertig hinab.

Drunten, am Fuße der Treppe, erwartete ihn der feine Herr in Schwarz.

„Um Vergebung!“ ſagte er und ſtieß mit den kleinen Fingern ſeine Manſchetten in die Ärmel zurück . . . „Verzeihen Sie, mein Herr, daß wir Sie noch eine Minute in

Anspruch nehmen müssen. Herr Seehaase — der Besitzer des Hotels — ersucht Sie um eine Unterredung von zwei Worten. Eine Formalität . . . Er befindet sich dort hinten . . . Wollen Sie die Güte haben, sich mit mir zu bemühen . . . Es ist nur Herr Seehaase, der Besitzer des Hotels."

Und er führte Tonio Kröger unter einladendem Gestenspiel in den Hintergrund des Vestibüls. Dort stand in der Tat Herr Seehaase. Tonio Kröger kannte ihn von Ansehen aus alter Zeit. Er war klein, fett und krummbeinig. Sein geschorener Backenbart war weiß geworden; aber noch immer trug er eine weit ausgeschnittene Frackjacke und dazu ein grün gesticktes Samtmützchen. Übrigens war er nicht allein. Bei ihm, an einem kleinen, an der Wand befestigten Pultbrett, stand, den Helm auf dem Kopf, ein Polizist, welcher seine behandschuhte Rechte auf einem bunt beschriebenen Papier ruhen ließ, das vor ihm auf dem Pulte lag, und Tonio Kröger mit seinem ehrlichen Soldatengesicht so entgegensah, als erwartete er, daß dieser bei seinem Anblick in den Boden versinken müsse.

Tonio Kröger blickte von einem zum andern und verlegte sich aufs Warten.

„Sie kommen von München?" fragte endlich der Polizist mit einer gutmütigen und schwerfälligen Stimme.

Tonio Kröger bejahte dies.

„Sie reisen nach Kopenhagen?"

„Ja, ich bin auf der Reise in ein dänisches Seebad."

„Seebad? — Ja, Sie müssen mal Ihre Papiere vorweisen", sagte der Polizist, indem er das letzte Wort mit besonderer Genugtuung aussprach.

„Papiere . . .“ Er hatte keine Papiere. Er zog seine Brieftasche hervor und blickte hinein; aber es befand sich außer einigen Geldscheinen nichts darin, als die Korrektur einer Novelle, die er an seinem Reiseziel zu erledigen gedachte. Er verkehrte nicht gern mit Beamten und hatte sich noch niemals einen Paß ausstellen lassen . . .

„Es tut mir leid,“ sagte er, „aber ich führe keine Papiere bei mir.“

„So?“ sagte der Polizist . . . „Gar keine? — Wie ist Ihr Name?“

Tonio Kröger antwortete ihm.

„Ist das auch wahr?!“ fragte der Polizist, reckte sich auf und öffnete plötzlich seine Nasenlöcher, so weit er konnte . . .

„Vollkommen wahr“, antwortete Tonio Kröger.

„Was sind Sie denn?“

Tonio Kröger schluckte hinunter und nannte mit fester Stimme sein Gewerbe. — Herr Seehaase hob den Kopf und sah neugierig in sein Gesicht empor.

„Hm!“ sagte der Polizist. „Und Sie geben an, nicht identisch zu sein mit einem Individium namens —“ Er sagte „Individium“ und buchstabierte dann aus dem bunt beschriebenen Papier einen ganz verzwickten und romantischen Namen zusammen, der aus den Lauten verschiedener Rassen abenteuerlich gemischt erschien und den Tonio Kröger im nächsten Augenblick wieder vergessen hatte. „— Welcher“, fuhr er fort, „von unbekannten Eltern und unbestimmter Zuständigkeit wegen verschiedener Betrügereien und anderer Vergehen von der Münchener Polizei verfolgt wird und sich wahrscheinlich auf der Flucht nach Dänemark befindet?“

„Ich gebe das nicht nur an", sagte Tonio Kröger und machte eine nervöse Bewegung mit den Schultern. — Dies rief einen gewissen Eindruck hervor.

„Wie? Ach so, na gewiß!" sagte der Polizist. „Aber daß Sie auch gar nichts vorweisen können!"

Auch Herr Seehaase legte sich beschwichtigend ins Mittel.

„Das Ganze ist eine Formalität," sagte er, „nichts weiter! Sie müssen bedenken, daß der Beamte nur seine Schuldigkeit tut. Wenn Sie sich irgendwie legitimieren könnten . . . Ein Papier . . ."

Alle schwiegen. Sollte er der Sache ein Ende machen, indem er sich zu erkennen gab, indem er Herrn Seehaase eröffnete, daß er kein Hochstapler von unbestimmter Zuständigkeit sei, von Geburt kein Zigeuner im grünen Wagen, sondern der Sohn Konsul Krögers, aus der Familie der Kröger? Nein, er hatte keine Lust dazu. Und waren diese Männer der bürgerlichen Ordnung nicht im Grunde ein wenig im Recht? Gewissermaßen war er ganz einverstanden mit ihnen . . . Er zuckte die Achseln und blieb stumm.

„Was haben Sie denn da?" fragte der Polizist. „Da, in dem Porteföhch?"

„Hier? Nichts. Es ist eine Korrektur", antwortete Tonio Kröger.

„Korrektur? Wieso? Lassen Sie mal sehen."

Und Tonio Kröger überreichte ihm seine Arbeit. Der Polizist breitete sie auf der Pultplatte aus und begann darin zu lesen. Auch Herr Seehaase trat näher herzu und beteiligte sich an der Lektüre. Tonio Kröger blickte ihnen über die Schultern und beobachtete, bei welcher Stelle sie seien. Es war ein guter Moment, eine Pointe und Wirkung, die

er vortrefflich herausgearbeitet hatte. Er war zufrieden mit sich.

„Sehen Sie!“ sagte er. „Da steht mein Name. Ich habe dies geschrieben, und nun wird es veröffentlicht, verstehen Sie.“

„Nun, das genügt!“ sagte Herr Seehaase mit Entschluß, raffte die Blätter zusammen, faltete sie und gab sie ihm zurück. „Das muß genügen, Petersen!“ wiederholte er kurz, indem er verstohlen die Augen schloß und abwinkend den Kopf schüttelte. „Wir dürfen den Herrn nicht länger aufhalten. Der Wagen wartet. Ich bitte sehr, die kleine Störung zu entschuldigen, mein Herr. Der Beamte hat ja nur seine Pflicht getan, aber ich sagte ihm sofort, daß er auf falscher Fährte sei . . .“

So? dachte Tonio Kröger.

Der Polizist schien nicht ganz einverstanden; er wandte noch etwas ein von ‚Individium‘ und ‚vorweisen‘. Aber Herr Seehaase führte seinen Gast unter wiederholten Ausdrücken des Bedauerns durch das Vestibül zurück, geleitete ihn zwischen den beiden Löwen hindurch zum Wagen und schloß selbst unter Achtungsbezeugungen den Schlag hinter ihm. Und dann rollte die lächerlich hohe und breite Droschke stolpernd, klirrend und lärmend die steilen Gassen hinab zum Hafen . . .

Dies war Tonio Krögers seltsamer Aufenthalt in seiner Vaterstadt.

Die Nacht fiel ein, und mit einem schwimmenden Silberglanz stieg schon der Mond empor, als Tonio Krögers Schiff die offene See gewann. Er stand am Bugspriet, in

seinen Mantel gehüllt vor dem Winde, der mehr und mehr erstarkte, und blickte hinab in das dunkle Wandern und Treiben der starken, glatten Wellenleiber dort unten, die umeinander schwankten, sich klatschend begegneten, in unerwarteten Richtungen auseinanderschossen und plötzlich schaumig aufleuchteten . . .

Eine schaukelnde und still entzückte Stimmung erfüllte ihn. Er war ein wenig niedergeschlagen gewesen, daß man ihn daheim als Hochstapler hatte verhaften wollen, ja, — obgleich er es gewissermaßen in der Ordnung gefunden hatte. Aber dann, nachdem er sich eingeschifft, hatte er, wie als Knabe zuweilen mit seinem Vater, dem Verladen der Waren zugesehen, mit denen man, unter Rufen, die ein Gemisch aus Dänisch und Plattdeutsch waren, den tiefen Bauch des Schiffes füllte, hatte gesehen, wie man außer den Ballen und Kisten auch einen Eisbären und einen Königstiger in dick vergitterten Käfigen hinabließ, die wohl von Hamburg kamen und für eine dänische Menagerie bestimmt waren; und dies hatte ihn zerstreut. Während dann das Schiff zwischen den flachen Ufern den Fluß entlang glitt, hatte er Polizist Petersens Verhör ganz und gar vergessen, und alles, was vorher gewesen war, seine süßen, traurigen und reuigen Träume der Nacht, der Spaziergang, den er gemacht, der Anblick des Walnußbaumes, war wieder in seiner Seele stark geworden. Und nun, da das Meer sich öffnete, sah er von fern den Strand, an dem er als Knabe die sommerlichen Träume des Meeres hatte belauschen dürfen, sah die Glut des Leuchtturms und die Lichter des Kurhauses, darin er mit seinen Eltern gewohnt . . . Die Ostsee! Er lehnte den Kopf gegen den starken Salz-

wind, der frei und ohne Hindernis daherkam, die Ohren umhüllte und einen gelinden Schwindel, eine gedämpfte Betäubung hervorrief, in der die Erinnerung an alles Böse, an Qual und Irrsal, an Wollen und Mühen träge und selig unterging. Und in dem Sausen, Klatschen, Schäumen und Ächzen rings um ihn her glaubte er das Rauschen und Knarren des alten Walnußbaumes, das Kreischen einer Gartenpforte zu hören . . . Es dunkelte mehr und mehr.

„Die Sterne, Gott, sehen Sie doch bloß die Sterne an", sagte plötzlich mit schwerfällig singender Betonung eine Stimme, die aus dem Innern einer Tonne zu kommen schien. Er kannte sie schon. Sie gehörte einem rotblonden und schlicht gekleideten Mann mit geröteten Augenlidern und einem feuchtkalten Aussehen, als habe er soeben gebadet. Beim Abendessen in der Kajüte war er Tonio Krögers Nachbar gewesen und hatte mit zagen und bescheidenen Bewegungen erstaunliche Mengen von Hummer-Omelette zu sich genommen. Nun lehnte er neben ihm an der Brüstung und blickte zum Himmel empor, indem er sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger erfaßt hielt. Ohne Zweifel befand er sich in einer jener außerordentlichen und festlich-beschaulichen Stimmungen, in denen die Schranken zwischen den Menschen dahinsinken, in denen das Herz auch Fremden sich öffnet und der Mund Dinge spricht, vor denen er sich sonst schamhaft verschließen würde . . .

„Sehen Sie, Herr, doch bloß die Sterne an. Da stehen sie und glitzern, es ist, weiß Gott, der ganze Himmel voll. Und nun bitt' ich Sie, wenn man hinaufsieht und bedenkt, daß viele davon doch hundertmal größer sein sollen als die Erde, wie wird einem da zu Sinn? Wir Menschen haben

den Telegraphen erfunden und das Telephon und so viele Errungenschaften der Neuzeit, ja, das haben wir. Aber wenn wir da hinaufsehen, so müssen wir doch erkennen und verstehen, daß wir im Grunde Gewürm sind, elendes Gewürm und nichts weiter, — hab' ich recht oder unrecht, Herr? Ja, wir sind Gewürm!" antwortete er sich selbst und nickte demütig und zerknirscht zum Firmament empor.

Au . . . nein, der hat keine Literatur im Leibe! dachte Tonio Kröger. Und alsbald fiel ihm etwas ein, was er kürzlich gelesen hatte, der Aufsatz eines berühmten französischen Schriftstellers über kosmologische und psychologische Weltanschauung; es war ein recht feines Geschwätz gewesen.

Er gab dem jungen Mann etwas wie eine Antwort auf seine tief erlebte Bemerkung, und dann fuhren sie fort, miteinander zu sprechen, indem sie, über die Brüstung gelehnt, in den unruhig erhellten, bewegten Abend hinausblickten. Es erwies sich, daß der Reisegefährte ein junger Kaufmann aus Hamburg war, der seinen Urlaub zu dieser Vergnügungsfahrt benutzte . . .

„Sollst," sagte er, „ein bißchen mit dem Steamer nach Kopenhagen fahren, denk' ich, und da seh ich nun, und es ist ja so weit ganz schön. Aber das mit den Hummer-Omeletten, das war nicht richtig, Herr, das sollen Sie sehn, denn die Nacht wird stürmisch, das hat der Kapitän selbst gesagt, und mit so einem unbekömmlichen Essen im Magen ist das kein Spaß . . ."

Tonio Kröger lauschte all dieser zutunlichen Torheit mit einem heimlichen und freundschaftlichen Gefühl.

„Ja," sagte er, „man ißt überhaupt zu schwer hier oben. Das macht faul und wehmütig."

„Wehmütig?“ wiederholte der junge Mann und betrachtete ihn verdutzt . . . „Sie sind wohl fremd hier, Herr?“ fragte er plötzlich . . .

„Ach ja, ich komme weit her!“ antwortete Tonio Kröger mit einer vagen und abwehrenden Armbewegung.

„Aber Sie haben recht,“ sagte der junge Mann; „Sie haben, weiß Gott, recht in dem, was Sie von wehmütig sagen! Ich bin fast immer wehmütig, aber besonders an solchen Abenden, wie heute, wenn die Sterne am Himmel stehn.“ Und er stützte wieder sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger.

Sicherlich schreibt er Verse, dachte Tonio Kröger, tief ehrlich empfundene Kaufmannsverse . . .

Der Abend rückte vor, und der Wind war nun so heftig geworden, daß er das Sprechen behinderte. So beschlossen sie, ein wenig zu schlafen, und wünschten einander gute Nacht.

Tonio Kröger streckte sich in seiner Koje auf der schmalen Bettstatt aus, aber er fand keine Ruhe. Der strenge Wind und sein herbes Arom hatten ihn seltsam erregt, und sein Herz war unruhig wie in ängstlicher Erwartung von etwas Süßem. Auch verursachte die Erschütterung, welche entstand, wenn das Schiff einen steilen Wogenberg hinabglitt und die Schraube wie im Krampf außerhalb des Wassers arbeitete, ihm arge Übelkeit. Er kleidete sich wieder vollends an und stieg ins Freie hinauf.

Wolken jagten am Monde vorbei. Das Meer tanzte. Nicht runde und gleichmäßige Wellen kamen in Ordnung daher, sondern weithin, in bleichem und flackerndem Licht, war die See zerrissen, zerpeitscht, zerwühlt, leckte und sprang

in spitzen, flammenartigen Riesenzungen empor, warf neben schaumerfüllten Klüften zackige und unwahrscheinliche Gebilde auf und schien mit der Kraft ungeheurer Arme in tollem Spiel den Gischt in alle Lüfte zu schleudern. Das Schiff hatte schwere Fahrt; stampfend, schlenkernd und ächzend arbeitete es sich durch den Tumult, und manchmal hörte man den Eisbären und den Tiger, die unter dem Seegang litten, in seinem Innern brüllen. Ein Mann im Wachstuchmantel, die Kapuze überm Kopf und eine Laterne um den Leib geschnallt, ging breitbeinig und mühsam balancierend auf dem Verdecke hin und her. Aber dort hinten stand, tief über Bord gebeugt, der junge Mann aus Hamburg und ließ es sich schlecht ergehen. „Gott," sagte er mit hohler und wankender Stimme, als er Tonio Kröger gewahrte, „sehen Sie doch bloß den Aufruhr der Elemente, Herr!" Aber dann wurde er unterbrochen und wandte sich eilig ab.

Tonio Kröger hielt sich an irgendeinem gestrafften Tau und blickte hinaus in all den unbändigen Übermut. In ihm schwang sich ein Jauchzen auf, und ihm war, als sei es mächtig genug, um Sturm und Flut zu übertönen. Ein Sang an das Meer, begeistert von Liebe, tönte in ihm. Du meiner Jugend wilder Freund, so sind wir einmal noch vereint . . . Aber dann war das Gedicht zu Ende. Es ward nicht fertig, nicht rund geformt und nicht in Gelassenheit zu etwas Ganzem geschmiedet. Sein Herz lebte . . .

Lange stand er so; dann streckte er sich auf einer Bank am Kajütenhäuschen aus und blickte zum Himmel hinauf, an dem die Sterne flackerten. Er schlummerte sogar ein wenig. Und wenn der kalte Schaum in sein Gesicht spritzte, so war es ihm im Halbschlaf wie eine Liebkosung.

Senkrechte Kreidefelsen, gespenstisch im Mondschein, kamen in Sicht und näherten sich; das war Möen, die Insel. Und wieder trat Schlummer dazwischen, unterbrochen von salzigen Sprühschauern, die scharf ins Gesicht bissen und die Züge erstarren ließen ... Als er völlig wach wurde, war es schon Tag, ein hellgrauer, frischer Tag, und die grüne See ging ruhiger. Beim Frühstück sah er den jungen Kaufmann wieder, der heftig errötete, wahrscheinlich vor Scham, im Dunklen so poetische und blamable Dinge geäußert zu haben, mit allen fünf Fingern seinen kleinen rötlichen Schnurrbart emporstrich und ihm einen soldatisch scharfen Morgengruß zurief, um ihn dann ängstlich zu meiden.

Und Tonio Kröger landete in Dänemark. Er hielt Ankunft in Kopenhagen, gab Trinkgeld an jeden, der sich die Miene gab, als hätte er Anspruch darauf, durchwanderte von seinem Hotelzimmer aus drei Tage lang die Stadt, indem er sein Reisebüchlein aufgeschlagen vor sich her trug, und benahm sich ganz wie ein besserer Fremder, der seine Kenntnisse zu bereichern wünscht. Er betrachtete des Königs Neumarkt und das „Pferd" in seiner Mitte, blickte achtungsvoll an den Säulen der Frauenkirche empor, stand lange vor Thorwaldsens edlen und lieblichen Bildwerken, stieg auf den Runden Turm, besichtigte Schlösser und verbrachte zwei bunte Abende im Tivoli. Aber es war nicht so recht eigentlich all dies, was er sah.

An den Häusern, die oft ganz das Aussehen der alten Häuser seiner Vaterstadt mit geschwungenen, durchbrochenen Giebeln hatten, sah er Namen, die ihm aus alten Tagen bekannt waren, die ihm etwas Zartes und Köstliches zu bezeichnen schienen und bei alledem etwas wie Vorwurf,

Klage und Sehnsucht nach Verlorenem in sich schlossen. Und allerwegen, indes er in verlangsamten, nachdenklichen Zügen die feuchte Seeluft atmete, sah er Augen, die so blau, Haare, die so blond, Gesichter, die eben von der Art und Bildung waren, wie er sie in den seltsam wehen und renigen Träumen der Nacht geschaut, die er in seiner Vaterstadt verbracht hatte. Es konnte geschehen, daß auf offener Straße ein Blick, ein klingendes Wort, ein Auflachen ihn ins Innere traf . . .

Es litt ihn nicht lange in der munteren Stadt. Eine Unruhe, süß und töricht, Erinnerung halb und halb Erwartung, bewegte ihn, zusammen mit dem Verlangen, irgendwo still am Strande liegen zu dürfen und nicht den angelegentlich sich umtuenden Touristen spielen zu müssen. So schiffte er sich aufs neue ein und fuhr an einem trüben Tage (die See ging schwärz) nordwärts die Küste von Seeland entlang gen Helsingör. Von dort setzte er seine Reise unverzüglich zu Wagen auf dem Chausseewege fort, noch drei Viertelstunden lang, immer ein wenig oberhalb des Meeres, bis er an seinem letzten und eigentlichen Ziele hielt, dem kleinen weißen Badehotel mit grünen Fensterläden, das inmitten einer Siedelung niedriger Häuschen stand, mit seinem holzgedeckten Turm auf den Sund und die schwedische Küste hinausblickte. Hier stieg er ab, nahm Besitz von dem hellen Zimmer, das man ihm bereit gehalten, füllte Bord und Spind mit dem, was er mit sich führte, und schickte sich an, hier eine Weile zu leben.

Schon rückte der September vor: es waren nicht mehr viele Gäste in Aalsgaard. Bei den Mahlzeiten in dem

großen, balkengedeckten Eßsaal zu ebener Erde, dessen hohe Fenster auf die Glasveranda und die See hinausführten, führte die Wirtin den Vorsitz, ein bejahrtes Mädchen mit weißem Haar, farblosen Augen, zartrosigen Wangen und einer haltlosen Zwitscherstimme, das immer seine roten Hände auf dem Tafeltuche ein wenig vorteilhaft zu gruppieren trachtete. Ein kurzhalsiger alter Herr mit eisgrauem Schifferbart und dunkelbläulichem Gesicht war da, ein Fischhändler aus der Hauptstadt, der des Deutschen mächtig war. Er schien gänzlich verstopft und zum Schlagfluß geneigt, denn er atmete kurz und stoßweise und hob von Zeit zu Zeit den beringten Zeigefinger zu einem seiner Nasenlöcher empor, um es zuzudrücken und dem anderen durch starkes Blasen ein wenig Luft zu verschaffen. Nichtsdestoweniger sprach er beständig der Aquavitflasche zu, die sowohl beim Frühstück als beim Mittag- und Abendessen vor ihm stand. Dann waren nur noch drei große amerikanische Jünglinge mit ihrem Gouverneur oder Hauslehrer zugegen, der schweigend an seiner Brille rückte und tagüber mit ihnen Fußball spielte. Sie trugen ihr rotgelbes Haar in der Mitte gescheitelt und hatten lange, unbewegte Gesichter. „Please, give me the wurst-things there!" sagte der eine. „That's not wurst, that's schinken!" sagte ein anderer, und dies war alles, was sowohl sie als der Hauslehrer zur Unterhaltung beitrugen; denn sonst saßen sie still und tranken heißes Wasser.

Tonio Kröger hätte sich keine andere Art von Tischgesellschaft gewünscht. Er genoß seinen Frieden, horchte auf die dänischen Kehllaute, die hellen und trüben Vokale, in denen der Fischhändler und die Wirtin zuweilen kon-

versierten, wechselte hie und da mit dem Ersteren eine schlichte Bemerkung über den Barometerstand und erhob sich dann, um durch die Veranda wieder an den Strand hinunterzugehen, wo er schon lange Morgenstunden verbracht hatte.

Manchmal war es dort still und sommerlich. Die See ruhte träge und glatt, in blauen, flaschengrünen und rötlichen Streifen, von silbrig glitzernden Lichtreflexen überspielt, der Tang dörrte zu Heu in der Sonne, und die Quallen lagen da und verdunsteten. Es roch ein wenig faulig und ein wenig auch nach dem Teer des Fischerbootes, an welches Tonio Kröger, im Sande sitzend, den Rücken lehnte, — so gewandt, daß er den offenen Horizont und nicht die schwedische Küste vor Augen hatte; aber des Meeres leiser Atem strich rein und frisch über alles hin.

Und graue, stürmische Tage kamen. Die Wellen beugten die Köpfe wie Stiere, die die Hörner zum Stoße einlegen, und rannten wütend gegen den Strand, der hoch hinauf überspült und mit naßglänzendem Seegras, Muscheln und angeschwemmtem Holzwerk bedeckt war. Zwischen den langgestreckten Wellenhügeln dehnten sich unter dem verhängten Himmel blaßgrün-schaumig die Täler; aber dort, wo hinter den Wolken die Sonne stand, lag auf den Wassern ein weißlicher Sammetglanz.

Tonio Kröger stand in Wind und Brausen eingehüllt, versunken in dies ewige, schwere, betäubende Getöse, das er so sehr liebte. Wandte er sich und ging fort, so schien es plötzlich ganz ruhig und warm um ihn her. Aber im Rücken wußte er sich das Meer; es rief, lockte und grüßte. Und er lächelte.

Er ging landeinwärts, auf Wiesenwegen durch die Einsamkeit, und bald nahm Buchenwald ihn auf, der sich hügelig weit in die Gegend erstreckte. Er setzte sich ins Moos, an einen Baum gelehnt, so, daß er zwischen den Stämmen einen Streifen des Meeres gewahren konnte. Zuweilen trug der Wind das Geräusch der Brandung zu ihm, das klang, wie wenn in der Ferne Bretter aufeinander fallen. Krähengeschrei über den Wipfeln, heiser, öde und verloren . . . Er hielt ein Buch auf den Knien, aber er las nicht eine Zeile darin. Er genoß ein tiefes Vergessen, ein erlöstes Schweben über Raum und Zeit, und nur zuweilen war es, als würde sein Herz von einem Weh durchzuckt, einem kurzen, stechenden Gefühl von Sehnsucht oder Reue, das nach Namen und Herkunft zu fragen er zu träge und versunken war.

So verging mancher Tag; er hätte nicht zu sagen vermocht, wie viele, und trug kein Verlangen danach, es zu wissen. Dann aber kam einer, an welchem etwas geschah; es geschah, während die Sonne am Himmel stand und Menschen zugegen waren, und Tonio Kröger war nicht einmal so außerordentlich erstaunt darüber.

Gleich dieses Tages Anfang gestaltete sich festlich und entzückend. Tonio Kröger erwachte sehr früh und ganz plötzlich, fuhr mit einem feinen und unbestimmten Schrecken aus dem Schlafe empor und glaubte, in ein Wunder, einen feenhaften Beleuchtungszauber hineinzublicken. Sein Zimmer, mit Glastür und Balkon nach dem Sunde hinaus gelegen und durch einen dünnen, weißen Gazevorhang in Wohn- und Schlafraum geteilt, war zartfarbig tapeziert und mit leichten, hellen Möbeln versehen, so daß es stets einen lichten und freundlichen Anblick bot. Nun aber sahen seine schlaf-

trunkenen Augen es in einer unirdischen Verklärung und Illumination vor sich liegen, über und über getaucht in einen unsäglich holden und duftigen Rosenschein, der Wände und Möbel vergoldete und den Gazevorhang in ein mildes, rotes Glühen versetzte . . . Tonio Kröger begriff lange nicht, was sich ereignete. Als er aber vor der Glastür stand und hinausblickte, sah er, daß es die Sonne war, die aufging.

Mehrere Tage war es trüb und regnicht gewesen; jetzt aber spannte sich der Himmel wie aus straffer, blaßblauer Seide schimmernd klar über See und Land, und durchquert und umgeben von rot nnd golden durchleuchteten Wolken, erhob sich feierlich die Sonnenscheibe über das flimmernd gekrauste Meer, das unter ihr zu erschauern und zu erglühen schien . . . So hub der Tag an, und verwirrt und glücklich warf Tonio Kröger sich in die Kleider, frühstückte vor allen anderen drunten in der Veranda, schwamm hierauf von dem kleinen hölzernen Badehäuschen aus eine Strecke in den Sund hinaus und tat dann einen stundenlangen Gang am Strande hin. Als er zurückkehrte, hielten mehrere omnibusartige Wagen vorm Hotel, und vom Eßsaal aus gewahrte er, daß sowohl in dem anstoßenden Gesellschaftszimmer, dort, wo das Klavier stand, als auch in der Veranda und auf der Terrasse, die davor lag, Menschen in großer Anzahl, kleinbürgerlich gekleidete Herrschaften, an runden Tischen saßen und unter angeregten Gesprächen Bier mit Butterbrot genossen. Es waren ganze Familien, ältere und junge Leute, ja sogar ein paar Kinder.

Beim zweiten Frühstück (der Tisch trug schwer an kalter Küche, Geräuchertem, Gesalzenem und Gebackenem) erkundigte sich Tonio Kröger, was vor sich gehe.

„Gäste!“ sagte der Fischhändler. „Ausflügler und Ballgäste aus Helsingör! Ja, Gott soll uns bewahren, wir werden nicht schlafen können, diese Nacht! Es wird Tanz geben, Tanz und Musik, und man muß fürchten, daß das lange dauert. Es ist eine Familienvereinigung, eine Landpartie nebst Reunion, kurzum, eine Subskription oder dergleichen, und sie genießen den schönen Tag. Sie sind zu Boot und zu Wagen gekommen, und jetzt frühstücken sie. Später fahren sie noch weiter über Land, aber abends kommen sie wieder, und dann ist Tanzbelustigung hier im Saale. Ja, verdammt und verflucht, wir werden kein Auge zutun . . .“

„Das ist eine hübsche Abwechslung“, sagte Tonio Kröger.

Hierauf wurde längere Zeit nichts mehr gesprochen. Die Wirtin ordnete ihre roten Finger, der Fischhändler blies durch das rechte Nasenloch, um sich ein wenig Luft zu verschaffen, und die Amerikaner tranken heißes Wasser und machten lange Gesichter dazu.

Da geschah dies auf einmal: Hans Hansen und Ingeborg Holm gingen durch den Saal. —

Tonio Kröger lehnte, in einer wohligen Ermüdung nach dem Bade und seinem hurtigen Gang, im Stuhl und aß geräucherten Lachs auf Röstbrot: — er saß der Veranda und dem Meere zugewandt. Und plötzlich öffnete sich die Tür, und Hand in Hand kamen die beiden herein, — schlendernd und ohne Eile. Ingeborg, die blonde Inge, war hell gekleidet, wie sie in der Tanzstunde bei Herrn Knaak zu sein pflegte. Das leichte, geblümte Kleid reichte ihr nur bis zu den Knöcheln, und um die Schultern trug sie einen breiten, weißen Tüllbesatz mit spitzem Ausschnitt, der ihren

weichen, geschmeidigen Hals freiließ. Der Hut hing ihr an seinen zusammengeknüpften Bändern über dem einen Arm. Sie war vielleicht ein klein wenig erwachsener als sonst, und trug ihren wunderbaren Zopf nun um den Kopf gelegt; aber Hans Hansen war ganz wie immer. Er hatte seine Seemannsüberjacke mit den goldenen Knöpfen an, über welcher auf Schultern und Rücken der breite, blaue Kragen lag; die Matrosenmütze mit den kurzen Bändern hielt er in der hinabhängenden Hand und schlenkerte sie sorglos hin und her. Ingeborg hielt ihre schmal geschnittenen Augen abgewandt, vielleicht ein wenig geniert durch die speisenden Leute, die auf sie schauten. Allein Hans Hansen wandte nun grade und aller Welt zum Trotz den Kopf nach der Frühstückstafel und musterte mit seinen stahlblauen Augen einen nach dem anderen herausfordernd und gewissermaßen verächtlich; er ließ sogar Ingeborgs Hand fahren und schwenkte seine Mütze noch heftiger hin und her, um zu zeigen, was für ein Mann er sei. So gingen die beiden, mit dem still blauenden Meere als Hintergrund, vor Tonio Krögers Augen vorüber, durchmaßen den Saal seiner Länge nach und verschwanden durch die entgegengesetzte Tür im Klavierzimmer.

Dies begab sich um halb zwölf Uhr vormittags, und noch während die Kurgäste beim Frühstück saßen, brach nebenan und in der Veranda die Gesellschaft auf und verließ, ohne daß noch jemand den Eßsaal betreten hätte, durch den Seitenzugang, der vorhanden war, das Hotel. Man hörte, wie draußen unter Scherzen und Gelächter die Wagen bestiegen wurden, wie ein Gefährt nach dem anderen auf der Landstraße sich knirschend in Bewegung setzte und davonrollte . . .

„Sie kommen also wieder?“ fragte Tonio Kröger . . .

„Das tun sie!“ sagte der Fischhändler. „Und Gott sei's geklagt. Sie haben Musik bestellt, müssen Sie wissen, und ich schlafe hier überm Saale.“

„Das ist eine hübsche Abwechslung“, wiederholte Tonio Kröger. Dann stand er auf und ging fort.

Er verbrachte den Tag, wie er die anderen verbracht hatte, am Strande, im Walde, hielt ein Buch auf den Knien und blinzelte in die Sonne. Er bewegte nur einen Gedanken: diesen, daß sie wiederkehren und im Saale Tanzbelustigung abhalten würden, wie es der Fischhändler versprochen hatte; und er tat nichts, als sich hierauf freuen, mit einer so ängstlichen und süßen Freude, wie er sie lange, tote Jahre hindurch nicht mehr erprobt hatte. Einmal, durch irgendeine Verknüpfung von Vorstellungen, erinnerte er sich flüchtig eines fernen Bekannten, Adalberts, des Novellisten, der wußte, was er wollte, und sich ins Kaffeehaus begeben hatte, um der Frühlingsluft zu entgehen. Und er zuckte die Achseln über ihn . . .

Es wurde früher als gewöhnlich zu Mittag gegessen, und das Abendbrot nahm man ebenfalls zeitiger als sonst, im Klavierzimmer, weil im Saale schon Vorbereitungen zum Balle getroffen wurden: auf so festliche Art war alles in Ordnung gebracht. Dann, als es schon dunkel war und Tonio Kröger in seinem Zimmer saß, ward es wieder lebendig auf der Landstraße und im Hause. Die Ausflügler kehrten zurück; ja, aus der Richtung von Helsingör trafen zu Rad und zu Wagen noch neue Gäste ein, und bereits hörte man drunten im Hause eine Geige stimmen und eine Klarinette näselnde Übungsläufe vollführen . . .

Alles versprach, daß es ein glänzendes Ballfest geben werde.

Nun setzte das kleine Orchester mit einem Marsche ein: gedämpft und taktfest scholl es herauf: man eröffnete den Tanz mit einer Polonäse. Tonio Kröger saß noch eine Weile still und lauschte. Als er aber vernahm, wie das Marschtempo in Walzertakt überging, machte er sich auf und schlich geräuschlos aus seinem Zimmer.

Von dem Korridor, an dem es gelegen war, konnte man über eine Nebentreppe zu dem Seiteneingang des Hotels und von dort, ohne ein Zimmer zu berühren, in die Glasveranda gelangen. Diesen Weg nahm er, leise und verstohlen, als befinde er sich auf verbotenen Pfaden, tastete sich behutsam durch das Dunkel, unwiderstehlich angezogen von dieser dummen und selig wiegenden Musik, deren Klänge schon klar und ungedämpft zu ihm drangen.

Die Veranda war leer und unerleuchtet, aber die Glastür zum Saale, wo die beiden großen, mit blanken Reflektoren versehenen Petroleumlampen hell erstrahlten, stand geöffnet. Dorthin schlich er sich auf leisen Sohlen, und der diebische Genuß, hier im Dunkeln stehen und ungesehen die belauschen zu dürfen, die im Lichte tanzten, verursachte ein Prickeln in seiner Haut. Hastig und begierig sandte er seine Blicke nach den beiden aus, die er suchte . . .

Die Fröhlichkeit des Festes schien schon ganz frei entfaltet, obgleich es kaum seit einer halben Stunde eröffnet war; aber man war ja bereits warm und angeregt hierhergekommen, nachdem man den ganzen Tag miteinander verbracht, sorglos, gemeinsam und glücklich. Im Klavierzimmer, das Tonio Kröger überblicken konnte, wenn er sich

ein wenig weiter vorwagte, hatten sich mehrere ältere Herren rauchend und trinkend beim Kartenspiel vereinigt; aber andere saßen bei ihren Gattinnen im Vordergrunde auf den Plüschstühlen und an den Wänden des Saales und sahen dem Tanze zu. Sie hielten die Hände auf die gespreizten Knie gestützt und bliesen mit einem wohlhabenden Ausdruck die Wangen auf, indes die Mütter, Kapotthütchen auf den Scheiteln, die Hände unter der Brust zusammenlegten und mit seitwärts geneigten Köpfen in das Getümmel der jungen Leute schauten. Ein Podium war an der einen Längswand des Saales errichtet worden, und dort taten die Musikanten ihr Bestes. Sogar eine Trompete war da, welche mit einer gewissen zögernden Behutsamkeit blies, als fürchtete sie sich vor ihrer eigenen Stimme, die sich dennoch beständig brach und überschlug ... Wogend und kreisend bewegten sich die Paare umeinander, indes andere Arm in Arm den Saal umwandelten. Man war nicht ballmäßig gekleidet, sondern wie an einem Sommersonntag, den man im Freien verbringt: die Kavaliere in kleinstädtisch geschnittenen Anzügen, denen man ansah, daß sie die ganze Woche geschont wurden, und die jungen Mädchen in lichten und leichten Kleidern mit Feldblumensträußchen an den Miedern. Auch ein paar Kinder waren im Saale und tanzten unter einander auf ihre Art, sogar, wenn die Musik pausierte. Ein langbeiniger Mensch in schwalbenschwanzförmigem Röckchen, ein Provinzlöwe mit Augenglas und gebranntem Haupthaar, Postadjunkt oder dergleichen und wie die fleischgewordene komische Figur aus einem dänischen Roman, schien Festordner und Kommandeur des Balles zu sein. Eilfertig, transpirierend und mit ganzer

Seele bei der Sache, war er überall zugleich, schwänzelte übergeschäftig durch den Saal, indem er kunstvoll mit den Zehenspitzen zuerst auftrat und die Füße, die in glatten und spitzen Militärstiefeletten steckten, auf eine verzwickte Art kreuzweise übereinander setzte, schwang die Arme in der Luft, traf Anordnungen, rief nach Musik, klatschte in die Hände, und bei all dem flogen die Bänder der großen, bunten Schleife, die als Zeichen seiner Würde auf seiner Schulter befestigt war, und nach der er manchmal liebevoll den Kopf drehte, flatternd hinter ihm drein.

Ja, sie waren da, die beiden, die heute im Sonnenlicht an Tonio Kröger vorübergezogen waren, er sah sie wieder und erschrak vor Freude, als er sie fast gleichzeitig gewahrte. Hier stand Hans Hansen, ganz nahe bei ihm, dicht an der Tür; breitbeinig und ein wenig vorgebeugt, verzehrte er bedächtig ein großes Stück Sandtorte, wobei er die hohle Hand unters Kinn hielt, um die Krümel aufzufangen. Und dort an der Wand saß Ingeborg Holm, die blonde Inge, und eben schwänzelte der Adjunkt auf sie zu, um sie durch eine ausgesuchte Verbeugung zum Tanze aufzufordern, wobei er die eine Hand auf den Rücken legte und die andere graziös in den Busen schob; aber sie schüttelte den Kopf und deutete an, daß sie zu atemlos sei und ein wenig ruhen müsse, worauf der Adjunkt sich neben sie setzte.

Tonio Kröger sah sie an, die beiden, um die er vor Zeiten Liebe gelitten hatte, — Hans und Ingeborg. Sie waren es nicht so sehr vermöge einzelner Merkmale und der Ähnlichkeit der Kleidung, als Kraft der Gleichheit der Rasse und des Typus, dieser lichten, stahlblauäugigen und blondhaarigen Art, die eine Vorstellung von Reinheit, Ungetrübtheit,

Heiterkeit und einer zugleich stolzen und schlichten, unberührbaren Sprödigkeit hervorrief . . . Er sah sie an, sah, wie Hans Hansen so keck und wohlgestaltet wie nur jemals, breit in den Schultern und schmal in den Hüften, in seinem Matrosenanzug dastand, sah, wie Ingeborg auf eine gewisse übermütige Art lachend den Kopf zur Seite warf, auf eine gewisse Art ihre Hand, eine gar nicht besonders schmale, gar nicht besonders feine Kleinmädchenhand, zum Hinterkopfe führte, wobei der leichte Ärmel von ihrem Ellenbogen zurückglitt, — und plötzlich erschütterte das Heimweh seine Brust mit einem solchen Schmerz, daß er unwillkürlich weiter ins Dunkel zurückwich, damit niemand das Zucken seines Gesichtes sähe.

Hatte ich euch vergessen? fragte er. Nein, niemals! Nicht dich, Hans, noch dich, blonde Inge! Ihr wart es ja, für die ich arbeitete, und wenn ich Applaus vernahm, blickte ich heimlich um mich, ob ihr daran teilhättet . . . Hast du nun den Don Carlos gelesen, Hans Hansen, wie du es mir an eurer Gartenpforte versprachst? Tu's nicht! ich verlange es nicht mehr von dir. Was geht dich der König an, der weint, weil er einsam ist? Du sollst deine hellen Augen nicht trüb und traumblöde machen vom Starren in Verse und Melancholie . . . Zu sein wie du! Noch einmal anfangen, aufwachsen gleich dir, rechtschaffen, fröhlich und schlicht, regelrecht, ordnungsgemäß und im Einverständnis mit Gott und der Welt, geliebt werden von den Harmlosen und Glücklichen, dich zum Weibe nehmen, Ingeborg Holm, und einen Sohn haben wie du, Hans Hansen, — frei vom Fluch der Erkenntnis und der schöpferischen Qual leben, lieben und loben in seliger Gewöhnlichkeit . . . Noch

einmal anfangen? Aber es hülfe nichts. Es würde wieder so werden, — alles würde wieder so kommen, wie es gekommen ist. Denn etliche gehen mit Notwendigkeit in die Irre, weil es einen rechten Weg für sie überhaupt nicht gibt.

Nun schwieg die Musik; es war Pause, und Erfrischungen wurden gereicht. Der Adjunkt eilte persönlich mit einem Teebrett voll Heringssalat umher und bediente die Damen; aber vor Ingeborg Holm ließ er sich sogar auf ein Knie nieder, als er ihr das Schälchen reichte, und sie errötete vor Freude darüber.

Man begann jetzt dennoch im Saale, auf den Zuschauer unter der Glastür aufmerksam zu werden, und aus hübschen, erhitzten Gesichtern trafen ihn fremde und forschende Blicke; aber er behauptete trotzdem seinen Platz. Auch Ingeborg und Hans streiften ihn beinahe gleichzeitig mit den Augen, mit jener vollkommenen Gleichgültigkeit, die fast das Ansehen der Verachtung hat. Plötzlich jedoch ward er sich bewußt, daß von irgendwoher ein Blick zu ihm drang und auf ihm ruhte . . . Er wandte den Kopf, und sofort trafen seine Augen mit denen zusammen, deren Berührung er empfunden hatte. Ein Mädchen stand nicht weit von ihm, mit blassem, schmalem und feinem Gesicht, das er schon früher bemerkt hatte. Sie hatte nicht viel getanzt, die Kavaliere hatten sich nicht sonderlich um sie bemüht, und er hatte sie einsam mit herb geschlossenen Lippen an der Wand sitzen sehen. Auch jetzt stand sie allein. Sie war hell und duftig gekleidet, wie die anderen, aber unter dem durchsichtigen Stoff ihres Kleides schimmerten ihre bloßen Schultern spitz und dürftig, und der magere Hals stak so tief zwischen diesen armseligen Schultern, daß das stille Mädchen fast

ein wenig verwachsen erschien. Ihre Hände, mit dünnen Halbhandschuhen bekleidet, hielt sie so vor der flachen Brust, daß die Fingerspitzen sich sacht berührten. Gesenkten Kopfes blickte sie Tonio Kröger von unten herauf mit schwarzen, schwimmenden Augen an. Er wandte sich ab . . .

Hier, ganz nahe bei ihm, saßen Hans und Ingeborg. Er hatte sich zu ihr gesetzt, die vielleicht seine Schwester war, und umgeben von anderen rotwangigen Menschenkindern aßen und tranken sie, schwatzten und vergnügten sich, riefen sich mit klingenden Stimmen Neckereien zu und lachten hell in die Luft. Konnte er sich ihnen nicht ein wenig nähern? Nicht an ihn oder sie ein Scherzwort richten, das ihm einfiel, und das sie ihm wenigstens mit einem Lächeln beantworten mußten? Es würde ihn beglücken, er sehnte sich danach; er würde dann zufriedener in sein Zimmer zurückkehren, mit dem Bewußtsein, eine kleine Gemeinschaft mit den beiden hergestellt zu haben. Er dachte sich aus, was er sagen könnte; aber er fand nicht den Mut, es zu sagen. Auch war es ja wie immer: sie würden ihn nicht verstehen, würden befremdet auf das horchen, was er zu sagen vermöchte. Denn ihre Sprache war nicht seine Sprache.

Nun schien der Tanz aufs neue beginnen zu sollen. Der Adjunkt entfaltete eine umfassende Tätigkeit. Er eilte umher und forderte alle Welt zum Engagieren auf, räumte mit Hilfe des Kellners Stühle und Gläser aus dem Wege, erteilte den Musikern Befehle und schob einzelne Täppische, die nicht wußten wohin, an den Schultern vor sich her. Was hatte man vor? Je vier und vier Paare bildeten Karrees . . . Eine schreckliche Erinnerung machte Tonio Kröger erröten. Man tanzte Quadrille.

Die Musik setzte ein und die Paare schritten unter Verbeugungen durcheinander. Der Adjunkt kommandierte; er kommandierte, bei Gott, auf Französisch und brachte die Nasallaute auf unvergleichlich distinguierte Art hervor. Ingeborg Holm tanzte dicht vor Tonio Kröger, in dem Karree, das sich unmittelbar an der Glastür befand. Sie bewegte sich vor ihm hin und her, vorwärts und rückwärts, schreitend und drehend; ein Duft, der von ihrem Haar oder dem zarten Stoff ihres Kleides ausging, berührte ihn manchmal, und er schloß die Augen in einem Gefühl, das ihm von je so wohl bekannt gewesen, dessen Arom und herben Reiz er in all diesen letzten Tagen leise verspürt hatte, und das ihn nun wieder ganz mit seiner süßen Drangsal erfüllte. Was war es doch? Sehnsucht? Zärtlichkeit? Neid, Selbstverachtung? . . . Moulinet des dames! Lachtest du, du blonde Inge, lachtest du mich aus, als ich moulinet tanzte und mich so jämmerlich blamierte? Und würdest du auch heute noch lachen, nun da ich doch so etwas wie ein berühmter Mann geworden bin? Ja, das würdest du und würdest dreimal recht daran tun! Und wenn ich, ich ganz allein, die neun Symphonien, die Welt als Wille und Vorstellung und das Jüngste Gericht vollbracht hätte, — du würdest ewig recht haben zu lachen . . . Er sah sie an, und eine Verszeile fiel ihm ein, deren er sich lange nicht erinnert hatte, und die ihm doch so vertraut und verwandt war: „Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen." Er kannte sie so gut, die melancholisch-nordische, innig-ungeschickte Schwerfälligkeit der Empfindung, die daraus sprach. Schlafen . . . Sich danach sehnen, einfach und völlig dem Gefühle leben zu dürfen, das ohne die Verpflichtung, zur Tat und zum

Tanz zu werden, süß und träge in sich selber ruht, — und dennoch tanzen, behend und geistesgegenwärtig den schweren, schweren und gefährlichen Messertanz der Kunst vollführen zu müssen, ohne je ganz des demütigenden Widersinnes zu vergessen, der darin lag, tanzen zu müssen, indes man liebte . . .

Auf einmal geriet das Ganze in eine tolle und ausgelassene Bewegung. Die Karrees hatten sich aufgelöst, und springend und gleitend stob alles umher: man beschloß die Quadrille mit einem Galopp. Die Paare flogen zum rasenden Eiltakt der Musik an Tonio Kröger vorüber, chassierend, hastend, einander überholend, mit kurzem, atemlosem Gelächter. Eines kam daher, mitgerissen von der allgemeinen Jagd, kreisend und vorwärts sausend. Das Mädchen hatte ein blasses, feines Gesicht und magere, zu hohe Schultern. Und plötzlich, dicht vor ihm, entstand ein Stolpern, Rutschen und Stürzen . . . Das blasse Mädchen fiel hin. Sie fiel so hart und heftig, daß es fast gefährlich aussah, und mit ihr der Kavalier. Dieser mußte sich so gröblich weh getan haben, daß er seiner Tänzerin ganz vergaß, denn, nur halbwegs aufgerichtet, begann er unter Grimassen seine Knie mit den Händen zu reiben; und das Mädchen, scheinbar ganz betäubt vom Falle, lag noch immer am Boden. Da trat Tonio Kröger vor, faßte sie sacht an den Armen und hob sie auf. Abgehetzt, verwirrt und unglücklich sah sie zu ihm empor, und plötzlich färbte ihr zartes Gesicht sich mit einer matten Röte.

„Tak! O, mange Tak!" sagte sie und sah ihn von unten herauf mit dunklen, schwimmenden Augen an.

„Sie sollten nicht mehr tanzen, Fräulein", sagte er sanft. Dann blickte er sich noch einmal nach *ihnen* um, nach Hans

und Ingeborg, und ging fort, verließ die Veranda und den Ball und ging in sein Zimmer hinauf.

Er war berauscht von dem Feste, an dem er nicht teil gehabt, und müde von Eifersucht. Wie früher, ganz wie früher war es gewesen! Mit erhitztem Gesicht hatte er an dunkler Stelle gestanden, in Schmerzen um euch, ihr Blonden, Lebendigen, Glücklichen, und war dann einsam hinweggegangen. Jemand müßte nun kommen! Ingeborg müßte nun kommen, müßte bemerken, daß er fort war, müßte ihm heimlich folgen, ihm die Hand auf die Schulter legen und sagen: Komm herein zu uns! Sei froh! Ich liebe dich! . . . Aber sie kam keineswegs. Dergleichen geschah nicht. Ja, wie damals war es, und er war glücklich wie damals. Denn sein Herz lebte. Was aber war gewesen während all der Zeit, in der er das geworden, was er nun war? — Erstarrung; Öde; Eis; und Geist! Und Kunst! . . .

Er entkleidete sich, legte sich zur Ruhe, löschte das Licht. Er flüsterte zwei Namen in das Kissen hinein, diese paar keuschen, nordischen Silben, die ihm seine eigentliche und ursprüngliche Liebes-, Leides- und Glückesart, das Leben, das simple und innige Gefühl, die Heimat bezeichneten. Er blickte zurück auf die Jahre seit damals bis auf diesen Tag. Er gedachte der wüsten Abenteuer der Sinne, der Nerven und des Gedankens, die er durchlebt, sah sich zerfressen von Ironie und Geist, verödet und gelähmt von Erkenntnis, halb aufgerieben von den Fiebern und Fröſten des Schaffens, haltlos und unter Gewissensnöten zwischen krassen Extremen, zwischen Heiligkeit und Brunst hin und her geworfen, raffiniert, verarmt, erschöpft von kalten und künstlich erlesenen

Exaltationen, verirrt, verwüstet, zermartert, krank — und schluchzte vor Reue und Heimweh.

Um ihn war es still und dunkel. Aber von unten tönte gedämpft und wiegend des Lebens süßer, trivialer Dreitakt zu ihm herauf.

Tonio Kröger saß im Norden und schrieb an Lisaweta Iwanowna, seine Freundin, wie er es ihr versprochen hatte.

Liebe Lisaweta dort unten in Arkadien, wohin ich bald zurückkehren werde, schrieb er. Hier ist nun also so etwas wie ein Brief, aber er wird Sie wohl enttäuschen, denn ich denke, ihn ein wenig allgemein zu halten. Nicht, daß ich so garnichts zu erzählen, auf meine Weise nicht dies und das erlebt hätte. Zu Hause, in meiner Vaterstadt, wollte man mich sogar verhaften . . . aber davon sollen Sie mündlich hören. Ich habe jetzt manchmal Tage, an denen ich es vorziehe, auf gute Art etwas Allgemeines zu sagen, anstatt Geschichten zu erzählen.

Wissen Sie wohl noch, Lisaweta, daß Sie mich einmal einen Bürger, einen verirrten Bürger nannten? Sie nannten mich so in einer Stunde, da ich Ihnen, verführt durch andere Geständnisse, die ich mir vorher hatte entschlüpfen lassen, meine Liebe zu dem gestand, was ich das Leben nenne; und ich frage mich, ob Sie wohl wußten, wie sehr Sie damit die Wahrheit trafen, wie sehr mein Bürgertum und meine Liebe zum „Leben" eins und dasselbe sind. Diese Reise hat mir Veranlassung gegeben, darüber nachzudenken . . .

Mein Vater, wissen Sie, war ein nordisches Temperament: betrachtsam, gründlich, korrekt aus Puritanismus und zur Wehmut geneigt; meine Mutter von unbestimmt exotischem

Blut, schön, sinnlich, naiv, zugleich fahrlässig und leidenschaftlich und von einer impulsiven Liederlichkeit. Ganz ohne Zweifel war dies eine Mischung, die außerordentliche Möglichkeiten — und außerordentliche Gefahren in sich schloß. Was herauskam, war dies: ein Bürger, der sich in die Kunst verirrte, ein Bohemien mit Heimweh nach der guten Kinderstube, ein Künstler mit schlechtem Gewissen. Denn mein bürgerliches Gewissen ist es ja, was mich in allem Künstlertum, aller Außerordentlichkeit und allem Genie etwas tief Zweideutiges, tief Anrüchiges, tief Zweifelhaftes erblicken läßt, was mich mit dieser verliebten Schwäche für das Simple, Treuherzige und Angenehm-Normale, das Ungeniale und Anständige erfüllt.

Ich stehe zwischen zwei Welten, bin in keiner daheim und habe es infolgedessen ein wenig schwer. Ihr Künstler nennt mich einen Bürger, und die Bürger sind versucht, mich zu verhaften . . . ich weiß nicht, was von beiden mich bitterer kränkt. Die Bürger sind dumm; ihr Anbeter der Schönheit aber, die ihr mich phlegmatisch und ohne Sehnsucht heißt, solltet bedenken, daß es ein Künstlertum gibt, so tief, so von Anbeginn und Schicksals wegen, daß keine Sehnsucht ihm süßer und empfindenswerter erscheint, als die nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit.

Ich bewundere die Stolzen und Kalten, die auf den Pfaden der großen, der dämonischen Schönheit abenteuern und den „Menschen" verachten, — aber ich beneide sie nicht. Denn wenn irgend etwas imstande ist, aus einem Literaten einen Dichter zu machen, so ist es diese meine Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen. Alle Wärme, alle Güte, aller Humor kommt aus ihr, und fast

will mir scheinen, als sei sie jene Liebe selbst, von der geschrieben steht, daß einer mit Menschen- und Engelszungen reden könne und ohne sie doch nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei.

Was ich getan habe, ist nichts, nicht viel, so gut wie nichts. Ich werde Besseres machen, Lisaweta, — dies ist ein Versprechen. Während ich schreibe, rauscht das Meer zu mir herauf, und ich schließe die Augen. Ich schaue in eine ungeborene und schemenhafte Welt hinein, die geordnet und gebildet sein will, ich sehe in ein Gewimmel von Schatten menschlicher Gestalten, die mir winken, daß ich sie banne und erlöse: tragische und lächerliche und solche, die beides zugleich sind, — und diesen bin ich sehr zugetan. Aber meine tiefste und verstohlenste Liebe gehört den Blonden und Blauäugigen, den hellen Lebendigen, den Glücklichen, Liebenswürdigen und Gewöhnlichen.

Schelten Sie diese Liebe nicht, Lisaweta; sie ist gut und fruchtbar. Sehnsucht ist darin und schwermütiger Neid und ein klein wenig Verachtung und eine ganze keusche Seligkeit.

Fiorenza

Zeit: Der Nachmittag des 8. April 1492.
Ort: Die Villa Medicea in Careggi bei Florenz.

Erster Akt

Das Studierzimmer des Kardinals Giovanni de' Medici. Ein intimes Gemach im oberen Stockwerk der Villa. Teppiche an den Wänden; dazwischen Bücherregale, in die Mauer eingelassen und lückenhaft mit Büchern und gerollten Schriften gefüllt. Hochgelegene, breitbänkige Fenster. Der Zugang, durch einen Gobelin geschlossen, in der Mitte des Hintergrundes. Links seitwärts ein Tisch mit schwer herabhängender Brokatdecke. Darauf ein Tintenfaß, Federn, Papiere. Davor ein hochlehniger Armstuhl. Rechts im Vordergrunde ein mit dem Kugelwappen geschmücktes Sofa, an dem eine Laute lehnt. An der rechten Seitenwand ein großes Gemälde mythologischen Gegenstandes. Davor eine Etagere mit künstlerischen Gefäßen.

I

Auf dem Sofa vorn rechts sitzt der junge Kardinal Giovanni — siebzehnjährig, in rotem Käppchen, breitem weißem Klappkragen und roter Pelerine, mit weichem, hübschem, humoristischem Gesicht; bei ihm, auf dem Stuhle, Angelo Poliziano, gekleidet in einen langen dunklen, gefälteten Rock mit bauschigen Ärmeln, der sich am Halse einfach um den schmalen, weißen Stehkragen schließt. Er hält sein kluges und sinnliches, von ergrauten Locken umrahmtes Gesicht, mit der starken, gebogenen Nase und dem von Hautfalten umgebenen Mund dem Kardinal zugewandt, welcher, sehr kurzsichtig, mit seinem scherenartigen Lorgnon hantiert. Bücher, teils aufgeschlagen, liegen über- und nebeneinander vor ihnen auf dem Teppich; eines hält Poliziano in Händen.

Poliziano: . . . und an diesem Punkte, Giovanni, mein Freund und meines großen, geliebten Freundes Laurentius Sohn, komme ich auf die Hoffnung, den so berechtigten, so wohlbegründeten Wunsch zurück, mit welchem, gleich

mir, die gesamte weisheitliebende Welt auf dich blickt ... Denke nicht, daß ich dabei die Rücksicht außer acht lasse, die ich deiner erhabenen Stellung in der heiligen Rangordnung schulde ...

Giovanni: Verzeiht doch, Meister Angelo! Habt Ihr gehört, daß der Padre Girolamo neulich im Dom gesagt hat, in der Hierarchie der Geister folge nach dem untersten der Engel alsbald der christliche Prediger?

Poliziano: Wie? ... Vielleicht ... Mag sein, daß ich davon hörte. Gehen wir darüber hinweg. Was ich dir klar vor Augen rücken möchte, ist dies, daß der Stellvertreter Christi, dessen Tiara du dem mutmaßlichen Lauf der Dinge nach dereinst zu tragen berufen bist, sich durchaus in keinen Widerspruch zu seinem heiligen Amte setzt, wenn er den Wunsch aller Liebhaber der schönen Weisheit erfüllt, den ich im Sinne habe. Es ist die Heiligsprechung Platos, Giovanni, du weißt es. Er ist göttlich, und es ist nichts, als ein Gebot der Vernunft, ihn zum Gotte zu machen. Daß diese vernünftige und herrliche Tat einem Papst aus dem von Weisheit und Schönheit durchleuchteten Hause der Medici vorbehalten ist, das lesen nicht allein die Sternkundigen am Himmel, sondern es ist ohne weiteres logisch und wahrscheinlich. Was aber Christus betrifft, so würde zweifellos er selbst die Kanonisation des antiken Philosophen nur billigen können. Christi Erscheinen ist von den Sibyllen zu mehreren Malen ausdrücklich geweissagt worden; an Virgils beziehungsvolle Verse brauche ich meinen Schüler nicht zu erinnern. Plato selbst hat, sicherer Überlieferung nach, mit deutlichen Worten darauf hingewiesen, und bei Porphyrius steht zu lesen, daß die Götter die ungewöhnliche

Frömmigkeit und Religiosität des Nazareners anerkannt, seine Unsterblichkeit bestätigt und im ganzen das wohlwollendste Zeugnis für ihn abgelegt haben . . . Kurz, mein Giovanni, ich bitte die Götter, mich den Tag erleben zu lassen, an dem du den Wunsch, den ich dir immer wieder ans Herz lege, erfüllen wirst; denn dieser Tag wird die schönste Frucht unserer gemeinsamen platonischen Studien sein . . . Da der Kardinal in sich hineinkichert: Darf ich dich fragen, worüber du dich erheiterst?

Giovanni: Nichts, nichts . . . über nichts, Meister Angelo! Aber mir fiel ein, daß Bruder Girolamo neulich im Dom gesagt hat, in Platos „Gespräch über die Liebe" herrsche eine „obszöne Tugendhaftigkeit". Ich finde das gut, hehe! Es ist scharf gesagt . . . einerlei . . .

Poliziano nach einer Pause: Ich bin gekränkt, Herr Giovanni, bin es mit Grund. Ihr seid unaufmerksam heute Nachmittag, wart unaufmerksam schon während der ganzen Lektüre und zwar im höchsten Grade. Ich habe es auf die Ungunst, die Unruhe und Sorge der Stunde geschoben. Euer herrlicher Vater ist krank, sehr krank, uns allen bangt um sein Leben. Aber erstens setzen wir unsere Hoffnungen in die kostbare Medizin, die der jüdische Arzt aus Pavia ihm verabreicht hat, und außerdem scheint mir, daß uns gerade in Stunden der Not und des Schmerzes die Philosophie als die vornehmste und willkommenste Trösterin erscheinen sollte. Dennoch würde ich es nur zu wohl verstehen, wenn der Gedanke an Euren Vater Euren Sinn von den Studien abzulenken vermöchte. Da ich aber erkennen muß, daß Ihr Euch viel mehr mit — dem Bruder Girolamo beschäftigt, dieser lächerlichen Kutte, dieser Fratze von einem Bettelmönch . . .

Giovanni: Wer beschäftigte sich nicht mit ihm? ... Ihr müßt mir verzeihen, Meister Angelo! Seht her: Seid nicht böse! Seid gut! Es steht Euch nicht zu Gesicht, zornig zu sein. Ihr müßt immer schöne, gemessene und durchsichtige Dinge sprechen. Liebe ich Euch oder nicht? Wer weiß fast alle Eure Oktaven und Euer ganzes Kellerfest in lateinischen Hexametern auswendig? Nun also! Was aber den Ferraresen betrifft, so habe ich wirklich Lust, ein wenig über ihn zu plaudern. Ihr müßt zugeben, daß er bei all dem eine eigentümliche und fesselnde Erscheinung ist. Er ist Prior eines Bettelordens, und man muß die Bettelorden verachten. Sie sind Gegenstand des öffentlichen Gelächters, und sooft ich in Rom war, habe ich erfahren, daß sie der Kirche nichts als eine Verlegenheit sind. Wenn nun aber einer der mißachteten und verhöhnten Fratri aufsteht und vermittelst seiner seltsamen Gaben nicht allein alle Vorurteile gegen seinen Stand überwindet, sondern auch die allgemeine Bewunderung auf sich lenkt ...

Poliziano: Bewunderung! Wer bewundert ihn? Ich nicht. Ich gewiß nicht. Der Pöbel ehrt ihn als seinesgleichen.

Giovanni: Nein, nein, nein, Meister Angelo, er ist nicht Pöbelsgleichen! Und nicht nur darum, weil er einer alten und hochangesehenen Bürgerfamilie von Ferrara entstammt. Ich habe ihn mehrere Male in Santa Maria del Fiore gehört und ich versichere Euch, ich habe einen ungemeinen und vielfältig zusammengesetzten Eindruck von ihm davongetragen. Ich gebe Euch zu, daß er in einer verblüffenden Weise jeder Kultur und Zierlichkeit ermangelt; aber beobachtet man ihn genauer, so scheint es trotzdem, als müsse

er am Körper wie an der Seele von seltsam zarter Beschaffenheit sein. Oftmals, auf der Kanzel, muß er sich setzen, so sehr erschüttert ihn seine eigene Leidenschaft, und man sagt, daß er nach jeder Predigt vor Erschöpfung das Bett hüten muß. Seine Stimme ist so wunderlich leise, und nur sein Auge und seine Gebärde gibt ihr scheinbar zuweilen eine entsetzliche Donnerkraft. Ich will Euch nur bekennen ... manchmal, wenn ich allein bin, nehme ich meinen venezianischen Spiegel und versuche, ihm nachzuahmen, wie er seine grellen Blitze gegen den Klerus schleudert. Kopierend: „Aber jetzt werde ich meine Hände ausstrecken, spricht der Herr; jetzt komme ich zu dir, feile, unzüchtige Kirche, verruchte, nichtswürdige, schamlose! Mein Schwert wird niederfahren auf deine Nepoten, auf deine Schandstätte, deine Dirnen, deine Paläste, und du wirst meine Gerechtigkeit fühlen ...“ Ja, freilich! aber seht, ich kann es nicht. Ich würde einen jämmerlichen Bußprediger abgeben. Florenz würde mich weidlich auslachen, das freche Frauenzimmer! ... Was ich aber noch weniger könnte, als er, obgleich ich doch Kardinal bin und Papst werden soll und er nur ein armer Bettelbruder ist, das ist dies, zukünftige Dinge vorherzusagen, Meister Angelo. Vor Jahr und Tag hat er den baldigen Tod des Papstes und meines Vaters, des Magnifico, verkündigt, und Gott wolle nicht, daß diese Prophezeiung vollends ganz in Erfüllung gehe. Soviel aber ist heute Tatsache: Der lebenslustige Mann, der sich mit so hübscher Ironie den Namen Innocenz gab, liegt seit Wochen in einer Art von stumpfsinniger Gefühllosigkeit, so daß ihn der ganze Hof zuweilen tot glaubt, und mein Vater ist so krank, daß man ihm heute morgen bereits das Sakrament

der Eucharistie gereicht hat. Dies scheint ihn immerhin so weit erquickt zu haben, daß er nachher einen kleinen Scherz darüber machen konnte, der freilich herzlich matt herauskam. Aber . . .

Poliziano: Dein Vater hat sich im Karneval ein wenig übernommen, das ist alles! Es ging auf den Künstlerfesten ungewöhnlich ausgelassen zu, und Lorenzo liebt die Schönheit und den Genuß so glühend, daß er die Rücksicht auf seine Gesundheit allzusehr außer acht läßt. Er handhabt den Becher der Liebe und der Freude, als sei sein Leib so unüberwindlich wie seine wundervolle Seele. Er ist es nicht . . . Ein Kind hätte prophezeien können, daß ihm irgendwann einmal eine Lektion in dieser Hinsicht zuteil werden müssen, und du willst es deinem Mönch als Wunder anrechnen? Geh, Giovanni! Du bist ein Närrchen oder Du willst mich zum besten haben, was das wahrscheinlichere ist. Willst du mir nicht auch von seinen Visionen erzählen? Mir vorhalten, daß er hie und da den Himmel offen erblickt, Stimmen hört und Schwerter, Pfeile und Feuer regnen sieht? Ich will annehmen, daß der gute Frate an seine Offenbarungen und Gesichte glaubt, will sie seiner lächerlichen Einfalt zugute halten. Aber wäre er ein wenig geschulter und gebildeter, herrschte eine minder hoffnungslose Unordnung und Verworrenheit in seinen Anlagen und Studien, so würden sie, denke ich, ausbleiben . . .

Giovanni: Das überzeugt mich. Das ist vollkommen wahr. Wir anderen alle sind bei weitem zu geschult und gebildet, um Gesichte zu haben; und wenn wir sie hätten, so würden wir nicht daran glauben. Aber er hat auf diese Weise Erfolg, Meister Angelo!

Poliziano: Niemand darf von Erfolg reden, wo nur der Pöbel gewonnen wird, indem man seinen armseligen Trieben schmeichelt; sonst müßte Florenz vor ganz Italien erröten ob des Erfolges dieser widerwärtigen Kapuze. Ich war ein einziges Mal im Dom zugegen, als er predigte, dieser bestaunte Prior von San Marco, und bei allen Grazien, Musen und Nymphen! ich gehe nicht wieder dorthin. Ich habe mir immer eingebildet, ein wenig von Beredsamkeit zu verstehen; ich habe mich wohl in einem Irrtum befunden. Man glaubte ehemals in Florenz, ein Prediger sei bewunderungswürdig durch die gemessene und vornehme Wahl seiner Bewegungen, Worte und Wendungen, durch seine umfassende Kenntnis der antiken Autoren, die er durch künstlerisch angeordnete Zitate beweist, durch bedeutende Sentenzen, Reinheit und Eleganz der Sprache, eine klangschöne Stimme, den meisterhaften Bau seiner Perioden und harmonischen Silbenfall; — das alles sind offenbar Possen. Der Gipfel der Erhabenheit ist vielmehr, wenn ein kränklicher Barbar mit glühenden Augen und ungezügelten Gebärden über den Verfall der keuschen Sitten greint, Bildung und Künste herabsetzt, Dichter und Philosophen schmäht, ausschließlich die Bibel zitiert, wie als ob dieses Buch nicht ein wahrhaft abscheuliches Latein enthielte, und sich zum Überfluß erfrecht, das Leben und Regiment des großen Lorenzo zu begeifern . . . Er hat sich erhoben und geht erregt im Zimmer auf und ab, indes der Kardinal ihn wohlgefällig durch sein Lorgnon betrachtet.

Giovanni: Bei der heiligen Jungfrau, Meister Angelo, wie herrlich ergrimmt Ihr seid! Ihr seht die Dinge mit solcher Entschiedenheit von einer Seite an, — fast wie Bruder

Girolamo in eigener Person. Fahrt fort! Ich höre Euch mit herzlichem Genuß. Sagt es noch beißender, sagt es vernichtend! „Epikuräer und Säue" . . . er hat von „Epikuräern und Säuen" gesprochen. Das Wort ist populär geworden. Es bezog sich auf die Freunde meines Vaters, auf Ficino, Messer Pulci, die Künstler und mutmaßlich auch auf Euch, hehe . . .

Poliziano: Hört, Herr Kardinal . . .

Giovanni: Nun, nun! Was denn also! Liebe ich Euch oder nicht? Ihr habt so recht, wie das möglich ist . . .

Poliziano: Ich sage nicht, daß ich recht habe, ich sage, daß ich diesen Wurm verachte, dafür, daß er die Wahrheit zu besitzen glaubt. Ein Lächeln, ihr guten Götter! Einen kleinen versteckten Spott! Ein feines Wort des Zweifels und der Überlegenheit über die Köpfe des Volkes hin, um sich mit uns anderen, uns Gebildeten zu verständigen, — und ich hätte ihm vergeben. Aber nichts, nichts dergleichen. Ein finsteres und dummes Verdammen von Unglaube und Unmoral, von Spottsucht, Laster, Üppigkeit und Fleischeslust . . .

Giovanni schüttelt sich vor Vergnügen: Vaccae pingues . . . ach, mein Gott, wißt Ihr, was er von den fetten Kühen gesagt hat, die auf dem Berge Samarias weiden? Er sprach davon, als er Amos auslegte. „Diese fetten Kühe", sagte er, „wollt ihr hören, was sie bedeuten? Sie bedeuten die Buhlerinnen, all die tausend und tausend fetten Buhlerinnen von Italien!" Das ist gut! Das ist ganz ausgezeichnet! Sagt nichts dagegen! Es gehört Phantasie dazu, auf so etwas zu verfallen und ist eine unvergeßlich amüsante Vorstellung. Vaccae pingues! Ich kann keine fette Kuh mehr

sehen, ohne an ein Freudenmädchen zu denken, und keine Priesterin der Venus, ohne an eine fette Kuh erinnert zu werden. Ich habe eine kleine Beobachtung gemacht. Im Witz, in der komischen Anschauung liegt die stärkste Gegenwirkung wider die fleischliche Begierde. Ich bin kein Kopfhänger, nicht wahr? Mich ergötzen Statuen, Bilder, Bauten, Verse, Musik und Scherze, und ich wünsche nichts, als ungestört und heiter diesen schönen Dingen leben zu können; aber ich versichere Euch, die Anfechtungen von seiten der Liebe empfinde ich dabei nicht selten als unbequem. Sie bringen mich aus dem Gleichgewicht, trüben meine Fröhlichkeit, erhitzen mich unangenehm . . . nun gut! Gestern auf der Piazza ging an meiner Sänfte die dicke Pentesilea vorüber, die bei Porta San Gallo wohnt; ich sah sie an und ich sage Euch, ich spürte nicht die mindeste Anfechtung. Ich bekam nur einen solchen Lachkrampf, daß ich die Vorhänge schließen mußte. Sie schritt genau wie eine fette Kuh, die auf dem Berge Samarias weidet!

Poliziano halb belustigt: Du bist kindisch, Giovanni, mit deinen Kühen. Donna Pentesilea ist eine sehr schöne Frau, die sich viel humanistische und künstlerische Bildung angeeignet hat und diesen Vergleich in keiner Weise verdient. Übrigens freut es mich, zu hören, daß du deinen Bruder Bußprediger von der komischen Seite nimmst.

Giovanni: Da irrt Ihr. Oh, keineswegs! Ich nehme ihn so ernst wie möglich. Muß man es nicht? Er ist ein berühmter Mann. Unser liebenswürdiges Florenz versteht sich doch, sollt ich meinen, darauf, Leute, die sich ohne Talent in die Öffentlichkeit wagen, unter seinen Witzen zu begraben. Er hat es erschüttert. Auf jeden Fall muß man ihm eine

ungewöhnliche Religiosität und Erfahrenheit im Christentum zugestehen.

Poliziano: Erfahrenheit im Christentum . . . vortrefflich! Hat man nichts gelernt, so muß die Erfahrenheit im Christentum, die Erleuchtung, das innere Erlebnis herhalten. Er verneint die Alten, er kümmert sich weder um Crassus noch um Hortensius noch um Cicero. Er hat nicht einmal zum Doktor der Theologie promoviert und mißachtet alle Kenntnisse der Welt. Er kennt, weiß, will nur sich, sich, sich selbst und spricht von sich selbst, welchen Gegenstand auch immer er behandeln möge; — ja, zuweilen arbeitet er mit Anekdoten aus seinem Privatleben, denen er eine tiefere Bedeutsamkeit zu geben sucht, — als ob irgend ein Mensch von Bildung und Geschmack geneigt wäre, den Erlebnissen dieser Eule die mindeste Bedeutung beizumessen. Vor einigen Tagen fiel mir bei Herrn Antonio Miscomini, dem Drucker, ein Exemplar seiner Schrift Über die Liebe zu Jesu Christo in die Hände, die lächerlicherweise in kurzer Zeit die siebente Auflage erreicht hat. Da der würdige Bruder Platos herrlichen Dialog verwirft, so war ich begierig, zu erfahren, was er selbst über die Liebe zu sagen hat. Was ich fand, mein Freund, war über alles Erwarten widerlich. Ein wüstes und brünstiges Durcheinander von dunklen, trunkenen und fieberhaften Empfindungen, Ahnungen und innerlichen Zwischenzuständen der Seele, die ganz vergebens nach einem plastischen sprachlichen Ausdruck ringen. Mir schwindelte, mir ward übel. Im Ernst, ich begreife sehr wohl, daß diese Art von Studium eine aufreibende Beschäftigung sein muß, ich verstehe seine Ohnmachten und Erschöpfungen. Statt seinen ehrenwerten Eltern ins Kloster

und in die Heiligkeit zu entlaufen und zwischen nackten Zellenwänden in sein eigenes finsteres Inneres zu starren, hätte dieser Narr sich ein wenig unterrichten und seinen Blick für die bunte, herrliche Körperlichkeit der Außenwelt klären und schärfen sollen. Er wüßte dann, daß das Schaffen keine Marter und Kasteiung, sondern eine fröhliche Sache ist, daß alles Gute leicht und selig vonstatten geht. Ich habe mein Drama Orpheus in einigen wenigen Tagen geschrieben, und meine Lieder fließen mir angesichts der Schönheit dieser Welt, beim Wein, beim Fest von der Lippe, ohne daß ich mich darauf zu Bette begeben müßte . . .

Giovanni: Es sei denn, der Wein wäre schuld daran! . . . Ja, Meister Angelo, Ihr seid die Leuchte des Jahrhunderts. Wer täte es Euch gleich? Niemand schaut die Welt so hold wie Ihr. Niemand singt so süß wie Ihr das Lob eines schönen Knaben. Vielleicht hat Bruder Girolamo sich gesagt, daß ein ehrgeiziger Mann die Sache schon ein wenig anders anfassen muß, um neben Euch zu bestehen . . .

Poliziano: Spottest du?

Giovanni: Das weiß ich nicht. Da fragt Ihr zu viel. Ich weiß niemals, wann ich spotte und wann ernsthaft rede . . . Was gibt's?

Ein Türhüter hebt den Teppich vom Eingang: Der Prinz von Mirandola.

Giovanni: Pico! Er ist willkommen. Nicht wahr, Meister Angelo? er soll willkommen sein. Der Türhüter zieht sich zurück. Kommt her! Seid gut! Liebe ich Euch oder nicht? Ihr sollt recht haben, ich gebe mich besiegt. Bruder Girolamo ist eine Fledermaus . . . seid Ihr zufrieden? Man muß ein wenig disputieren, nicht wahr? Wäret Ihr für

ihn eingetreten, so würde ich ihn nach Kräften schlecht gemacht haben . . . Da ist Pico! Guten Tag, Pico!

Poliziano: Wärst du weniger liebenswürdig, Schelm, daß man dir wenigstens gram sein könnte . . .

2

Giovanni Pico von Mirandola tritt rasch herein, läßt seinen Mantel in die Hände des Bediensteten fallen und kommt lebhaft nach vorn. Er ist ein üppiger Jüngling, elegant und willkürlich in seidene Stoffe gekleidet, mit langen, wohlgepflegten blonden Locken, feiner Nase, einem Frauenmunde und Doppelkinn.

Pico: Wie geht es dem Magnifico? . . . Guten Tag, Vannino! Ich grüße Euch, Herr Angelo! . . . Puh, ich vergehe vor Hitze. Wer mein Freund ist, ihr Herren, verschafft mir eine Limonade und zwar so kalt wie die cocytischen Gewässer. Der Kardinal geht, indem er den Polizian zu bleiben bedeutet, in gefälliger Eile zur Tür und erteilt selbst nach außen den Befehl. Beim Bacchus, mir klebt die Zunge am Gaumen. Was ist das für ein warmer April! An San Stefano in Pane war die Uhr fünfzehn, und noch immer gibt's keine Kühlung. Ihr müßt wissen, daß ich von Florenz komme, was das Pferd laufen wollte. Ich hatte bei euren Verwandten, den Tornabuonis, zu Mittag gegessen, Giovanni, und mich dort allzu lange verweilt. Man muß den Tornabuonis lassen, daß sie eine gute Küche führen. Es gab Mastgeflügel aus Frankreich, mein Junge, von einer Zartheit des Fleisches, die du zu würdigen gewußt hättest. Ja, das Leben hat seine Reize. Und Lorenzo . . . Im Ernst, wie befindet sich Lorenzo seit heute vormittag?

Poliziano: Sein Zustand scheint unverändert, seit Ihr ihn saht, gnädiger Herr. Der Kardinal und ich, wir

erwarten hier den Bericht des Leibarztes über die Wirkung des Trankes aus destillierten Edelsteinen, den Herr Lazzaro aus Pavia unserm Herrn verabreicht hat, und um den Gang der schweren Stunden zu beflügeln, haben wir ein wenig den Studien obgelegen, von denen uns später ein unwürdiger Gegenstand freilich weit entfernte . . . aber Meister Pierleoni hat uns noch immer nichts Neues gemeldet. Ach, gnädigster Herr, ich fange an, die wunderbaren Fähigkeiten dieses viel beschrienen Trankes zu bezweifeln. Sein Erzeuger hat Careggi stehenden Fußes wieder verlassen, nachdem er, nebenbei bemerkt, ein wahres Sündenhonorar in Empfang genommen, und hat es uns anheimgegeben, die günstige Wirkung seiner Medizin abzuwarten. Wollte sie eintreten! Mein großer, geliebter Gebieter! Habe ich dich darum vor vierzehn Jahren im Dom vor den Dolchen der Pazzi errettet, damit du mir nun, auf der Höhe des Lebens, von einer tückischen Krankheit entrissen werden sollst? Wohin mit mir Armen, wenn du zu den Schatten gehst? Ich bin nur ein Schlinggewächs, das sich um dich, den Lorbeer, rankt und dahinsterben muß, wenn du verdorrst. Und Florenz? Was wird aus Florenz? Es ist deine Geliebte. Ich sehe es in Witwengram verwelken . . .

Pico: Herr Angelo, ich bitte Euch, das ist ein Trauergesang, und er kommt zu früh. Lorenzo lebt, und Ihr dichtet an seinem Tode. Euer Genius reißt Euch fort . . . Sagt, hat Meister Pierleoni sich endlich in bestimmter Weise über den Charakter der Krankheit geäußert?

Poliziano: Nein, gnädiger Herr. Er erklärt in Wendungen, die dem Laienverstande schwer zugänglich sind, das

Mark des Lebens sei von Fäulnis ergriffen. Ein entsetzlicher Gedanke!

Pico: Das Mark des Lebens?

Poliziano: Und das eigentlich Furchtbare ist die innere Unrast, die den teuren Kranken trotz seiner großen Schwäche beherrscht. Er weigert sich, im Bette zu liegen. Er hat sich heute vermittels des Tragstuhles in den Garten, in die Loggia der Platonischen Akademie, in verschiedene Zimmer der Villa bringen lassen und findet nirgends Ruhe.

Pico: Seltsam. — Warst du heute bei deinem Vater, Vannino?

Giovanni: Nein, Pico. Und unter uns geredet: Der Aufenthalt bei ihm wird mir so schwer, daß ich ihn lieber meide. Der Vater ist so verändert . . . Er hat eine Art, dich anzublicken, indem er zuerst seine Augen nach oben und dann mit qualvollem Ausdruck seitwärts rollt . . . Du weißt nicht, wie schrecklich mir die Nähe von Siechtum und Leiden ist. Ich selbst werde elend dabei. Ein Hauch aus einem Gruftgewölbe weht mich an . . . Hu, nein, der Vater hat uns selbst dazu erzogen, alles Häßliche, Traurige und Quälende gelassen von uns zu weisen und unsere Seele nur dem Schönen und Heiteren zugänglich zu halten; es kann ihn jetzt nicht wundernehmen . . .

Pico: Ich verstehe das. Immerhin solltest du dich zu überwinden suchen . . . Wo ist dein Bruder?

Giovanni: Piero? Weiß ich's? Beim Reiten, beim Fechten; als Versuch, den Ton wieder ins Scherzhafte hinüberzuspielen bei einer fetten Kuh . . .

Pico: Bei einer —? . . . Ah! Ah! Seht doch! Seht doch den kleinen Giovanni! Ich werde es meinem Prior

erzählen, daß der Kardinal de' Medici nicht mehr den Aristoteles, sondern gewisse Predigten zitiert . . . Ein Diener bringt ihm die Limonade und geht. Aber nun sagt, sagt, sagt! wie hat Lorenzo die jüngste Botschaft aufgenommen?

Poliziano: Welche Botschaft, gnädiger Herr?

Pico: Bruder Girolamos neuesten Streich . . . den Skandal im Dom . . .

Giovanni und Poliziano: Im Dom?

Pico: Er weiß also noch nichts? Auch ihr wißt nichts? Desto besser! So erzähle ich euch! Laßt mich trinken, und ich erzähle. — Das ist ein schöner Löffel.

Giovanni: Laß sehen . . . Ja, der ist hübsch. Ercole, der Goldschmied, hat ihn gemacht. Geschickter Mann.

Pico: Allerliebst! Allerliebst! Die Kugeln . . . Welch zierliches Laubwerk! . . . Ein gelungenes Stück! Ercole? Ich werde ihm Aufträge geben. Er hat viel Geschmack.

Giovanni: Der Skandal, Pico!

Pico: Ja, das ist wahr! Ich erzähle den Skandal! — Vernehmt vor allem, daß es sich um sie handelt.

Poliziano: Um sie also . . .

Giovanni: Laß hören! Laß hören!

Pico: Ihr wißt, daß sie Bruder Girolamos Predigten besucht?

Poliziano: Ich weiß es, — ohne es zu begreifen.

Pico: Oh, ich begreife es ganz wohl. Es sind in erster Linie die Frauen, die sich mit Leidenschaft seinem Wort unterwerfen, und auf Frauen zumal, die viel geliebt haben, übt er, wie man leicht beobachten kann, die allerstärkste Wirkung. Überdies: was wollt Ihr? Der Bruder ist in der Mode! Sein Erfolg übertrifft alle meine Erwartungen;

er nimmt sowohl im niederen Volke wie im Adel beständig zu, und selbst das dicke Bürgertum beginnt, sich mit ihm zu beschäftigen. Es ist nachgerade guter Ton, bei seinen Predigten zugegen zu sein, und ich finde es fanatisch, Meister Angelo, verzeiht mir, sich zu sperren wie Ihr's da tut. Um aber zur Sache zu kommen: die göttliche Fiore ist minder hartnäckig. Sie findet sich in letzter Zeit ziemlich regelmäßig zu des Bruders Füßen ein, was an und für sich genommen eine durchaus erfreuliche, ja erheiternde Tatsache wäre. Das Bedenkliche daran ist nur dies, daß sie es in allzu eigenartiger und herausfordernder Weise tut. Sie hat nämlich die Gewohnheit, zu spät, eine kleine halbe Stunde zu spät im Dom zu erscheinen, wenn die Predigt in vollem Gange ist, und auch dies möchte noch hingehen, denn ihr verspätetes Eintreffen könnte sich ja immerhin in geräuschloser und unauffälliger Weise vollziehen. Nun aber ist da der erschwerende Umstand, daß die Allerschönste dem Prunk und einem fürstlichen Auftreten zugetan ist und sich in dieser Hinsicht weit weniger Zurückhaltung auferlegt, als ihr großer Liebhaber Lorenzo selbst. Ein ganzes Aufgebot glänzend gekleideter Dienstleute umgibt ihre Sänfte und geleitet die Herrin ins Innere der Kirche, um ihr, nicht eben behutsam, nicht eben rücksichtsvoll, den Weg durch die Menge zu ihrem Platze zu bahnen. Ich war zugegen, als sie so zum ersten Male, mitten in die Predigt hinein, ihren Einzug hielt. Ihr Erscheinen hätte ohne weiteres Aufsehen erregen müssen ... so wie es geschah, rief es einen kleinen Tumult hervor. Alles drängte sich, wisperte, raunte, wies auf sie, und wer sich eben noch zerknirscht unter Bruder Girolamos fürchterlichen Verkündigungen gebeugt hatte, verrenkte sich nun den Hals

nach diesem stolzen und erquicklichen Schauspiel, dem köstlichen Anblick dieser berühmten, prunkhaften, herrisch dahinschreitenden, göttlich schönen Frau. Was aber den Bruder selbst betrifft, so fürchtete ich in der Sekunde, da er ihrer ansichtig wurde, er möchte Haltung und Faden verlieren. Das Wort, das auszusprechen er im Begriffe war, dehnte sich ihm auf eine entsetzliche Weise. Er schien zu erstarren. Wenn er stets bleich erscheint, so bedeckte in diesem Augenblick eine wahrhaft wächserne Blässe sein Gesicht, und niemals vergesse ich den unheimlichen Wechsel, in dem seine Augen mehrere Male aufflammten, verloschen und wieder entbrannten . . .

Poliziano: Ihr erzählt gut, gnädiger Herr. Es ist fürwahr ein vornehmer Genuß, dem harmonischen Fluß Eures Vortrags zu folgen.

Pico: Beim Herkules, Meister Angelo! in diesem Falle ist das, was sich zugetragen hat, denn doch ein wenig wichtiger, als die Art, in der es vorgetragen wird, und ich bitte Euch sehr, Euer Augenmerk, statt auf den Vortrag, vielmehr auf den Vorgang zu richten . . .

Giovanni: Zugetragen — vorgetragen . . . Vortrag — Vorgang. Bravo, Pico! Bravo!

Pico: Hört mich zu Ende. — Seit jenem Tage besteht zwischen dem Bruder Girolamo und der göttlichen Fiore ein stiller, erbitterter Kampf. Wenn ihr Zuspätkommen anfangs wie eine elegante Nachlässigkeit erschien, so wurde durch die eigensinnige Beharrlichkeit, mit der sie es fortsetzte, immer offenkundiger, daß sie beabsichtigte, den Frate und seine Zuhörer zu reizen. Er seinerseits versuchte mancherlei Mittel gegen ihre Unpünktlichkeit. Er predigte

laut und schrecklich, um das Geräusch der eindringenden Dienerschaft zu übertönen. Er dämpfte seine Stimme zu geheimnisvollem Flüstern, um sich auf diese Weise Aufmerksamkeit zu erzwingen. Er verstummte und ließ eine strafende Stille eintreten, bis Donna Fiore ihren Platz erreicht hatte und Ruhe eingetreten war, um dann seine Predigt auf desto furchtbarere Art fortzusetzen. Denn diesen Vorteil hat die Sache für uns andere, daß, seitdem sie den Dom besucht, der Padre geradezu sich selbst übertrifft. Er predigt unter Schrecken, Weinen und Entsetzen; die Strafen, mit denen er die Stadt für ihre üppige Leichtfertigkeit bedroht, sind schaudererregend, und nachher geht jeder wie halbtot und sprachlos in den Straßen umher. Mehrmals, wenn er von der Not der Welt, vom Mitleid und von der Erlösung sprach, hat der Schreiber, der die Predigten aufzeichnet, von Schluchzen überwältigt, seine Arbeit unterbrechen müssen. Der Bruder besitzt die Kunst, mit einem rätselhaft betonten Wort die Gewissen zu berühren, daß die Menge wie ein einziger Körper zusammenzuckt, und es ist sehr interessant, dies zu beobachten, während man selbst in der eigenen Seele die gleiche Erschütterung spürt. Begreiflicherweise ist der Zudrang zu den Predigten noch bedeutend gewachsen . . . Unsere schöne Herrin aber ließ von ihrem seltsamen, trotzigen Wesen nicht ab, und heute nun ist es zu einem Ausbruch, einer Katastrophe gekommen. Bruder Girolamo ist zu weit gegangen; ich nehme ihn nicht in Schutz. Seine große Kunst hat ihn hingerissen . . . Vernehmt, wie sich alles zutrug. — Vor Tagesgrauen schon hatte sich der Dom mit Leuten gefüllt, die sich einen guten Platz hatten sichern wollen; aber zur Stunde der Predigt

war vor und in der Kirche das Gedränge so groß, daß keine Nadel hätte zu Boden fallen können. Ich rechne niedrig, wenn ich sage, daß zehntausend Menschen sich eingefunden hatten. Man schätzt allein die Zahl der Fremden, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, auf zweitausend. Vom Lande und von den Villen waren Gutsherrschaften und Bauern schon bei Nacht aufgebrochen, um zur Zeit bei der Predigt zu erscheinen, und man sah Leute, die bis von Bologna gekommen waren. Das Gewühl zwischen San Marco und dem Dom war entsetzlich. Die Behörden hatten Mühe, den Prior auf seinem Wege vor der Liebe des Volkes zu sichern, das ihm Hände und Füße küssen und Stücke von seiner Kutte schneiden wollte. In der Breiten Straße, unfern Eures Palastes, Giovanni, kreischte ein Weib auf und verkündete, sie sei vom Blutgang genesen, als sie des Propheten Saum berührt habe. Man schrie aus, ein Zeichen sei geschehen, und die Menge rief Misericordia! Im Innern des Domes waren alle Väter von San Marco, die Bruderschaften und alle Welt versammelt. Man sah Mitglieder der Signoria und die Rotkappen des Kollegiums der Achte. Man sah Männer und Frauen von jedem Stande und Alter, Knaben, die sich an die Säulen klammerten, Handwerker, Dichter und Philosophen . . . Endlich steht Bruder Girolamo auf der Kanzel. Sein Blick, dieser seltsam starre und brennende Blick richtet sich auf die Menge, und in einer atemlosen, beklommenen Stille beginnt er zu sprechen. Er spricht zu Florenz, er redet es mit du an und fragt mit entsetzlicher Ruhe und Langsamkeit, wie es lebt, wie es die Tage verbringe und wie die Nächte. In der Reinheit, der Sinnenfurcht, im Geiste, im Frieden?

Dann schweigt er, Antwort heischend; und Florenz, diese tausendköpfige Menge, die den Dom erfüllt, krümmt sich unter seinem unerträglichen Blick, der alles durchschaut, errät, erkennt, der alles weiß . . . Du antwortest mir nicht? spricht er . . . Und indem seine schwächliche Gestalt sich emporreckt, ruft er mit fürchterlicher Stimme: So will ich es dir sagen! Und nun beginnt eine unbarmherzige Abrechnung, ein Jüngstes Gericht in Worten, unter dem die Menge sich windet wie unter Rutenstreichen. In seinem Munde wird jede Fleischesschwäche zu einer unsäglich abscheulichen Sünde. Rücksichtslos und mit gräßlicher Betonung nennt er Laster bei Namen, deren man an heiligen Orten noch nicht hat Erwähnung tun hören, und erklärt den Papst, den Klerus, die italienischen Fürsten, die Humanisten, Dichter, Künstler und Festordner ihrer für schuldig. Er hebt die Arme: und ein gräßliches Gesicht, ein teuflisch verführerisches Bild steigt aus den Schlünden der Offenbarung empor: die Buhlerin, die da auf vielen Wassern sitzt, das Weib auf dem Tiere! Sie ist bekleidet mit Scharlach und Rosinfarbe und übergoldet mit Gold und Perlen und hält einen goldenen Becher in ihrer Hand, der ist voll Greuel und Unsauberkeit ihrer Unzucht. Und an ihrer Stirn geschrieben den Namen, das Geheimnis, die große Babylon, die Mutter der bösen Lust. Das Weib ruft er, bist du, Florenz, freche, üppige Buhlerin! Zierlich bist du, erlesen gekleidet, duftig und wohlgeschminkt. Deine Rede ist Witz und gefeilter Wohllaut, deine Hand verschmäht jedwedes Gerät, das nicht den Stempel der Schönheit trägt, dein Auge ruht wollüstig auf köstlichen Gemälden und den Statuen nackter Heidengötter. Der Herr aber hat

dich ausgespien aus seinem Munde . . . Horch! . . . Vernimmst du nicht die Stimmen in der Luft? Hörst du nicht die Fittiche des Verderbens? Gut, es ist also aus. Es ist vorbei. Die Reue kommt zu spät. Das Gericht ist da. Ich habe es dir hundertmal prophezeit, Florenz, aber du wolltest in deiner Lust auf den armen, wissenden Mönch nicht hören. Vorüber sind die Tage der Tänze, der Aufzüge und obszönen Lieder . . . Unselige, du bist verloren! Entsetzlich! Sieh! Finsternis bricht herein. Donner erfüllt die Luft. Das Schwert des Herrn zuckt hernieder . . . Rette dich! Tu Buße! . . . Zu spät! Der Herr führt seine Wasser über das Erdreich. Er schwemmt hinweg die Larven und Maskenkleider deines Karnevals, deine Bücher der lateinischen und italienischen Dichter, deine Zierden und Toilettengeräte, deine Parfüms, Spiegel, Schleier, Haartouren, deine Gemälde von unzüchtiger Schönheit, deine heidnischen Bildwerke. Siehst du den Blutschein der Feuersbrunst? Wilde Heere überziehen dich mit Krieg. Die Hungersnot zieht grinsend durch deine Gassen. Die Pest haucht ihren stinkenden Atem über dich hin . . . Zu Ende! Zu Ende! Du wirst ausgetilgt, ausgetilgt unter Martern. — — — Nein, Freunde, ich gebe euch kein Bild! Ihr seht bei alldem nicht seine Miene und Gebärde, hört nicht seine Stimme, untersteht der Herrschaft seines persönlichen Dämons nicht. Die Menge ächzte wie auf der Folter. Ich habe bärtige Männer gesehen, die, von Entsetzen gepackt, aufsprangen, um die Flucht zu ergreifen. Ein langgezogener, verzweifelter Schrei nach Barmherzigkeit rang sich aus der Mitte des Volkes los: Erbarmen! — Und Todesstille . . . Da — bricht sich sein Blick. In diesem Augenblick höchsten

Schreckens vollzieht sich ein Wunder. Der zermalmende Zorn auf seinem Angesicht schmilzt dahin. In überströmender Liebe breitet er die Arme aus . . . Gnade! ruft er . . . Gnade ist eingetroffen! Florenz, mein Volk, meine Stadt, ich darf sie dir verkünden, für den Fall, daß du Buße tust, daß du den ruchlosen Lustbarkeiten entsagst und dich dem Könige der Demut und des Schmerzes als Braut beziehst. Siehe, dieser — und er hebt sein Kruzifix empor — dieser, Florenz, will dein König sein . . . Willst du ihn? Die ihr von Sünden gequält, von Gram gezeichnet seid, ihr Armen im Geiste, die ihr von Cicero nichts und nichts von den Philosophen wißt, ihr Elenden, Niedergeworfenen, Kranken und Mißachteten alle, er will euch trösten, schützen, erquicken, erhöhen. Hat nicht der heilige Thomas von Aquino verkündet, daß die Seligen im himmlischen Reiche den Strafen der Verdammten zuschauen werden, damit ihnen die Seligkeit desto besser gefalle! So wird es sein. Die Stadt aber, die sich Jesum zum König erwählt, ist selig schon in der Zeitlichkeit. Niemand soll darben, indes andere auf Mosaikböden zwischen verschöntem Hausrat wandeln. Jesus will, und ich verkündige es als sein Statthalter, daß der Preis des Fleisches auf ein Geringes, auf wenige Soldi für das Pfund herabgesetzt werde; er will, daß, wer gepönt wird, fünf Maß Mehl an ein Kloster zu entrichten, sie den Armen gebe. Er will, daß man die goldenen Prunkgefäße und die Gemälde der Kirchen zu Gelde mache und den Erlös unter das Volk verteile. Er will . . . Und da — Giovanni! Meister Angelo! — in dieser selbstvergessenen Minute allgemeiner Rührung, Zerknirschung, Hingebung — da tritt die Katastrophe ein, die den Florentinern auf eine

gute Weile Stoff zum Schwatzen bieten wird. Am Hauptportal wird Geräusch laut, ein Klirren, Murmeln und widerhallendes Stampfen, das sich schnell verstärkt. In den Lichtbündeln, die schräg durch die Fenster hereinfallen, sieht man Waffen aufblitzen. Pikenträger dringen ins Mittelschiff, die, unter Rufen nach freier Bahn, die aufgeschreckte Menge nach beiden Seiten auseinander drängen. Und in der geöffneten Gasse, umgeben von Trabanten und Pagen, aufrecht und schön, schreitet die göttliche Fiore. Nie sah ich sie herrlicher. Die große Perle, die Lorenzo ihr kürzlich geschenkt hat, glänzte milchig auf ihrer makellosen Stirn. Die Hände auf dem Leibe zusammengelegt, mit gesenktem und dennoch sehendem Blick, ein unvergleichliches Lächeln auf den Lippen, bewegt sie sich langsam gegen ihren Platz, der an vorzüglicher Stelle, gegenüber der Kanzel gelegen ist. Er aber, der Ferrarese jäh seinen Satz unterbrechend, in seherischer Wut weit über die Brüstung gebeugt, mit ausgerecktem Arm hinunter, hinaus, ihr gerade ins Gesicht deutend, — „seht!“ ruft er . . . „wendet euch alle und seht! Sie kommt, sie ist da, dort ist sie die Buhlerin, mit welcher gebuhlt haben die Könige auf Erden, die Mutter aller Greuel, das Weib auf dem Tiere, die große Babylon!“

Poliziano: Entsetzlich! . . . Der Elende! . . .

Giovanni: Scharf gesagt, — einerlei.

Pico: Nein, nein, urteilt nicht, ihr Herren! Da ihr, zu eurem Schaden, nicht zugegen waret, so versucht ihr umsonst, euch einen Begriff von der Gewalt des Augenblicks zu machen. Ihr müßt bedenken, daß alles, was er sieht, zur Wahrheit und Gegenwart wird, indem er es ausspricht. Seine bleiche Hand, aus dem dunklen Kuttenärmel hervor-

ragend, bebte auf und nieder, indes er ihr ſtarr und bannend damit ins Angeſicht wies, und ſolange er dieſe Hand nicht ſinken ließ, war die ſchöne Fiore in Wahrheit das apokalyptiſche Weib, die große Babel in all ihrer ſchamloſen Herrlichkeit. Das Volk, hin und her geworfen zwiſchen entlegenen Empfindungen, zwiſchen Verdammnis und Gnade, erregt, erhitzt, zweifelte nicht daran. Ekel, Furcht und Haß ſtarrte aus den tauſend Blicken, die von allen Seiten auf ſie gerichtet waren. Ein heiſeres Stöhnen, das nach ihrem Blute zu lechzen ſchien, ward hörbar. Auch ich ſah auf ſie, und ich verſichere euch in verbo Domini: ich fühlte, wie ſich mir das Haar auf dem Kopfe ſträubte und ein kalter Schauer mir über den Rücken lief.

Poliziano: Ihr ſucht ſolche Schauer; geſteht es, gnädiger Herr!

Giovanni: Und ſie? Und ſie?

Pico: Sie ſtand wohl eine Ave Maria lang wie feſtgebannt. Dann fuhr ſie mit einem Laute der Wut empor, winkte ihrer Gefolgſchaft und verließ in wilder Bewegung den Dom. Gerüchte liefen um, ſie habe ihren Leuten befohlen, ihn auf offener Kanzel zu ermorden, doch habe ſich keiner an ihn gewagt. Auch behauptete man, daß nach der Predigt ein Bote mit geheimem Auftrage von ihr nach San Marco entſandt worden ſei. Auf jeden Fall hat ſein Ungeſtüm ihn hier zu einer argen Ausſchreitung verleitet. Ich trete keineswegs für ihn ein. Wie dieſe Frau auch handeln möge, — ſo begegnet man ihr nicht. Sie vor allem Volk zu beſchimpfen! Iſt ſie denn eine Kurtiſane?

Giovanni kichernd: Ja! . . .

Pico: Sie iſt die Geliebte des Magnifico, beim großen

Eros! Das ist, sollt' ich meinen, ein ander Ding, als wäre sie Eine, die den gelben Schleier tragen und in gewissen Gassen wohnen muß. Ein so wundervolles Weib! Wüßten wir nicht, daß sie, obgleich in der Fremde geboren, der natürliche Sproß eines edlen florentinischen Geschlechtes ist, so müßten ihr glänzender Geist, ihr umfassendes Talent, ihre hohe menschliche Bildung dies täglich und stündlich offenbaren. Ihre Terzinen und Stanzen sind zum Entzücken, ihr Lautenspiel hat mich zu Tränen gerührt. Ihr Gedächtnis bewahrt zahllose schöne lateinische Verse aus Vergil, Ovid, Horaz, und für die Grazie, mit der sie neulich nach dem Mittagessen im Garten jene gewagte Novelle aus dem Dekameron rezitierte, hätte ich sie anbeten mögen. Genügt aber dies alles nicht, um ihr die allgemeine Bewunderung zu sichern, — nun wohl! sie ist die Frau, der die Liebe des großen Lorenzo gehört.

Poliziano: Da sagt Ihr's, gnädiger Herr! Und ich, ich muß Euch anleiten, diese Tatsache zur Erklärung der Vorgänge zu benutzen? Ihr, dessen Scharfblick so viele Dinge Himmels und der Erden durchschaut, der Phönix unter den Geistern, der Fürst unter den Gelehrten und der Gelehrte unter den Fürsten, — Ihr wollt nicht sehen, um was es sich hier handelt? nicht sehen, daß diese jüngste Ungeheuerlichkeit des Ferraresen nichts anderes bedeutet, als eine neue Feindseligkeit, eine neue freche und gehässige Kundgebung gegen den Magnifico selbst und sein Haus? Unsere göttliche Herrin hat dem Mönch die ganze Geringschätzung zu erkennen gegeben, die er verdient; aber indem er sich in so zügelloser Weise dafür rächte, folgte er durchaus nicht, wie Ihr vermeint, dem blinden Antriebe zorn-

mütiger Leidenschaft, sondern benützte nur mit Willen und Vorbedacht die Gelegenheit zu einem seiner tückischen Angriffe auf den Mann, den er selbst mit feiger Zunge „den Starken“ zu nennen pflegt und dem Florenz seit zwei Jahrzehnten beseligt zu Füßen liegt. Ihr seid ein großer Herr, der einer Stadt gebieten und Kriege führen könnte, wenn er es nicht vorzöge, als ein freier Liebhaber der Wissenschaft zu leben, und ich bin nur ein armer Poet, der auf Erden nichts besitzt, als seine glühende Liebe für das Haus der Medici, diese Quelle des Lichtes, der Schönheit und der Freude. Aber diese meine Liebe befiehlt mir, zu reden, befiehlt mir, Euch, den jugendlich Verblendeten, zurückzureißen von der Stelle, wo die Viper im Grase verborgen liegt. Nun also: die Verschwörung der Pazzi, die einst im Dom den schönen Giuliano hinwegraffte und der auch Lorenzo selbst zum Opfer gefallen wäre, hätte ein Gott mir nicht die Kraft gegeben, im letzten Augenblick die Tür der Sakristei hinter ihm ins Schloß zu schlagen . . . sie war ein Nichts, ein Scherz, ein Kinderspiel gegen die infernalischen Umtriebe, die jetzt am selben Orte, wiederum in Santa Maria del Fiore gegen die Medici und ihre festliche Herrschaft im Gange sind. Diesem Wurm sind die billigen Erfolge zu Kopfe gestiegen, die er mit den Offenbarungen seiner häßlichen Natur bei der neugierigen Menge davongetragen hat. Seine Habsucht nach Menschenherzen, seine Begierde, die Geister für sich zu gewinnen, tritt täglich unverhüllter zutage. Begreift, begreift doch, Herr: Sein Blick ist trübe auf die Macht gerichtet! Und wie, wenn sie ihm zufiele? Bemerkt, was vor sich geht und erstarrt vor Schrecken: Die Zahl derer, die sich, betört von der scheel-

äugigen Milde seiner Lehre, um den traurigen Diktator scharen, wächst in entsetzlichem Maße. Von wohlgemuteren Sterblichen ist diese jämmerliche, enthaltsame, schönheitsfeindliche Art von Leuten mit dem Spottnamen „Die Weiner" belegt worden, wie man bei Trauerfeierlichkeiten die bezahlten Totenkläger nennt. Was ist geschehen? Sie haben diese Bezeichnung, demütig, wie sie sind, als einen Ehrennamen aufgegriffen, und „Die Weiner" bedeutet nun eine neue politische Partei, die den Medici feindlich gegenübersteht und als deren Haupt Euer Mönch sich fühlt! Was weiter? Junge Söhne aus den ersten Familien der Stadt, ein Gondi, ein Salviati, elegante und glänzende Jünglinge, Götterlieblinge gleich Euch, haben sich dem Unhold zu Füßen geworfen und um Aufnahme als Novizen in San Marco gebeten. Das gemeine Volk ist aufgewiegelt und durch Versprechungen geködert. Es ist dahin gekommen, daß einige Taugenichtse am Dom und am Palazzo Spottsonette auf Herrn Piero de' Medici angeheftet haben. Ach, gnädiger Herr, was habt Ihr getan, was tatet Ihr, als Ihr diesen Menschen nach Florenz rufen ließet und ihm durch Euer Ansehen den Weg bereitetet —!

Pico: Ist's erlaubt, daß man Euch ein wenig auslacht, Meister Angelo, oder würdet Ihr's übel vermerken? Könntet Ihr Eure Miene sehen! Geht, betrachtet Euch im Spiegel! Ihr schaut darein, als gehörtet Ihr selbst zu den „Weinern", zu der politischen Partei der „Weiner". Haha! Ihr guten Götter! Eine drollige politische Partei! Eine Sache vom schwersten Gewichte! Ich bitte Euch, lehrt mich unsere Florentiner kennen! Ich kenne sie nicht, ich habe sie nicht studiert. Ich bilde mir ein, daß sie ein ungemein gründ-

liches und dauerhaftes Völkchen von ungespäßiger Leidenschaft sind! Nein, nein, vergebt mir, aber ich kann nicht ernsthaft bleiben. Solange ich den Dingen zuschaue, ist Piero unbeliebt in Florenz, weil seine herrische und schroffe Art hier übel am Platze ist; aber es ist ein wenig kühn, die holprigen Sonette, die auf ihn gedichtet worden, mit Bruder Girolamos Predigten in Verbindung zu bringen. Wenn Andrea Gondi und der kleine Salviati den Gipfel des feinen Geschmacks darin sehen, die Dominikanerkutte anzulegen, — wollt Ihr sie daran hindern? Ich gestehe Euch, daß ich selbst schon mit diesem Gedanken gespielt habe. Ich denke, wir leben in einer Zeit der Vorurteilslosigkeit? Kann ich mich in Florenz kleiden wie ich will, eigentümlich und meiner Persönlichkeit gemäß, ohne daß man mit Fingern auf mich zeigt, — oder nicht? Ich kann es — leiblich wie geistig genommen. Und wenn ich nun des Purpurs und Himmelblaus müde wäre und die enthaltsame Farblosigkeit der Mönchskutte bevorzugte? Warum habt Ihr nicht Lärm geschlagen, als nach so vielen bunten Karnevalszügen der berühmte Zug des Todes, in dem aus schwarzen Särgen die Leichen stiegen, einen so erstaunlichen Erfolg hatte? Dergleichen bedeutet ein wenig Pfeffer nach allzuviel Süßigkeit . . . Was ich getan habe, als ich Lorenzo beredete, den Bruder Girolamo nach Florenz zu berufen? Ich habe der Stadt einen großen Mann geschenkt, beim Zeus, und bin stolz darauf! Lorenzo ist, des bin ich gewiß, der erste, der mir Dank dafür weiß. Hat er nicht noch kürzlich die Spoletiner gebeten, ihm die Leiche Filippo Lippis für den Dom zu überlassen, nur um den berühmten Grabstellen von Florenz eine neue hinzuzufügen? Wenn einst

der Bruder Girolamo gestorben sein wird, so werden die Ferraresen, vielleicht auch die Römer uns Gesandte schicken und um seine Asche flehen. Aber wir werden sie nicht hergeben. Ganz Italien wird kommen, das Grab des Mönches zu sehn, der soviel von sich reden machte, und dann werde ich sagen können, daß ich es war, der zuerst seine Gaben entdeckte und förderte . . . Ja, ihr Herren, ich habe mein Spiel gewonnen. Ich war meiner Sache durchaus nicht sicher, denn wer berechnete Fiorenzas Launen! Auf jenem Dominikaner-Kapitel zu Reggio, wo ich ihn zum ersten Male sah, hatte anfangs niemand seiner geachtet. Ich befand mich in einem Kreise von Literaten und Gelehrten, die an dem Kapitel teilnahmen, und er hatte stumm und in sich gekehrt unter den Mönchen gesessen, solange die Diskussion sich nur um scholastische Streitfragen drehte. Als aber die Disziplin an die Reihe kam, griff er plötzlich in die Verhandlungen ein und verblüffte die ganze Versammlung durch die sonderbare und dämonische Eigenart seiner Anschauung und Rede. Der Zustand der Kirche und der öffentlichen Sitten erschien plötzlich in einem grellen und höllischen Lichte, und die glühende Ursprünglichkeit, die verzückte Beschränktheit seiner Darstellung erschütterte mich ganz außerordentlich. Oh, nicht mich allein. Mehrere ausgezeichnete, ja, selbst fürstliche Männer setzten sich brieflich mit ihm in Verbindung. Ich aber suchte seine persönliche Bekanntschaft, und sie verstärkte den gewonnenen Eindruck. Überall, auf meinen Reisen, verkündete ich sein Lob. Dann aber siedelte ich nach Florenz über, und hier, vertieft in das anregende Studium dieses beweglichen, gebildeten, scharfzüngigen Völkchens, dieses rastlosen und neugierigen Gemein-

wesens, kam mir in heiterer Stunde der Plan, meinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß Bruder Girolamo hierher berufen werde. Sein Ruf war gegründet, mein Lob hatte ihm vorgearbeitet, die Möglichkeit des Wirkens würde ihm geboten sein. Es galt ein Wagnis, einen kecken Versuch. Dieser Mensch, sagte ich mir, wird in dieser Stadt in Gelächter ertränkt, mit Witzen aufgespießt — oder er hat den größten Erfolg des Zeitalters. Ihr Herren — dies letztere ist geschehen. Ich spreche mit meinem Freunde, dem Magnifico; der Magnifico spricht mit den Patres von San Marco; Bruder Girolamo wird berufen. Er beschränkt sich zunächst auf den Unterricht der Novizen des Klosters, wird aber gebeten, die wach gewordene Neugier zu befriedigen und einigen Bevorzugten während des Unterrichts den Zutritt zum Klosterhof zu gestatten. Das Auditorium wächst jeden Tag, und er läßt es geschehen. Meiner Treu, ich will meinen, daß er es geschehen läßt! Er wird mit Bitten bestürmt, die Kanzel zu besteigen, von Kennern, von vornehmen Damen, von aller Welt. Er sträubt sich ein wenig und gibt dann nach. Die kleine Kirche von San Marco ist überfüllt. Er predigt und übt eine nie erhörte Wirkung. Sein Name ist in aller Munde. Platoniker und Aristoteliker lassen einen Augenblick den Streit ruhen und disputieren über den Wert dieses christlichen Sittenrichters. Binnen kurzem ist die Klosterkirche zu eng für den Zudrang der Menge, und er verlegt seine Predigten nach Santa Maria del Fiore. Wenn ursprünglich einige Gebildete und Liebhaber es waren, deren Teilnahme er weckte, so ist es nun das niedere Volk, das sich für ihn entflammt, auf dessen Gemüt sein schwermütiges Sehertum, sein tief blickendes Gericht über alles Leben einen

magischen Einfluß übt. Er wird von seinen Mönchen zum Prior erwählt und macht San Marco, wo es bislang nicht besser und schlechter zuging, als in anderen Klöstern, zu einem Refugium der Heiligkeit. Seine Schriften werden begierig gelesen. Seine Person ist das Tagesgespräch. Er ist neben Lorenzo de' Medici der berühmteste, besprochenste, der größte Mann von Florenz ... Ich aber beobachte dies alles mit der heitersten Genugtuung, und Euere Grillen, guter Meister Angelo, sollen mich in diesem lehrreichen Vergnügen nicht stören!

Poliziano: Sie sollen's nicht, gnädiger Herr. Auch kennt mich Florenz, möcht ich meinen, als das Gegenteil eines Grillenfängers. Nehmt an, daß nur der Neid mir einflüsterte, was ich sprach, daß ich Euch ein Vergnügen mißgönne, welches ich nicht verstehe und an dem ich nicht teilhaben kann. Denn ich gebe zu, daß ich von dem, was vor sich geht, im geringsten nichts begreife. Ich habe oft den Göttern gedankt, daß sie mich in dieser Zeit des Frührotes und der Auferstehung geboren werden ließen, die mir so schön, so morgendlich entzückend erscheint. Die Welt lächelt im Erwachen, eratmend öffnet sie ihren Kelch dem jungen Lichte, wie eine Blume ist sie, die aufblüht. Blöde, hohläugige Gespenster, häßliche und grausame Vorurteile, von denen die Menschheit eine lange Nacht hindurch geängstigt wurde, zerfließen in nichts. Alles ist neu worden. Ein unabsehbares, lockendes Reich von Studien, vergessenen und nie geahnten, tut sich auf vor uns. Die kreißende Erde gebiert uns Glücklichen die Schönheitsschätze des Altertums. Belehrt und befreit, freut sich das Einzelwesen seiner persönlichen Art. Starke und reuelose Taten werden mit Ruhm

gekrönt. Unschuldig, aller Hüllen und Fesseln ledig, schreitet die Kunst durch die Lande, und jedes Ding wird geadelt, das ihr Finger berührt. Des Gottes voll, der den Rausch spendet, folgt die Menschheit im Festzuge der lächelnden Führerin, und ihr Jauchzen ist ein Kultus der Schönheit und des Lebens. Da — was geschieht? Was tritt ein? Ein Mensch, ein einzelner, zu häßlich und ungelenk, um an dem Reigen der Lust teilnehmen zu können, verkümmert, mißwollend, undankbar, steht auf und erhebt Einspruch gegen diesen göttlichen Zustand, ja, seine giftige Begeisterung bewirkt es wahrhaftig, daß die Massen des Festzuges sich lichten, daß Abtrünnige in Scharen sich um ihn sammeln und ein Wesen machen, als sei das, was er vorbringt, etwas Unerhörtes, etwas überwältigend Neues. Und was redet er? Was strömt sein Wesen aus? Moral! . . . Aber Moral ist ja das Älteste, Überwundenste, das Langweiligste, das Durchschauteste! Moral ist lächerlich! Die Moral ist unmöglich! . . . Oder nicht? Oder etwa nicht? Redet, Herr! Was werdet Ihr mir antworten!

Pico: Nichts. Fürs erste gar nichts, Meister Angelo. Ich will schweigend die Schönheit Eurer Worte nachgenießen. Wie herrlich war, was Ihr von unserer Zeit sagtet! Wie eine Blume ist sie, die aufblüht . . . Ich bitte Euch inständig, — Ihr müßt daraus etwas machen . . . Ihr müßt das in Verse bringen. Ich denke nach, ob vielleicht die Oktave . . . oder sollte etwa der lateinische Hexameter . . .

Giovanni: Du mußt antworten, Pico, sonst bist du aus dem Felde geschlagen.

Pico: Antworten? Gern? Aber mir ist, als fragte ich schon, ob wir eigentlich in einer Zeit der Vorurteilslosigkeit

leben? Und wenn dem so ist, — wie? soll diese Vorurteilslosigkeit Grenzen haben? Soll die Freigeisterei zur Religion, die Unmoral zu einer Spielart des Fanatismus werden? Ich lehne das ab! . . . Ist die Moral unmöglich gemacht, ist sie lächerlich worden — nun! Da das Lächerliche in Florenz die Gefahr der Gefahren ist, so würde der mir der Tapferste scheinen, der sich selbst vor dieser Gefahr nicht fürchtet. Dies müßte zum mindesten in Erstaunen setzen. Aber wer Fiorenza in Erstaunen setzt, hat es bereits halb gewonnen . . . Ach, ihr lieben Herren, die Sünde hat sehr an Reiz eingebüßt, seitdem das Gewissen abgeschafft wurde! Blickt um euch: alles ist erlaubt oder nichts schändet doch; es gibt keine Ruchlosigkeit, vor der sich uns noch die Haare sträubten. Heutzutage wimmelt es von Gottesleugnern und solchen, die sagen, daß Christus seine Wunder mit Hilfe der Gestirne vollführt habe. Aber wer hat es bislang gewagt, sich gegen Kunst und Schönheit zu erheben? Rede ich lästerlich? versteht mich wohl. Ich lobe diejenigen sehr, die sich der Schönheit annahmen, solange sie die Sache einiger weniger war und die Moral dumm und unangefochten auf ihrem Stuhle saß. Aber seitdem die Schönheit ein Geschrei der öffentlichen Gassen geworden ist, beginnt die Tugend im Preise zu steigen. Laßt Euch eine feine kleine Neuigkeit ins Ohr sagen, Meister Angelo: Die Moral ist wieder möglich . . .

Giovanni, der durchs Fenster lorgnettiert: Halt, Pico! Dort unten im Garten sehe ich Gäste, denen du das notwendig erzählen mußt.

Pico, hinausschauend: Gäste? Wahrhaftig! Es sind Künstler. Eine ganze Schar von Künstlern ist im Garten.

Ich erkenne Aldobrandino . . . und Grifone . . . und den großen Francesco Romano! . . . Denen? Nein, denen erzähl' ich's nicht, mein Giovanni! Für die ist das nichts. Aber laßt uns zu ihnen hinuntergehen! Komm, Kardinal, kommt, Sänger des Mediceerruhms! Wir wollen uns mit den braven Knaben lustig machen.

Poliziano: Ihr hört nicht, Ihr wollt nicht hören! Und ich, ich sehe finstere Dinge geschehen . . .

Zweiter Akt

Garten. Im Prospekt der Palast, hinter dem sich die offene Campagna, mit Zypressen, Pinien und Oliven bewachsen, in graugrünen Tönen zum welligen Horizont verliert. Ein breiter Mittelweg, von welchem nach rechts und links ein Seitenpfad abzweigt, führt, von Hermen und Topfgewächsen flankiert, vom Hause nach vorn, wo er sich zu einem freien Platze öffnet. In der Mitte dieses Rondels ein Springbrunnen-Bassin, auf dessen Spiegel Wasserrosen schwimmen. Rechts und links im Vordergrunde Marmorbänke, von flachen Lauben baldachinartig überschattet.

I

Eine Gruppe von elf Künstlern erscheint von links auf dem Seitenwege und kommt in lebhaftem Gespräche nach vorn. Es sind die Maler und Bildhauer Grifone, ein blonder Mensch von etwas schlottrichter und gebückter Haltung, mit Spitzbart und großen, knochigen Händen; Francesco Romano, eine imposante Erscheinung mit breitem, erzenem Römerkopf, satt lächelndem Munde und schwarzen Tieraugen, die er ruhevoll seitwärts rollt; Ghino, blauäugig, knabenhaft und sonnig; Leone, ein Faunskopf mit gewaltiger Nase, kleinen, runden, nahe beieinanderliegenden Augen und einem Pan-Bart, durch den man seine aufgeworfenen Lippen sieht; Aldobrandino, ein lauter, fuchtelnder Gesell mit rotem, grimassierendem Gesicht; der Kunststicker Andreuccio, schon ergraut, schwachsichtig und von frauenhaft sanftem Wesen; Guidantonio, der Kunstschreiner, Ercole, der Goldschmied, Simonetto, der Architekt, Pandolfo und Dioneo, von denen der eine Arabeskenskulpturen, der andere Porträtfiguren in Wachs anfertigt. Sie sind, bis auf Ghino, der ein Stutzer ist, ziemlich lose und aufgeknöpft gekleidet und tragen verschiedenartige Kopfbedeckungen, viereckige, runde und Zipfelkappen. Sie sind in eifrigem Meinungsaustausch begriffen, indem sie in den Mittelweg einbiegen, drängen sich vor, sehen einander in die Augen und gestikulieren.

Aldobrandino: Man wird sehen, man wird das Gesicht sehen, das Lorenzo zu der Sache machen wird! Ich bin sein Freund, ich berechtige zu den größten Hoffnungen, er wird mich rächen!

Guidantonio: An deiner Stelle würde ich nicht soviel Aufhebens von den Prügeln machen, die du bekommen hast.

Aldobrandino: Es ist nicht von Prügeln die Rede du Leimtopf! Es waren Püffe.

Grifone: Meiner Seel', das laß gut sein! Das Volk hat dir eine Tracht Prügel zugemessen, daß man einen Esel damit nach Rom treiben könnte.

Aldobrandino: Soll ich sie an dich weitergeben, du Spaßmacher, du Tausendkünstler?! Es waren Püffe; und wären es Prügel gewesen, so könnten sie doch einem Manne wie mir nicht an die Ehre rühren. Das dumme Volk war aufgewiegelt von diesem Uhu von Bruder, Girolamo, diesem Ignoranten, der von unserer schönen Arbeit so viel versteht, wie der Ochs vom Lautespiel. Mit einem Worte, was will man! Ich kann die Madonna nicht als abgerissenes armes Weib malen, wie dieser Vaterunserkäuer verlangt; ich brauche Farben, ich brauche Glanz. Und da die allerheiligste Jungfrau nicht die Gefälligkeit hat, mir persönlich zu ihrem Abbild zu sitzen, so muß ich zufrieden sein, wenn ein irdisches Mädchen mir zu Willen ist . . .

Leone tief erfreut: Zu Willen ist — wenn ihm ein Mädchen zu Willen ist —! Ei, du verschmitztes Knäblein . . .

Aldobrandino: Du scheinst recht guter Dinge zu sein, mein teurer Leone. Und dabei ist überall bekannt, daß dir deine niedliche Lauretta, die du als büßende Magdalena

modellierst, pünktlich ein Kind geboren hat. Du bist wohl gesegnet und fest gegen Prügel?

Grifone: Püffe! Gegen Püffe! Es kann nicht von Prügeln die Rede sein!

Leone: Das ist was anderes. Ich habe sie nicht als Modell zur Magdalena bei mir und mich lästerlicherweise mit ihr vergnügt, sondern ich habe sie zu meinem Vergnügen bei mir und sie nebenbei modelliert. Das ist was anderes. Das kann die Heilige nicht erzürnen.

Aldobrandino: Aber den Bruder Girolamo wird es erzürnen, du Tropf, und das genügt heutzutage.

Ercole: Ja, Gott bewahre uns, er ist so streng, daß er um einer Kleinigkeit willen selbst den heiligen Dominikus wippen lassen würde. Er hat dem Volke vorgespiegelt, daß er wie Moses mit Gott gesprochen habe: so hört es blindlings auf ihn; er darf sich alles erlauben.

Simonetto: Das ist wahr! Wir haben gesehen, wie gräßlich er heute im Dom mit Madonna Fiore ins Gericht gegangen ist . . .

Dioneo: Wo ist sie? Weiß jemand wo sie ist?

Pandolfo: Beim Magnifico und erzählt ihm alles.

Guidantonio: Nein, sie kann noch nicht in Careggi sein. Man hat sie, noch ehe wir fortgingen, in der Stadt gesehen.

Aldobrandino: Du, Meister Francesco, stehst da und schweigst nach deiner Art und schmunzelst wie gewöhnlich. Trotzdem weiß alle Welt, daß du dein Haus ganz im heidnischen Stile eingerichtet hast, wie ein alter Römer, und daß deine Bilder ziemlich anderer Art sind, als die von Beato Angelico . . .

Grifone: Du ärgerst dich, daß du allein Prügel bekommen hast.

Aldobrandino: O Grifone, du solltest Buffone heißen! Nichts kannst du, als Festzüge ordnen und den Fürsten mit Späßen aufwarten, und darum bist du mir gram, der ich ein geschickter Maler bin. Näh Eselsohren auf deine Kappe, du Narr! Ich geh' jetzt zum Magnifico.

Andreuccio: Nein, wartet, hört! Lorenzo ist sehr krank; wir dürfen nicht wie sonst bei ihm eindringen wie Masken im Karneval. Als wir kamen, sah ich den Kardinal am Fenster. Er winkte, als wollte er herabkommen. Wir sollten warten . . .

Ghino mit heller Stimme: Paßt auf, was ich sagen will! Wir müssen geschlossen zu Werke gehen. Der Verein Florentinischer Künstler muß bei den Achten über Bruder Girolamos Predigten Klage führen. Auch diejenigen von uns, die zu Lorenzos Orchesterverein gehören, müssen sich zusammentun und fordern, daß dem Ferrarese der Mund verboten werde . . .

Aldobrandino: Tut, was Ihr wollt! Ich halte mich an Lauro allein. Er ist der Herr und nicht der Frate. Er wird den Schelmen, die es gewagt haben, mich ungeziemend zu berühren, die Ohren abschneiden, er wird sie rechtens am Palaste aufknüpfen lassen. Ich bin sein bester Freund, er liebt mich. Ich bin eigens von Rom zurückgeeilt, weil er krank ist. In acht Stunden bin ich von Rom gekommen!

Grifone: Was? Was? In acht Stunden von Rom?

Aldobrandino: In sieben und einer halben, sage ich dir!

Grifone: Was? Was? Und Lauros bester Freund? Wann hätte er dich besonders ausgezeichnet? Und bin ich nicht etwa auch von Bologna und Rimini, wo ich bei Hofe Arbeit hatte, zurückgekehrt, nur weil er krank ist . . .?

Aldobrandino: Schweig, Buffone! Du haßt mich, ich weiß es, du bist mein Todfeind, weil du aus Pistoja bist, aus dem unterworfenen Pistoja, ich aber ein Florentiner und von Geburt dein Herr . . .

Grifone: Was? Was? Mein Herr? Ein Aufschneider bist du! Ein geprügelter Prahlhans!

Aldobrandino: Zieh! Zieh, du Hohlkopf! Zieh, was du bei dir führst und wehre dich, oder ich ermorde dich ohne Umstände! Ich bin tödlich beleidigt! Ich bin bereit, eine schreckliche Handlung zu begehen . . .

Andreuccio: Haltet! Gebt Frieden! Seht! Seht dorthin!

Leone: Bei der Venus! Bei der Mutter Gottes! Sie ist es! Sie kommt!

Ghino: begeistert: Begrüßen wir sie! Dienen wir ihr!

2

Eine vergoldete und verzierte Sänfte mit Laternen und seidenen Vorhängen hält im Hintergrunde. Fiore entsteigt ihr, wirft über die Schulter einen Blick auf die Künstler und winkt den Trägern, sich mit der Sänfte zu entfernen. Sie steht noch einen Augenblick unbeweglich und kommt dann, in der Haltung, wie Pico sie beschrieb, mit rechtwinklig gebogenen Armen, die Hände auf dem Leibe zusammengelegt, schlank aufgerichtet und zurückgelegten Hauptes, aber mit tief niedergeschlagenen Augen, auf dem Mittelwege langsam nach vorn. Sie ist von einer kostbaren und wundervoll künstlichen Schönheit. Ihre Erscheinung ist streng linear, ruhevoll symmetrisch, fast maskenhaft. Ihr Haar, in ein dünnes Tuch eingebunden, fließt zu beiden Seiten der Wangen in blonden, ebenmäßigen Locken darunter hervor. Über ihren länglich geschnittenen Augen sind die Brauen

auf irgendeine Weiſe entfernt oder unſichtbar gemacht, ſo daß die nackte Partie über den geſenkten oberen Lidern mit empfindlichem Ausdruck aufwärts gezogen zu ſein ſcheint. Die Haut ihres Geſichtes iſt wie poliert, ſtraff, geſpannt; ihre klar umriſſenen Lippen ſind in einem vieldeutigen Lächeln geſchloſſen. Um ihren langen, weißen Hals liegt eine ganz feine goldene Kette. Ihr ſtarres Brokatkleid, mit dunklen, engen und leicht durchbrochenen Sammetärmeln iſt ſo geſchnitten, daß der Leib ein wenig hervortritt, und auf der Bruſt ein Stück des verſchnürten Mieders ſichtbar iſt.

Die Künſtler drängen ihr unter ſtürmiſchen Huldigungen entgegen; einige knien ſogar vor ihr nieder, indem ſie grüßend die Arme erheben: Heil Fiore! Heil unſerer göttlichen Herrin! Heil!

Fiore immer noch ohne die Lider zu heben, mit kalter Autorität und ſo leiſe, daß es ſehr ſtill wird, wenn ſie ſpricht: Ihr werdet die Waffen einſtecken.

Aldobrandino: Ja, Herrin! Ja! Wir ſtecken ſie ein! Seht her! Fort ſind ſie . . .

Fiore: Ihr nennt euch Künſtler?

Grifone: Ihr wißt es wohl, Madonna, daß wir Künſtler ſind.

Fiore: Aber mir ſcheint, ihr ſelbſt wißt es nicht, da ihr irgend etwas außerdem ſo wichtig zu nehmen vermögt. Pauſe. Eine leichte Kunſt, eine Kinderkunſt, dünkt mich, die ſo viel Blut und Feuer übrig läßt.

Aldobrandino: Herrin, ich war tödlich beleidigt worden.

Fiore hohnvoll und immer ſehr leiſe: Tödlich: O dann freilich. Wenn du tödlich beleidigt wurdeſt . . .

Ghino: Ihr ſprecht ſeltſam heute, Madonna.

Fiore: Wirklich ſeltſam? Verwirre ich dich? Verſtöre ich dein Köpfchen gänzlich, armer kleiner . . . Wie? Laß doch ſehen . . . Wie heißt du?

Ghino gekränkt: Ihr kanntet mich sonst.

Fiore: Es ist wahr. Du bist Ghino, der liebenswürdige Ghino, der schöne Damen porträtiert, Ghino der vollkommene Gesellschafter, Ghino der Tänzer, der stets sehr gut duftet. Sagt man nicht, daß du sogar dein Pferdchen parfümierst, wenn du in Geselligkeit ausreitest? ... Das dort ist Guidantonio, der die schönen Stühle macht. Sieh doch! und da ist Leone. Guten Tag, Herr! Ihr hattet eine ergötzliche Nacht, will ich hoffen ...

Aldobrandino unfähig, zu schweigen: Madonna ... auch Ihr seid heute tödlich beleidigt worden!

Fiore: Beleidigt? Ich? Von wem?

Aldobrandino: Liebe, wunderschöne Herrin, — dieser Frate ...

Fiore: Welcher Frate? Ein richtiger Novellen-Frate? ... Oh, ich entsinne mich. Sah ich dich nicht heute im Dom? Und dich? Und dich? Ich war zu meiner Kurzweil hingegangen. Ihr botet keinen üblen Anblick. Ich sah, wie ihr weiß wurdet bis in die Augen hinein.

Aldobrandino: Aus Zorn, Herrin! Aus Zorn!

Fiore: Freilich. Euch schlotterten die Lippen. Euch ward unwohl vor Heldenmut. Ich sah's.

Aldobrandino: Der Schurke! Der Jude! Der Räuber! Der es gewagt hat, Euch zu schmähen ...

Fiore: Hört doch, welche Gewalt des Wortes! Nicht lange, so wirst du's deinem Frate gleichtun, Aldobrandino, mein wackerer Künstler. Stimmt ein, ihr anderen! Wollt ihr zurückstehn? Wie sehr muß euch das Schelten nicht erleichtern, da Euch zu Taten im Dom der Zorn keine Zeit ließ ...

Aldobrandino: Taten ... Bei allen Göttern, Ihr tut unrecht, uns zu höhnen, Madonna! Soeben noch, bevor Ihr kamet, beratſchlagten wir, wie dem Unweſen zu ſteuern ſei. Aber was vermögen wir? Lorenzo liebt uns; aber ein Wort von Euch gilt mehr bei ihm, als alle Klagereden, die wir führen könnten. Wollt nur, und um den Ferrareſen iſt es geſchehen. Man wird ihm die Zunge abſchneiden, die Euch geläſtert hat, man wird ihm die Bruſt einſchlagen, wie er's verdient, ach, kurz und gut, man wird ihn töten ...

Fiore mit plötzlich hervorbrechender Wildheit: So töte ihn! Sie hat mit blitzſchnellem Griff ein Stilett aus dem Mieder gezogen und hält es dem Aldobrandino hin. Töte ihn! Siehſt du die zierliche kleine Waffe? Hier an der Spitze iſt die Schneide ein wenig bräunlich gefärbt ... Nimm! Das kommt von einem kräftigen Saft, worein ich ihn tauchte. Ein Hautritz genügt ... nimm doch! ſtatt ſo hilflos die Augen zu rollen, wie du da tuſt. Nimm, Ghino, mein ſchmucker Ritter! Oder du, Guidantonio, der die ſchönen Stühle macht! Greif zu, Francesco, der Römer! Siehſt du nicht aus wie ein antiker Metzgermeiſter? Und er iſt nur ein ſchwacher Prieſter ...

Aldobrandino: Madonna ... man kann nicht an ihn. Er ſitzt in San Marco ... Auch liebt ihn das Volk ... Und auf dem Wege zum Dom iſt er ſehr bewacht ...

Fiore ſieht ihn an: Er kommt hierher.

Die Künſtler: Er kommt hierher?! Wer? Wer?

Fiore: Bruder Girolamo. Hierher. Heute.

Aldobrandino: Bruder Girolamo ... kommt ... hierher ...

Fiore verbirgt den Dolch; verändert: Ich ſcherzte. Ich trieb meinen Scherz mit Euch. Nein, nicht wahr, das iſt ein

närrischer Gedanke: Bruder Girolamo — hier! — Laßt mich nun Urlaub von Euch nehmen.

Aldobrandino noch ein wenig außer Fassung: Ihr geht zu Lorenzo?

Fiore: Lorenzo? Lorenzo liegt in seinem Bette und ächzt. Dem großen Lorenzo ist recht schlecht. Ich habe Lust, mich ein wenig im Garten zu ergehen.

Ghino: Wollt Ihr uns nicht vergönnen, Madonna, in Eurer schönen Nähe zu bleiben?

Fiore: Ich ehre Eure Artigkeit, mein Herr. Doch auf die Gefahr, mich in Euren Augen ungeselliger Launenhaftigkeit schuldig zu machen, ziehe ich es für diesmal vor, auf Eure schätzenswerte Begleitung Verzicht zu tun. Sie entfernt sich.

3

Ghino der ihr ein Stück Weges dienend auf dem Fuße gefolgt ist, zurückkehrend: Sie ist herrlich, sie ist göttlich, sie ist über alle Begriffe wundervoll!

Guidantonio: Nun, sie hat dich ein wenig schnöde heimgeschickt.

Ghino: Das macht nichts! Das macht gar nichts! Man ist selig, sieht man sie nur!

Aldobrandino: Man ist selig, nimmt sie nur irgend Notiz von einem! Und tut sie's nicht, so müht man sich desto heißer, einen Augenblick ihre spröde Aufmerksamkeit zu fesseln, ach, ihr ein Lächeln, einen Wink des Beifalls abzulocken . . . Prüft man's genau, so denkt man nur an sie, wenn man arbeitet. Es ist ihre Schönheit, die beständig zum Schaffen reizt . . .

Andere: So ist es! So ist es!

Aldobrandino: Gute Götter, wie glücklich muß der ſein, dem ſie gehorcht, vor dem ſie kniet, der ſie bezwang . . .!

Ercole: Beachtetet ihr, wie ſeltſam ſie von Lorenzo ſprach?

Simonetto: Alles, was ſie ſagte, war ſeltſam anzuhören.

Andreuccio: Alles, was ſie ſagte, ſchien etwas anderes zu verbergen.

Leone: Mich fragte ſie nach meiner letzten Nacht. Das iſt ſtark!

Aldobrandino: Sie darf alles ſagen! Sie ſagt die frechſten Dinge auf ſo liebliche und ſchöne Art, daß es wie die Muſik der Engel iſt!

Pandolfo: Ich wußte nicht, daß ſie bewaffnet ſei.

Dioneo: Eine gefährliche Geliebte!

Aldobrandino: Sie iſt eine erwachſene, kühne und ſelbſtändige Frau. Die Waffe ſteht ihr herrlich an.

Andreuccio: Vielleicht war das derſelbe Dolch, mit welchem vormals ihr Vater die Medici bedrohte, damals, als er in die Verbannung gehen mußte, zu Luca Pittis Zeit . . .

Leone: Ich glaubte nicht an dieſe Geſchichte. Ich glaube nicht, daß ſie irgendeines verbannten Edelmannes natürliches Kind iſt. Als Zeus den Kronos entthronte, raubte er ihm ein Glied ſeines Leibes, ein wichtiges, und warf es ins Meer. So ſonderbar begattet, gebar das Meer — unſere Herrin.

Grifone: Nicht übel! Sie hätte dann ein hübſches Alter!

Leone: Weißt du, wie alt ſie iſt? Niemand weiß das.

Wenn sie überhaupt fähig ist, zu altern, so weiß sie es wohl zu verbergen.

Ghino: Das ist wahr. Man erzählt sich Wunderdinge von ihren Schönheitswassern und Mixturen. Man sagt, daß sie tagelang in der Sonne aushält, um ihre Haare blond zu bleichen. Viele sagen, daß sie sich sogar die Zähne schminkt.

Aldobrandino: Viele sagen geradezu, daß sie sich der Zauberei bedient. Man erzählt für gewiß, daß sie den Lorenzo behext hat, damit er sich bis zum Tode in Liebe zu ihr verzehre. Sie hat die Nabel von kleinen toten Kindern in Öl gekocht, das sie aus ewigen Lämpchen entwandt, und sie ihm zu essen gegeben.

Grifone: Geh! Davon glaube ich gar nichts.

Aldobrandino: Du glaubst nicht über das Dach hinaus und tust dir Wunder was zugute darauf! Es ist wahr, die Köpfe sind heute aufgehellt genug, um nicht mehr alles für bare Münze zu nehmen, was ehemals dafür genommen wurde; aber alles hat doch seine Grenzen. Ich glaube nicht an die Transsubstantiation, nein, diese Lehre ist absurd, und mein Vetter Pasquino, welcher Priester ist, hat mir ausdrücklich erklärt, daß er ebenfalls nicht daran glaubt. Aber daß es in Fiesole Hexen gibt, und daß viele Buhlerinnen Zauberkünste zu Hilfe nehmen, um die Männer zu bestricken, das ist eine erwiesene Sache.

Leone: Eine erwiesene! Alle Weiber sind Hexen. Ich weiß es.

Aldobrandino: Glaubt mir, es gibt viele wunderbare Dinge auf Erden, und wenn ich erzählen wollte . . .

Ghino: Da ist der hochwürdigste Herr Kardinal!

4

Kardinal Giovanni, Pico von Mirandola und Angelo Poliziano kommen vom Palaste her über den Mittelweg nach vorn. Poliziano trägt eine Tuchmütze in Form eines gestutzten Kegels, Pico eine runde, hinten ein wenig aufgekrempte Kopfbedeckung. Allgemeine lebhafte Bewillkommnung: von seiten der Künstler mit einer Art vertraulicher oder ironisch übertriebener Ehrerbietung. Im Verlauf der Szene gruppiert man sich zwanglos auf den Bänken zu beiden Seiten und auf dem Rande des Brunnenbassins.

Giovanni: Seid gegrüßt, ihr Herren! Man findet euch in gewichtigen Gesprächen?

Aldobrandino: Philosophische Dinge, Glaubensdinge, hochwürdigster Herr! Unser Disput beschäftigte sich mit übersinnlichen Fragen.

Pico: Über die euere Ansichten, will ich hoffen, mit den Lehren unserer heiligen Kirche aufs beste übereinstimmen!

Aldobrandino: Ganz und gar, durchlauchtigster Herr! In allem wesentlichen — vollkommen! Ich darf mich einen frommen Mann nennen. Ich beobachte die Gebräuche der Religion und opfere eine Kerze, sobald ich ein Bild fertig habe. Noch heute habe ich im Dom der Predigt beigewohnt. Aber man hat üblen Dank davon, ihr lieben Herren, das sollt ihr wissen!

Giovanni: Üblen Dank? Wie das, Aldobrandino?

Aldobrandino: Ich will es Euch sagen, hochwürdigster Herr; Euch und der Magnifizenz Eueres glorreichen Vaters will ich's sagen, denn dazu bin ich hergekommen. Ich bin mißhandelt worden.

Poliziano: Mißhandelt?!

Guidantonio: Das Volk hat nach ihm geschlagen, vorm Dom, nach der Predigt.

Poliziano: Nach der Predigt? Vorwurfsvoll zu Pico: Gnädiger Herr!

Pico: Man hat dich geschlagen, mein Aldobrandino? Komm her! Wo hat man dich geschlagen! Wer hat dich geschlagen! Sage mir alles!

Aldobrandino: Das will ich, Herr, und meine Unschuld soll Euch klar in die Augen springen. Ich war also im Dom, wo ich ein schmales Fleckchen zum Stehen erwischt hatte. Es war furchtbar heiß im Gedränge, ich konnte kaum atmen, und der Schweiß lief mir herunter; aber was erträgt man nicht zu Gottes Ehre . . .

Pico: Und aus Neugier. —

Aldobrandino: Freilich. Ich habe auch sehr geweint, obgleich ich Bruder Girolamo nicht einmal sehen konnte; aber alles weinte, und es war im ganzen recht sehr erbaulich. Über das, was sich mit Madonna Fiore ereignete, war ich heftig erschrocken; und kaum hatte ich mich ein wenig von meinem Schrecken erholt, da merkte ich, daß Bruder Girolamo von Kunst sprach, und spitzte gewaltig die Ohren. Seine Gesichtspunkte sind sonderbar, Herr, sie weichen von den meinen in wesentlichen Stücken ab. Es sei verwerflich und falsch, sagte er, die allerheiligste Jungfrau in prunkvollen Gewändern aus Sammet und Seide und Gold zu malen, denn sie habe, rief er zornig, die Kleidung der Armen getragen. Gut, aber wenn die Kleidung der Armen nun nicht das geringste malerische Interesse für mich hat? Was dann? Ich hege die größte Hochachtung für die allerheiligste Jungfrau, sie bitte für mich armen Sünder vor Gottes Thron! Amen, Amen! Jedoch wenn ich arbeite, so ist es mir weniger um sie zu tun, als vielmehr

darum, daß ein gewisses Grün schön gegen ein gewisses Rot zu stehen kommt . . . Ihr versteht das, Herr!

Pico: Ich verstehe, mein Aldobrandino!

Aldobrandino: Aber lästerlich, behauptete er, und eine Todsünde sei es, Buhlerinnen und liederliche Weiber zu porträtieren und hernach für Madonnen und Heilige Sebastiane auszugeben, wie das heute der Brauch sei. Folter und Tod sollten darauf gesetzt werden, verlangte er. Nun weiß aber ganz Florenz, daß ich kürzlich eine Madonna vollendet habe, zu der mir ein sehr schönes Mädchen Modell gesessen hat, das zu meiner Lust bei mir lebt. Lacht mich aus, Herr, wenn ich prahle, aber es ist ein herrliches Bild! Ich habe ein Sonett darauf gemacht, als es fertig war, und während ich daran arbeitete, fühlte ich beständig, wie ein heller Schein über meinem Haupte schwebte . . .

Pico ernst: Du hast recht, Aldobrandino; deine Madonna ist ein Meisterwerk.

Aldobrandino: Pico Mirandola, Ihr seid ein großer Kenner! Laßt mich ein Knie vor Euch beugen . . . Gut! Als nun aber die Predigt zu Ende war und ich hinaus gelangte ins Gedränge, das den Frate nach San Marco trug, — „seht!" ruft irgendein Halunke neben mir und sieht mir ins Gesicht, „da ist einer von den Teufelssöhnen, die die Madonna als Freudenmädchen malen!" Und alsbald wendet sich in viehischer Wut die ganze Menge gegen mich, schlägt mit den Zipfeln der Kapuzen nach mir, bearbeitet mich mit den Ellenbogen, tritt mich beinahe unter die Füße . . . Ich konnte die Arme nicht heben, mein ganzer Körper war eingekeilt. Ich spie den nächsten ins Gesicht, aber das war eine geringe Gegenwehr. Es ist ein Wunder,

sage ich Euch, daß ich mit dem Leben entkam. Gott muß wollen, daß ich noch manche schöne Sache mache, da er mich errettet hat . . .

Poliziano: Seht Ihr's nun, gnädiger Herr, wohin es gekommen ist?

Pico: Daß ich nichts ahnte, mein Aldobrandino! Daß ich dir nicht beispringen durfte! Ich kann nicht weit gewesen sein.

Aldobrandino: Laßt mich die Arme frei haben, Herr, und ich brauche keinen Beistand. Ich trage ein festes Herz in der Brust, ich habe es in mehr als einem Abenteuer bewiesen. Einmal habe ich mich dreier Männer erwehrt . . . gestern war es, gestern Abend, bevor ich von Rom eintraf, wo ich Aufträge hatte . . . Ihr wißt, daß ich unaufhaltsam von Rom herbeigeeilt bin, der Erkrankung meines erhabenen Gönners wegen . . . Nun also! Ich war nicht weit mehr von Florenz; schon sah ich im Geiste das Tor Sankt Peter Gattolini. Es dunkelte; ich war zu Fuß und allein. Eben durchschritt ich rüstig den Hohlweg, den Ihr kennt, da stürzen sich plötzlich zwei Kerle von verworfenem Äußern, die im Gesträuch verborgen gewesen waren, mir in den Weg, und wie ich mich wende, gewahr ich hinter mir einen dritten. Habt Ihr begriffen, was für ein Sack voll Spitzbüberei?! Es waren drei Schurken, wie die Zypresse so hoch, von fürchterlichem Ansehen und bewaffnet bis an die Zähne. Vielleicht waren es Bravi, von den Neidern meines Talentes gedungen, vielleicht gemeine Straßenräuber, die ein Auge auf meine Barschaft hatten; auf jeden Fall war meine Lage verzweifelt. Nun, dacht ich, muß ich denn sterben, so sollt ihr doch mein Leben

nicht wohlfeil haben, zog hurtig vom Leder, warf mich mit dem Rücken gegen die Wand des Hohlwegs, stimmte aus tiefster Brust eine Miserere an und pfiff dem ersten, der sich an mich machte, eins über den Schädel, daß ihm die Funken aus den Augen stoben und er entseelt zu Boden sank. Da packte die anderen das Entsetzen vor meiner Wildheit, und sie baten mich mit den Armen auf der Brust, sie in Gnaden abziehen zu lassen, was ich ihnen aus christlichem Mitleid gewährte. So machten sie sich mit dem Leichnam ihres Spießgesellen aus dem Staube, indes ich frei und heil meine Reise fortsetzte.

Grifone: Nun, bei allen Engeln, wenn das nicht gelogen ist! . . .

Aldobrandino: Gott soll mir eine Pestbeule schicken, daß ich sterben muß . . .

Pico kühl: Sieh doch, Grifone, bist du da? Wahrhaftig, ich übersah dich bis jetzt. Ist mir doch, als müßtest du auf Reisen sein?

Grifone: Ich war's, Euch zu dienen, gnädiger Herr. Ich bewundere Euer Gedächtnis; ich war auf Reisen. Erst seit gestern bin ich zurück. Wichtige und ehrenvolle Aufträge waren mir zugefallen. Dem Malatesta habe ich einen Festzug zusammengestellt, zur Feier des Namenstages seiner erlauchten Gemahlin, und Herr Giovanni Bentivoglio bedurfte meiner heiteren Talente. Ein geistreicher und freigebiger Fürst! Er hat mir manche Dublone geschenkt, wenn ich bei Tafel alle italienischen Dialekte nachahmte oder die Gesichtszüge berühmter Männer annahm . . . Es ist nicht anders, gnädiger Herr, unsereins muß auf Reisen gehen, will er seine Gaben ein wenig zur Geltung bringen. In

Florenz ist der Witz allzu sehr zu Hause . . . Draußen in der Lombardei, der Romagna erst kommt man zu Ehren.

Pico: Ich beglückwünsche dich. Sage mir doch . . . Du bist Maler, nicht wahr?

Grifone: Freilich, Herr, das ist mein Stand.

Pico: Und geschieht es auch zuweilen, daß du ein Bild malst?

Grifone: Zuweilen. Doch, gnädiger Herr, das kommt vor. Aber nicht häufig, da ich in mancherlei Richtungen tätig bin. Neuerdings fertige ich Violinen an, was mir große Freude bereitet. Aber vor allem bin ich Karnevalist, und Feste zu ordnen ist mein eigenstes Kunstgebiet. Jetzt bin ich nach Florenz geeilt, weil das Maifest auf Piazza Santa Trinita nahe bevorsteht. Großer Gott, wir haben den achten April; es ist höchste Zeit, die Vorbereitungen zu treffen! Ostern ist ebenfalls nicht weit. Und dann gilt es, für den Karneval etwas Neues ausfindig zu machen . . .

Pico: Aber mir scheint, der Karneval ist eben vorüber.

Grifone: Nun, er liegt ein Weilchen zurück. Und jedenfalls zerbrechen meine Freunde und ich uns schon wieder die Köpfe in betreff des nächsten Festzuges. Der Zug, gnädiger Herr, der Karnevalszug! Orpheus mit den Tieren, Cäsar mit den sieben Tugenden, Perseus und Andromeda, Bacchus und Ariadne — das alles ist verbraucht und abgeschmackt. Das Volk pfeift und lohnt uns mit schlechten Witzen, wenn wir ihm dergleichen bieten. Was soll man noch ersinnen nach dem „Zug des Todes", der so großen Erfolg hatte? Wahrhaftig, ich bin in großer Sorge!

Pico: Florenz rechnet auf deine Schöpferkraft. — Aber ich plauderte mit Aldobrandino, und du unterbrachst uns.

Tritt doch zurück, mein Freund. Aldobrandino, kommen wir wieder auf deine Angelegenheit! Wenn ich dich wohl verstand, so bist du gekommen, um beim Magnifico Klage zu führen . . .

Aldobrandino: Bei meiner Seligkeit, Herr, das will ich!

Pico: Tu's ja nicht, Aldobrandino, ich bitte dich darum! Dir soll Genugtuung werden, oder vielmehr: du trägst deine Genugtuung in dir. Ein Mann wie du! Ein so außerordentlicher Künstler, der die Wertschätzung aller Verständigen auf seiner Seite weiß! Was schiert dich der flüchtige Haß einer unwissenden Menge!

Aldobrandino: Ihr sprecht herrliche Worte, gnädiger Herr! Allein . . .

Pico: Was aber Lorenzo betrifft, so darf man ihn jetzt um keinen Preis mit solchen Berichten beunruhigen. Du weißt, daß er krank ist: in welchem Grade, das wagt niemand auszudenken, der ihn liebt. Auf jeden Fall gilt es, ihm alles fernzuhalten, was seine Seele trüben oder erschüttern könnte . . .

Aldobrandino: Steht es so, so will ich ihn gerne schonen, gnädiger Herr, wiewohl es bitter ist, erlittenes Unrecht schweigend zu verwinden. Aber die Götter wissen, daß mein Herz ihn über alle Menschen liebt.

Pico: Brav gesprochen, mein Aldobrandino; du bist ein kluger und tüchtiger Mann. Halte dein Wort, und es soll dir fruchten . . .

Poliziano in einiger Entfernung zu mehreren Künstlern: Im ganzen, wir wissen nichts, liebe Freunde. Wir warten auf des Spoletiners Bericht über die Wirkung des kostbaren Trankes . . .

Andreuccio: Man muß wünschen, bald gute Botschaft in Florenz bereiten zu können. Es ist eine große Unruhe im Volke.

Guidantonio: Ja, das Volk ist in schwarzseherischer Laune. Man will böse Zeichen beobachtet haben.

Ghino: Im Löwenzwinger beim Palast hat eine Bestie die andere zerrissen. Es gibt Leute, die das übel deuten.

Ercole: Es gibt Leute, die gehört haben wollen, daß zu gewissen Stunden die Heiligen in den Kirchen zu seufzen beginnen.

Simonetto: Viele bezeugen das. Und ein Fruchthändler an Piazza San Domenico hat mir für wahr berichtet, daß das Madonnenbild in seinem Laden zu wiederholten Malen die Augen bewegt habe.

Aldobrandino: Still da, ich will reden! Das ist nichts im Vergleich mit dem, was ich gesehen habe. Heute morgen, als ich einen Spaziergang vors Tor unternahm, hat es Blut geregnet.

Grifone: Lächerlich. Es regnet niemals Blut. Es ist kein Blut in den Wolken.

Aldobrandino: Herr Giovanni, wollen Eure Eminenz doch diesen Ketzer belehren, daß unserer heiligen Religion zufolge dergleichen sehr wohl möglich ist.

Giovanni: Möglich oder nicht. Wenn mein Vater wieder genesen ist, soll es guten Trebbianer regnen, eine Flüssigkeit, die ich für meine Person dem Blute bei weitem vorziehe.

Aldobrandino: . . . vorziehe. Ah, haha, das ist göttlich! „Bei weitem vorziehe!" Was für eine glänzend geschliffene Redewendung! Habt ihr's gehört? Habt ihr's

gehört? Eine Flüſſigkeit! In der Tat, der Trebbianer Wein iſt eine Flüſſigkeit, aber der Witz beſteht darin, ihn ſo zu nennen! . . .

Andreuccio: Nein, nein, ihr Herren, die Sache iſt, daß der Padre Girolamo den Tod des Magnifico prophezeit hat. Das iſt's, was das Volk ſo beunruhigt.

Pandolfo: Der Schuft! Er wiederholt ſeinen Unkenruf in jeder Predigt. Krieg, Hungersnot und Peſt gibt es mit darein.

Andreuccio: Er hat ein ſaturniſches Temperament.

Dioneo: Ach was, der Haß redet aus ihm, der gelbe Neid!

Ercole: Alle Ferrareſen ſind neidiſch und habſüchtig.

Andreuccio: Man kan nicht ſagen, daß er habſüchtig iſt. Er hat die Armut in San Marco eingeführt und geht in einer abgetragenen Kutte einher . . .

Leone: Verteidige du ihn, Andreuccio der Kunſtſticker. Du biſt ein altes Weib.

Guidantonio: Man ſieht wohl, daß er Eindruck auf dich gemacht hat. Du biſt ſchon von den Weinern, den Kopfhängern, den Vaterunſerkäuern.

Andreuccio: Das bin ich nicht, gewiß nicht, liebe Freunde! Aber mein Sinn iſt voller Zweifel, und mein Herz iſt ſchwer. Ihr wißt, gnädiger Fürſt und Ihr, hochwürdigſter Herr Kardinal, daß ich nicht nur mit meinen Händen der Kunſt diene, nicht nur ſchöne Stickereien anfertige und Teppiche entwerfe, ſondern zuweilen auch öffentlich mit Mund und Rede die Veredelung des Handwerks, die Verſchönerung unſeres ganzen Lebens wirke. Alles, dacht ich, muß Kunſt und Wohlgeſchmack werden unter den

Medici, denen ich diene. Und ich denk es noch. Aber ein Stachel ist in meinem Herzen . . . Seht, neulich berichtete ich bei einem großen Zudrang der Leute über die künstlerischen Fortschritte, die in der Herstellung der Pfefferkuchen zu verzeichnen sind; denn man macht jetzt schöne Pfefferkuchen, wie Ihr wißt, in allerlei lustiger und lieblicher Gestalt und im neuesten Kunstgeschmack. Nun, und von diesem Traktat muß Bruder Girolamo erfahren haben, denn in einer seiner letzten Predigten, als ich im Dom zugegen war, lenkte er seine Rede darauf, indem er vor allem Volke mich anblickte. Derjenige, sagte er, begreife die hohen Dinge nicht, der danach trachte, sie zu gemeinen Dingen zu machen, und kindischer Frevel sei es, über die Verschönerung der Honigkuchen zu disputieren, indes Tausende nicht einmal häßliches Brot hätten, um ihren Hunger zu stillen. Das Volk schluchzte, und ich verbarg mein Gesicht. Denn seine Worte sind wie schwirrende Pfeile, ihr Herren, sie treffen, sie treffen! . . . Seitdem gehe ich umher und gräme mich und zweifle; denn ich weiß nicht, ob mein Wirken und Trachten das richtige war in all der Zeit!

Poliziano: Schäme dich, schäme dich, Andreuccio! Du hast kein Künstlerherz! Du würdest sonst dein Ohr nicht diesem Elenden leihen, der täglich die Kunst mit seinem Pöbelhaß begeifert.

Andreuccio: Haßt er die Kunst? Ich weiß es nicht. Er spricht mit großer Liebe von den Werken Beato Angelicos. Glaubt mir, er denkt inbrünstige Gedanken! Mühsam: Wie, wenn er nun die Kunst für so hoch achtete, daß es ihm Lästerung dünkt, sie auf Pfefferkuchen anzuwenden . . .?

Ercole: Das verſtehe, wer mag und kann! Was ich verſtehe, iſt, daß dieſer häßliche Bettler alle Luſt und Fröhlichkeit in Florenz unterdrücken will. Das Feſt von San Giovanni ſoll aufgehoben werden, der Karneval . . .

Grifone: Was? Was? Der Karneval?

Ercole: Er will ihn aufheben, ja. Du magſt zuſehen, Grifone, wie du hernach dein Leben friſteſt. Du wirſt anfangen müſſen, Bilder zu malen.

Giovanni: Kommt, erzählt mehr von ihm! Ich will hören, was er ſonſt noch äußert. Er iſt ein Mann von großer Eigenart.

Guidantonio: Nun, ich kann Eure Hochwürden verſichern, daß der Bruder ſtarke Stücke ſagt. Er behandelt den Papſt ärger, als einen Türken, und die italieniſchen Fürſten ſchlimmer als Ketzer. Eurer Familie und ihrer Herrſchaft ſichert er den baldigen Untergang zu; er tut es auf verſtohlene und unheimliche Weiſe. Er ſpricht von gewiſſen großen Flügeln, welche er brechen werde. Er ſpricht von der Stadt Babylon, der Stadt der Toren, welche der Herr zerſtören will; aber alle wiſſen, daß er Eures Vaters Haus und ſeine Macht damit meint. Er beſchreibt genau die Bauart dieſer Stadt; ſie ſei, ſagt er, aus den zwölf Torheiten der Gottloſen errichtet . . .

Grifone: Halt! Was? Zwölf Torheiten? Das wäre etwas für meinen Feſtzug! Hört doch! Die zwölf Torheiten der Gottloſen . . . Er zieht, freudig angeregt, einen anderen Künſtler beiſeite, um über den Gegenſtand zu beraten.

Ghino: Ich, hochwürdiger Herr, habe von Herrn Antonio Miscomini, dem Drucker, den Auftrag erhalten, die neuen Auflagen von des Bruders Schriften mit Holzſchnitten zu ſchmücken.

Poliziano: Was sagst du! Und du hast diesen Auftrag angenommen?

Ghino: Freilich tat ich das.

Pico: Und er tat recht, finde ich, Meister Angelo. Die Abhandlungen über das Gebet, die Demut und die Liebe zu Jesu Christo sind vorzügliche litererarische Arbeiten. Durch Ghinos Bildschmuck werden sie noch an Wert gewinnen.

Ghino: Das letztere war Bruder Girolamos Meinung nicht, gnädiger Herr. Denkt Euch, er hat gegen die künstlerische Ausschmückung seiner Bücher Verwahrung eingelegt! Er wollte keine Bilder! Ist Euch je dergleichen vorgekommen? Aber Herr Miscomini war klug genug, darauf zu bestehen, daß den Schriften eine elegante Ausstattung zuteil würde. Ich bitte Euch: wer liest wohl heute noch ein Buch, das jeder Augenlust bar ist und nur den nackten Text enthält! Ich habe schon einige schöne Sachen dafür fertig. Ich schneide auch des Bruders Insiegel in Holz . . .

Giovanni: Welches ist sein Insiegel?

Ghino: Eine Madonna, Euer Hochwürden, eine Jungfrau mit den Buchstaben F H zu beiden Seiten.

Leone: Nun weiß ich, warum Lorenzo den Bruder Girolamo nicht leiden mag.

Mehrere in Erwartung: Warum nicht?

Leone: Weil er das Zeichen der Jungfrau nicht liebt. Jedenfalls hat er sich stets nach Kräften bemüht, in Florenz so wenig Jungfrauen wie möglich übrig zu lassen. Heiterkeitsausbruch.

Giovanni schlägt sich vor Vergnügen aufs Knie. Dann, ganz gerührt: Komm her, Leone! Das war sehr gut. Dem widersteht kein Medici. Warte, nimm diesen Dukaten, du

langnäſiger Satyr. Du darfſt mich modellieren, wenn es dir Spaß macht. Geh; ich liebe dich.

Aldobrandino: Das iſt alles gut und ſchön, aber nach dem, was geſchehen iſt, Ghino, mußt du den Auftrag zurückweiſen.

Ghino: Zurückweiſen? Einen Auftrag?

Aldobrandino: Das ſteht außer Zweifel. Ich bin beleidigt. In mir iſt die geſamte Künſtlerſchaft beleidigt, und zwar durch des Bruders Anſtiften. Der Teufel mag ihm ſeine Bücher ſchmücken, aber niemand von uns. Du mußt dich weigern.

Ghino: Ich denke nicht daran! Biſt du toll? Was fällt dir ein! Ich werde einen ſo fetten Auftrag fahren laſſen! Herr Miscomini knauſert nicht mit dem Honorar; er weiß wohl, daß er mit des Bruders Schriften einen hübſchen Batzen verdient. Sie gehen in alle Welt. Jedermann wird meine Schnitte ſehen. Ich habe eine Menge Ruhm davon und bekomme neue Beſtellungen. Ich brauche ſie, ich muß leben. Ich habe geſellige Verpflichtungen. Und meine kleine Ermillina will Geſchenke ſehen, ſonſt hintergeht ſie mich mit einem Krämer. Bald muß ich ihr eine ſeidene Mütze, bald eine Tüte voll Schminke und Bleiweiß mitbringen, wenn ich will, daß ſie mich zu ſich einläßt. Ich brauche Geld; ich nehme es, wo ich's bekomme.

Aldobrandino: Verräter! Du haſt keine Ehre im Leib! Pfui über dich! Ich verachte dich aus Herzensgrund!

Ghino: Lächerlich. Ich bin ein Künſtler. Ich bin ein freier Künſtler. Ich habe keine Geſinnungen. Ich ſchmücke mit meiner Kunſt, was man mir zu ſchmücken gibt und will den Boccaccio ſo gut illuſtrieren wie den heiligen

Thomas Aquinus. Bücher sind da, sie wirken auf mich, und ich stelle diese Wirkung dar, so gut ich kann. Darüber, was ist, sich Gedanken zu machen und zu urteilen, überlasse ich dem Bruder Girolamo.

Andreuccio grübelnd: Aber schwer, schwer muß es sein, ein schweres und hohes Dasein, das du ihm überläßt. Allem, was gegeben ist und besteht, den Sitten, dem Leben richtend entgegentreten zu müssen . . . Mut, dünkt mich, gehört dazu — und Freiheit . . .

Poliziano: Freiheit, Andreuccio? Dein Geist verirrt sich. Frei nannte sich Ghino, und er tat es mit Recht, denn frei ist der Schaffende . . . Wessen Geburtsstunde Saturn beherrschte, würde mit der Welt in Hader liegen, wie auch immer er sie vorgefunden hätte. Aber besser, wahrlich, auch nur einen Stuhl machen können, irgendein schönes Ding, als nur dazu geboren sein, die Dinge zu richten.

Pico: Nun, ich weiß nicht! Als Sammler und Liebhaber schätze ich die Erscheinungen nach ihrer Seltenheit. In Florenz gibt es eine Legion von wackeren Leuten, die schöne Stühle machen können; aber es gibt nur einen Bruder Girolamo . . .

Poliziano: Ihr seid ein witziger Kopf, gnädiger Herr.

Pico: Ich rede im Ernst! — Wer kommt?

5

Pierleoni: Kommt eilig winkend vom Palaste her durch den Garten. Sein langer Rock hindert ihn am Ausschreiten. Er ist ein Graubart von exzentrischem Wesen, gekleidet mit einer kleinen Neigung zur Charlatanerie und zum Zauberhaften. Er trägt auf dem Kopfe eine spitze Mütze und in der Hand einen kurzen elfenbeinernen Stab. Herr Angelo! Meister Polizian! Er verlangt nach Euch!

Poliziano: Lorenzo! Ich komme!

Pierleoni: Ihr sollt ihm rezitieren. Ihm ist eine Stelle aus Eurem Rusticus eingefallen, und er will sie von Euch hören.

Pico: Er wacht also, Meister Pierleoni? Er ist bei sich?

Pierleoni: Er war es in der jüngsten Minute. Aber Gott weiß, ob er nicht in diesem Augenblick den Wunsch und sich selbst schon wieder vergessen hat.

Poliziano: Und der Trank? Der Heiltrank aus destillierten Edelsteinen? Er hat geholfen?

Pierleoni: Der Trank? Sehr! . . . Ich will nicht gerade sagen, daß er dem Lorenzo geholfen hat. Es ist eher das Gegenteil der Fall. Aber dem, der ihn herstellte, Herrn Lazzaro aus Pavia hat er ungemein geholfen, da er ihm ein Honorar von fünfhundert Skudi eingebracht hat.

Giovanni amüsiert sich.

Pierleoni: Ihr lacht, Herr Giovanni; so entspricht es Eurem heiteren Gemüt. Aber mich packt der rote Zorn, wenn ich denke, daß dieser Ignorant und Betrüger von einem Pavesen ungestraft entkommen ist. Warum hat man ihn zugezogen? Man hat mich nicht gefragt. Man ist über mich hinweggegangen. Er hat sich zwei Hände voll Perlen und Juwelen aus dem Hausschatz verabfolgen lassen, darunter Diamanten von mehr als fünfunddreißig Karat, hat sicher die eine Hälfte in seine eigene Tasche gesteckt, hat die andere zermalmt und zerkocht und unserem Herrn den Sud zu schlucken gegeben, ohne auch nur des Standes der Gestirne zu achten, denn er ist ohne jede Kenntnis der astralischen Einflüsse, während ich kein Pulverchen verordne und keinen Blutegel setze, ohne die Gunst der Sternenstunde sorgfältig zu berechnen . . .

Pico: Ihr seid ein großer und gelehrter Arzt, Meister Pierleonie. Wir wissen den herrlichen Mann in Euren Händen am besten aufgehoben. Aber nun sagt uns — belehrt uns — reißet uns aus unserer Unwissenheit! Welche Krankheit ist es, die Lorenzo daniederhält? Nennt uns den Namen! Ein Name kann so tröstlich sein . . .

Pierleoni: Die Mutter Gottes tröste uns alle! Ich kann Euch keinen Namen nennen, gnädiger Herr! Diese Krankheit ist namenlos, wie unsere Angst. Wollte man ihr einen Namen beilegen, so lautete er kurz und schauerlich.

Pico: Ihr hüllt Euch in Schweigen, verschanzt Euch hinter Rätselworte, tut es seit der Stunde, da mein Freund aufs Lager sank. Ich dringe in Euch: Liegt hier ein Geheimnis vor?

Pierleoni ganz gebrochen: Das tiefste!

Pico: Ich will Euch den Verdacht bekennen, den ich nicht erst seit heute hege und der jeden bewältigen muß, der die Dinge aus der Nähe sah. Lorenzo hat Feinde wie nur je ein Starker . . .

Pierleoni: Er war nie stark. Er lebte trotz seiner.

Pico: Er lebte wie ein Gott! Sein Leben war ein Triumph, ein olympisches Fest! Sein Leben war gleich einer mächtigen Flamme, die kühn und königlich gegen den Himmel lodert. Und eines Tages bricht diese Flamme zusammen, prasselt, qualmt, schwelt, droht zu verglühen . . . Unter uns: Man sah dergleichen schon. Unserem Zeitalter sind solche Überraschungen nicht fremd. Man hat von Briefen, von Büchern vernommen, an denen der vertrauensvolle Empfänger sich unversehens ins Schattenreich hinüberlas, von Sänften, in denen man Platz nahm als ein froher Mann und denen

man ſiech und ausſätzig entſtieg, von Speiſen, in die eine freigebige Freundeshand Diamantſtaub gemiſcht hatte, ſo daß man ſich für alle Ewigkeit eine Indigeſtion daran aß . . .

Giovanni: Sehr wahr! Sehr wahr! Mein Vater war immer zu leicht geſinnt in dieſer Hinſicht. Man ſollte an keinem Feſtmahl in befreundetem Hauſe teilnehmen, ohne für alle Fälle wenigſtens ſeinen eigenen Kellermeiſter und Wein mitzubringen, — zumal kein Gaſtfreund ſich darüber kränkt. Es iſt ein wohlbegründeter Brauch . . .

Pico: Kurz, Pierleoni, mein Freund, ſeid offen! Sprecht wie ein Mann zu Männern! Fürchte ich recht? Iſt Gift im Spiele?

Pierleoni zurückweichend: Gift . . . Wie man es nimmt! . . . Wie man es nimmt . . . gnädiger Herr! . . . Wollt Ihr mir folgen, Meiſter Angelo? Er verbeugt ſich, zieht ſich zurück. Poliziano ſchließt ſich ihm an. Sie gehen raſch durch den Garten fort.

6

Pico: Seltſamer Alter!

Giovanni: Ach, es ſteht ſchlimm, Pilo. Ich habe Furcht und bin traurig. Wenn er nur nicht ſo gräßlich die Augen rollen wollte, mein Vater . . .

Aldobrandino: Grämt Euch nicht, Euer Eminenz, lieber Herr Giovanni! Iſt die Krankheit wunderbar, ſo wird es auch die Geneſung ſein. Fabelhafte Heilungen geſchehen. Hört zu, was mir begegnet iſt! Es wird Euch zerſtreuen. Ich bin oft krank, wie das bei zarten und empfindſamen Perſonen der Fall zu ſein pflegt, einmal aber, vor zwei oder ſieben Jahren, war ich es auf den Tod. Es war ein Naſen-

übel, ein fressendes Leiden im Innern dieses edlen Organs. Kein Arzt wußte mir zu helfen. Alle inneren und äußeren Mittel waren erschöpft. Sogar Wolfsexkremente mit gestoßenem Zimt in Schneckensaft aufgelöst hatte ich schon verwandt und war von Aderlassen schrecklich erschöpft. Unterdessen aber schlossen sich die Wege der Lebensluft, und ich glaubte, elend ersticken zu müssen. Da, in der höchsten Not, trugen mich Freunde zu einem Meister der geheimen Wissenschaften, Eratosthenes von Syrakus, einem äußerst geschickten Nekromanten, Alchimisten und Heilkünstler. Er untersuchte mich, sprach kein Wort, tat fünferlei Pulver in eine Räucherpfanne und zündete es an. Dann murmelte er ein Sprüchlein darüber und ließ mich im Laboratorium allein. Seht, da entwickelte sich ein so furchtbarer und ätzender Rauch, daß mir der Atem vollends ausging und ich glaubte, auf der Stelle des Todes zu sein. Mit letzter Kraft raffte ich mich auf, um die Tür zu gewinnen und zu fliehen. Aber als ich aufrecht stand, siehe, da packte mich ein so unmäßiges Niesen wie ich es in meinem Leben noch nie gekannt, und indem es meinen Leib von oben bis unten durchrüttelte, entschlüpfte meiner Nase ein Tier, ein Wurm, ein Polyp, so lang wie mein längster Finger und von der widerlichsten Gestalt: haarig, getigert, schlüpfrig und mit Saugern und Fangarmen versehen. Meine Nase aber war frei, und als ich die reine Luft gewann, erkannte ich, daß ich völlig genesen war.

Pico der nach rechts in den Garten hineingeblickt hat: Höre, Vannino, ich verlasse dich, ich mache mich fort. Dort sehe ich deinen Bruder Piero kommen. Du weißt, daß ich seine Sitten nicht liebe. Laß mich ihm ausweichen. Ich will sehen,

ob man mich zu deinem Vater läßt. Leb' wohl, wir sehn uns noch. Habt guten Tag, ihr Herren! Er geht.

Giovanni: Nun, und der Wurm, der Polyp, Aldobrandino? Hast du ihn nicht gefangen?

Aldobrandino: Nein, er entwischte. Er stürzte sich in eine Spalte des Fußbodens und entkam.

Giovanni: Schade! Du hättest ihn zähmen, hättest ihn vielleicht zu einigen Kunststücken abrichten können . . .

7

Piero de' Medici kommt mit raschen und stolzen Schritten von rechts auf dem Seitenwege. Er ist ein großer, starker und geschmeidiger Jüngling von einundzwanzig Jahren mit einem glatten, ebenmäßigen und hochmütigen Gesicht und braunen Locken, die ihm dicht und weich in den Nacken fallen. Mit Dolch und Schwert bewaffnet, trägt er ein Sammetbarett mit Agraffe und Feder und ein knappes, vorn mit zahlreichen kleinen Knöpfen geschlossenes Wams aus blauer Seide. Seine Haltung ist anmaßend, seine Sprache laut und herrisch, sein Wesen ungebändigt und jähzornig: Giovanni! Ich begreife nicht, wo du steckst! Ich suche dich!

Giovanni: Nun sieh, da hast du mich gefunden, Piero. Was bringst du Erfreuliches?

Piero: Du hast Gesellschaft . . . Ah, — Künstler! Seid ihr schon lange hier?

Grifone: Ein Stündchen, Euer Exzellenz, annähernd vielleicht ein Stündchen.

Piero: Nun, mir scheint, daß man eurer im Augenblick hier nicht weiter bedarf. Solltet ihr euch verabschieden wollen, so wird man euch nicht halten. — Mit dem Fuße stampfend. Ihr seid eingeladen, euch zum Satan zu packen!

Ercole: Hochwürdigſter Herr Giovanni, wir bitten Euch um Urlaub.

Giovanni: So geht mit Gott, liebe Freunde und haltet euch in der Nähe. Ich bin ſicher, daß es meinen Vater nach euch verlangen wird. Leb wohl, Aldobrandino . . . Griſone . . . und du Francesco . . . Laßt es euch nicht verdrießen . . . So . . . Er geleitet die elf Künſtler fort. Zurückkehrend: Du tuſt ſehr Unrecht, Piero, dieſe ausgezeichneten Männer ſo zu behandeln.

Piero: Ich wüßte nicht, wie man Buffonen und Künſtlergeſinde anders behandeln ſollte.

Giovanni: Ja, ſiehſt du, das iſt nicht richtig. In jedem Künſtler, mag ſein, ſteckt etwas vom Narren und vom Geſindel, aber doch auch noch mehr, denn jeder iſt noch ſo etwas wie ein Herrſcher, der dem Geſchmack der Menge neue Wege weiſt und ſozuſagen neue vergnügliche Werte prägt . . .

Piero: Wahrhaftig! Majeſtätiſche Herrſcher! Dieſer Aldobrandino . . .

Giovanni: Ja, ja, dieſer Aldobrandino! Ich bekenne dir offen, daß ſeinesgleichen mir der liebſte Verkehr iſt. Humaniſten ſind weitſchweifig und gottlos und die Dichter meiſt ärmlich und dünkelhaft; aber die Künſtler, das iſt mein Fall. Sie ſind gebildet ohne langweilig zu ſein, kleiden ſich hübſch und beſitzen Humor, Urſprünglichkeit und ſicheren Anſtand. Und welche Beweglichkeit des Geiſtes, welch lockere Phantaſie! Meſſer Pulci hat meiner Treu nicht mehr davon. Eh' du einen Roſenkranz beten kannſt, hat dieſer Aldobrandino dir drei Rieſen erſchlagen, Blut regnen laſſen und beim Rieſen ein Ungeheuer ausgeworfen, ohne einen Augenblick an dem zu zweifeln, was er da flunkert . . .

Piero: Ich gönne dir dein Vergnügen. Aber ich habe allein mit dir zu reden und darum war ich so kühn, deine Freunde zum Teufel zu schicken.

Giovanni: Du willst mit mir reden? Ich habe kein Geld, Piero!

Piero: Lüge nicht! Du hast immer Geld.

Giovanni: Bei Christi Blut, ich habe große Ausgaben gehabt . . . Für Musikinstrumente und für einen Mohrenzwerg, das spaßhafteste Geschöpf des Erdkreises. Willst du ihn sehen? Komm, ich zeige ihn dir! Wozu hier stehen und von Geld reden . . .

Piero: Ich brauche welches. Du mußt mir für den Augenblick einiges vorstrecken.

Giovanni: Das kann ich nicht, Piero. Gewiß nicht. Das wenige, was ich habe, muß ich zusammenhalten.

Piero: Euer Hochwürden sparen wohl für die Sedisvakanz? Aber Ihr seid noch nicht an der Reihe, erlauchtester Kirchenfürst. Ihr könnt mit Roderigo Borgia nicht Schritt halten. Man sagt, daß er den Kardinälen, die er noch nicht vergiftet hat, mit Gold beladene Maulesel zutreiben läßt, um so den heiligen Geist zu seinen Gunsten zu stimmen. Eure Eminenz wird sich gedulden müssen.

Giovanni: Was du nicht redest, Piero! Natürlich werde ich mich gedulden müssen. Ich bin ja kaum siebenzehn. Übrigens ist das Anwachsen der Simonie ein sehr unterhaltendes Thema, über das ich gern ein bißchen mit dir plaudern möchte . . .

Piero: Ich brauche also hundert Dukaten, und zwar zum Ankauf eines Pferdes, das ich bei unserm nächsten Turnier am zweiten Ostertage zu reiten wünsche . . .

Giovanni: Hundert Dukaten! Du bist nicht klug! Ein Pferd! Du hast ja so viel Pferde! Und dann mit deinen dummen Turnieren! Wie du so versessen darauf sein magst! Man rennt aufeinander los und tut sich weh, und es ist gar kein Witz dabei. Hast du je gelesen, daß Scipio oder Cäsar turniert hätten? So ein gefährlicher Unsinn! Petrarca . . .

Piero: Ich speie auf deinen Petrarca! Ich nehme von einem weinerlichen Sonettenschmied keine Vorschriften an über eine ritterliche und elegante Lebensführung. Die Zeiten sollen vorbei sein, da die Fürsten von Italien und Europa auf uns als auf Krämer und Geldwechsler blickten; sie sind vorbei, seit wir einen Harnisch zu tragen und eine Lanze zu führen wissen. Unser Kreis soll vor keinem Hofe zurückstehen, und was ist ein Hof ohne Turniere? Mit einem Worte, willst du mir die hundert Dukaten vorschießen oder nicht?

Giovanni: Nein, Piero, daraus wird nichts. Dir Geld geben, werde nicht böse, das heißt ins Faß der Danaiden schöpfen. Du vergeudest alles mit deinen Zechgenossen und fetten Kühen . . .

Piero: Was — fette Kühe!

Giovanni: Nun ja, so sagt man jetzt in Florenz. Du scheinst nicht auf der Höhe zu sein, was die neuesten Redensarten betrifft. — Und außerdem bist du so in den Händen der Wucherer, daß du keinen Fiorino ausgibst, der dich nicht acht Lire kostet. Wie soll das enden, möchte ich wissen. Die Zeiten sind ohnedies schlecht genug. Die Spatzen pfeifen es von den Dächern, daß es seit Großvaters Tod mit unseren Geschäften reißend bergab gegangen ist. Man erzählt, daß

unsere Banken in Lyon und Brügge erschüttert sind. Man flüstert insgeheim, daß die Depositenbank für die Aussteuer der Bürgertöchter ihre Zahlungen hat einschränken müssen, und zwar, weil der Vater einen großen Teil der Gelder für Feste und Kunstwerke verausgabt hat. Viele haben ihm das verübelt . . .

Piero: Verübelt! Wer wagt zu knurren? Die Parteien sind zerstreut, den Steifnackigen ist der Kerker oder das Exil zum Aufenthalt angewiesen. Wir sind die Herren. Heute ist es Lorenzo, und morgen, übermorgen bin ich's. Dann, glaube mir, soll es vollends ein Ende haben mit dem Krämertum. Krachen die Banken, so mögen sie einstürzen. Ich werde ihnen mit einem Fußtritt den Rest geben. Auf Landbesitz kommt es an. Wir müssen immer mehr Landbesitz haben. Wir sind Fürsten. Karl von Frankreich hat unseren Vater seinen günstigen Vetter genannt; mich soll er seinen Bruder nennen. Laß mich erst Herr sein! Laß mich nur erst Herr sein! Es soll kein Gesetz stehen bleiben, das dem Volke einen Schatten von Recht läßt und unseren Willen auch nur zum Scheine beschränkt. Es soll kein Adel mehr sein neben uns. Konfiskationen! Todesstrafen! . . . Lorenzo hat diese Mittel nicht entschlossen genug gehandhabt. Er hat auch kleinmütig darauf verzichtet, unserer Stellung den Namen zu geben, den sie verdient. Ich will nicht der Erste der Bürgerschaft sein von Florenz; Großherzog, König soll man mich heißen über Toskana!

Giovanni: Ach, Euer Erlaucht, Euere Majestät. Ihr seid ein Prahlhans. Ist das deine ganze Politik, was du da auskramst? Bist du so sicher, daß Madonna Fiorenza dich zum Herrn und Geliebten nehmen wird, wenn der

Vater, was Gott verzögern möge, einmal dahin ist? Du verstehst dich gar trefflich auf Leibesübungen und Buhlschaften, aber um deine Kenntnis der öffentlichen Angelegenheiten steht es schlimm. Weißt du, daß Bruder Girolamo gegen dich predigt? Daß das Volk dich nicht leiden kann? Daß man Spottsonette gegen dich am Palaste angeschlagen hat? . . .

Piero: Höre, mein Junge, ich rate dir, ärgere mich nicht! Gib mir die hundert Dukaten, die ich brauche, und behalte deine politischen Unterweisungen für dich!

Giovanni: Nein, Piero; ich gewähre dir gern meinen Segen, nimm ihn, lieber Bruder, hier ist er. Aber Geld leihe ich dir nicht mehr. Finis, Namenszug und Siegel.

Piero: Maultier! Sodomit! Geweihtes Meerschwein! Was hindert mich eigentlich, daß ich dich ohrfeige, du Affe in Purpur . . .

Giovanni: Gar nichts wird dich hindern, denn du bist unanständig und gemein. Und darum gehe ich nun und entziehe mich deiner Roheit. Du findest mich beim Vater, wenn du mich suchen solltest, um Abbitte zu tun. Leb wohl. Er geht auf dem Mittelwege davon.

Piero: Geh'! Geh' doch, du Weichling! Du Rothut in nassen Windeln! Ich brauche dich nicht! Bald bin ich Herr; und dann soll die Welt knirschend und jubelnd einen Fürsten sehen! Wagen . . . Wagen . . . Rollende Türme . . . Ein schimmerndes, purpurnes, schwankendes Gewühl im Staube, zwischen Teppichen, unter Schattentüchern, durch die Menge des festtollen Pöbels . . . Speereschwingende Jünglinge auf steigenden, wiehernden Rossen . . . fliegende Genien, die Rosen streuen . . . Scipio, Hannibal, die Schar

der Olympier herabgestiegen zur Huldigung, daherrollend im Triumphe Pieros des Göttlichen . . . Und auf vergoldetem Wagen, hoch wie ein Haus — ich, ich! Die drehende Weltkugel zu Füßen, Cäsars Lorbeer um die Stirn, und in meinen Armen sie . . . mein Weib, meine Magd, meine selig errötende Sklavin . . . Fiorenza . . . Ah! . . . Ah! . . . Ihr seid da, Madonna —?

8

Fiore ist von rechts auf dem Seitenwege erschienen und steht nun inmitten des Mittelweges, die Hände auf dem hervortretenden Leibe zusammengelegt, zurückgelehnten Hauptes und mit niedergeschlagenen Augen, ruhevoll symmetrisch, in schweigsamer und rätselvoller Schönheit.

Piero auf sie zu: Seid Ihr es, Madonna?

Fiore: Ihr seht mich leibhaftig, edler Herr.

Piero: Ich war mir Euere Nähe nicht vermutend. Mehrere Gedanken beschäftigten mich.

Fiore: Gedanken?

Piero: Doch will ich Euch sagen, daß es mich freut, daß es mich unaussprechlich ergötzt, Euch zu begegnen.

Fiore: Ich bitte Euch, schont meiner. Ich bin ein Weib, und solche Rede im Munde Pieros des Allerschönsten muß jedes Weib verwirren . . .

Piero: Holdselige Fiore! Reizende Anadyomene!

Fiore: Kühner Schmeichler! Der Großtürke hatte uns von seinen Konfitüren geschickt, und als ich zum Nachtisch davon aß, glaubte ich, daß es nichts Süßeres auf Erden gäbe. Ich glaub' es nicht mehr, da ich Euere Worte höre.

Piero: Liebliche Törin! Kommt, wir wollen plaudern, Ihr und ich . . . Was will ich sagen . . . Der Tag verkühlt

sich ... Ihr tatet einen Gang durch den Garten, schöne Fiore?

Fiore: Euer Scharfsinn trifft das Rechte. Ich wandelte zwischen den Hecken. Und blickte zuweilen ins Land hinein, ob von der Stadt nicht Gäste kämen, ein Gast vielleicht, der ein wenig Abwechslung in das Einerlei der Villa brächte ...

Piero: Fürwahr ... Fürwahr ... ich begreife es ganz und gar, daß Euch nach Abwechslung verlangt, schöne Herrin! Nichts ermüdender, als dieser Landaufenthalt, seit Lorenzo auf den üblen Gedanken verfiel, sich krank zu Bette zu legen ... Unter uns gesprochen: mich wundert, daß Euch nicht schon früher der Wunsch nach Abwechslung gekommen ist.

Fiore: Wie meint Ihr, Herr Piero?

Piero: Ich meine ... Ich meine, süße Fiore, daß Ihr nicht weit zu suchen brauchtet, um aufrechte Leute zu finden, die gewillt sind, die süßen Verpflichtungen zu übernehmen, denen mein Vater, wie es scheint, seit kurzem nicht mehr gewachsen ist. Euere Schönheit blüht ungenossen, Euer Mund, Euer Schoß ist verwaist ... Seid sicher, daß nicht Euch allein dies verdrießt. Schlagt Euere schönen Augen auf, um einen Mann zu sehen, den es über die Maße verlangt, Euch in allen Stücken dienlich zu sein.

Fiore: Vergebt, dieser Anblick ist nicht neu genug, um meine Augen vom Boden zu locken. Jeden verlangt nach mir. Sagt Ihr's von Euch in der Hoffnung, mich zu gewinnen?

Piero: Der Hoffnung? Bin ich ein Knabe? Bin ich ein Sonntagsturnierer in den Schranken der Liebe? Ich will und werde dich besitzen, göttliches Weib ...

Fiore hebt langsam den Blick und richtet ihn mit dem Ausdruck unaussprechlich matter Geringschätzung auf sein Gesicht: Wüßtet Ihr, wie sehr Ihr mich langweilt!

Piero: Was sagt Ihr? Ihr sollt in meinen Armen der Langenweile vergessen.

Fiore mit hohnvoller Abwehr: Dir will ich nicht gehören, Piero de' Medici!

Piero: Mir nicht? Warum nicht mir? Ich bin stark, Ihr werdet Euch nicht zu beklagen haben. Ich zwinge den tollsten Hengst mit den Schenkeln, ich brauche nicht Sattel noch Zaumzeug dazu. Ich habe die besten Spieler Italiens zum Ballspiel, zum Fuß- und Faustkampf herausgefordert, — und Ihr saht, daß ich sie besiegte. Wenn du bei mir liegen wirst, süße Fiore, will ich dir von meinen Siegen in den Gymnasien des Eros erzählen.

Fiore: Ich will dir nicht gehören, Piero de' Medici!

Piero: Hölle und Hades, das will sagen, daß Ihr mich verachtet?!

Fiore: Das will sagen, daß Ihr mich unaussprechlich langweilt.

Piero: Höret, Madonna, ich spreche zu Euch wie zu einer Dame, auf deren Liebreiz und Bildung man galante Rücksicht nimmt, aber ich bin nicht gesonnen, um Euere Liebe zu winseln, als seiet Ihr eine ehrsame und züchtige Bürgersfrau. Wollt Ihr spröde tun, so wird das meine Lust versüßen; aber ich bitte Euch, verlangt nicht, daß ich Euere Grausamkeit sonderlich ernst nehme. Wer seid Ihr, daß Ihr Euch den Anschein gebt, als wolltet Ihr meine Wünsche zurückweisen? Ihr seid aus florentinischem Adelsblut, aber Euer Vater zeugte Euch ohne Priestersegen und

ſtarb im Exil zum Lohn für ſein Einverſtändnis mit Luca Pitti. Ihr lebt, indem Ihr Wonne ſpendet, im Dienſte der Aphrodite, und Lorenzo erſah ſich Euch zu ſeiner Luſt, als man ihm in Ferrara Feſte gab. Ihr werdet nicht zweifeln, daß Piero Euere Liebkoſungen ſo fürſtlich zu belohnen wiſſen wird, wie ſein Vater . . .

Fiore: Ich will dir nicht gehören, Piero de' Medici.

Piero raſend: Wem dann? Wem dann? Du haſt ſchon einen andern Liebhaber, ſchamloſe Buhlerin?!

Fiore: Ich will nur einem Helden gehören, Piero de' Medici.

Piero: Einem Helden? Ich bin ein Held! Italien weiß es!

Fiore: Du biſt kein Held; du biſt nur ſtark. Und du langweilſt mich.

Piero: Nur ſtark? Nur ſtark? Iſt denn, wer ſtark iſt, kein Held?!

Fiore: Nein. Sondern wer ſchwach iſt, aber ſo glühenden Geiſtes, daß er ſich dennoch den Kranz gewinnt, — der iſt ein Held.

Piero: Du gabſt dich meinem Vater — iſt er ein Held?

Fiore: Er iſt einer. Aber es iſt ein Anderer aufgeſtanden, ihm den Kranz zu entreißen.

Piero: Dich? Dich? Ich will dich haben! Wer iſt er, wo iſt er, der Schwächling mit glühendem Geiſte, damit ich ihn verſpotte und mit zwei Fingern erwürge . . .

Fiore: Er kommt. Ich habe gemacht, daß er kommt. Sie ſollen ſich gegenüberſtehen. Dann wird ſich zeigen, wem von beiden ich zufalle. Du aber tritt zurück, wenn Helden ſtreiten!

Piero wütend und jammernd: Ich will dich haben, ich will dich haben, Süße, Freche du, Blume der Welt! . . .

Fiore: Du wirst mich nicht haben. Du langweilst mich. Gib Raum, daß ich gehe und deines Vaters Nebenbuhler erwarte.

Dritter Akt

Ein an das Schlafzimmer des Magnifico stoßendes Gemach. Im Hintergrunde links, zwischen schweren, halb offenen Vorhängen, Durchblick auf das Ruhelager; den übrigen Teil des Hintergrundes nehmen Stufen ein, die zu einer Galerie emporführen. Links in der Mitte ein monumentaler Kamin in Marmor, mit Relief, Säulen und dem Kugelwappen. Davor Stühle. Links im Vordergrunde eine Etagere mit antiken Vasen. Rechts vorn eine durch einen goldgestickten Teppich verhängte Tür. Rechts hinten das verhüllte Fenster. Zwischen Tür und Fenster, ein wenig ins Zimmer hineingerückt, auf einem Postament die Büste Julius Cäsars. Kleinere Büsten, unten gerade abgeschnitten, über dem Kamin und auf dem Borde oberhalb der Tür. In die Wände des Gemachs sind schlanke Säulen eingelassen. Das Licht der Spätnachmittagssonne dringt gedämpft durch den Vorhang des Fensters.

I

In einem hochlehnigen Armstuhl vorm Kamin sitzt Lorenzo de' Medici, schlafend, mit auf die Brust gesunkenem Haupt, ein Kissen im Rücken, eine Decke über den Knien. Er ist häßlich: von olivengelber Gesichtsfarbe und finsterem Ausdruck, der durch die Falte zwischen seinen Brauen hervorgerufen wird. Sein breites, flaches Antlitz zeigt eine eingedrückte Nase und einen großen vorspringenden Mund mit weichen Winkeln. Seine Wangen sind, von der Nase bis zum abgemagerten Kinn, von zwei tiefen und schlaffen Furchen durchzogen, die dadurch noch sichtbarer werden, daß er, unfähig, durch die Nase zu atmen, die Lippen stets geöffnet hält. Aber seine Augen, als er erwacht, sind trotz seiner Schwäche feurig und klar und scheinen mit ihrem Blick Menschen und Gegenstände fest und inbrünstig zu umfassen; seine hohe und ereignisvolle Stirn triumphiert über die Unschönheit seiner Züge; und seine Bewegungen sind auch im Affekt von vollendeter Vornehmheit. Zuweilen kann auf

seinem verwüsteten Gesicht, von innen heraus, ein Ausdruck hinreißend harmloser Lustigkeit hervorbrechen, der es gänzlich zu entsündigen und kindlich zu verklären scheint. Er trägt ein faltiges und pelzverbrämtes, schlafrockartiges Gewand, das um seinen gedrungenen Hals hoch geschlossen ist. Sein braunes, von weißen Fäden durchzogenes, in der Mitte gescheiteltes Haar fällt ihm leicht gewellt in die Wangen und das Genick. Er spricht kunstvoll artikuliert, doch mit nasaler Stimme. — Seinen unruhigen Schlaf beobachtend, befinden sich im Zimmer: Pico von Mirandola, Poliziano, Pierleoni, Marsilio Ficino und Messer Luigi Pulci. Der alte Ficino, mit ausgemergeltem Gelehrtengesicht, dürrem Halse und weißen Locken, die spärlich unter seiner kegelförmigen Mütze zum Vorschein kommen, sitzt, in den üblichen faltigen und hochgeschlossenen Rock gekleidet, etwa inmitten des Raumes, von den anderen umgeben. Pulci, ein humoristischer Typus mit entzündeten Äuglein, rötlichen Säcken darunter, spitzer Nase, abstehenden Ohren und einem Leberflecken auf der Wange, hält den Zeigefinger am Munde, indem er mit den Übrigen in Lorenzos Antlitz blickt.

Pierleoni tritt behutsam zu dem Kranken und befühlt seinen Puls: Das Blut eilt und stockt. Ich erwäge, ob dies die Stunde nicht ist, Seine Magnifizenz noch einmal zur Ader zu lassen.

Pico: Ihr werdet ihn töten mit Euren Aderlassen! Es sind noch nicht zwölf Stunden, daß Ihr ihm ein Waschbecken Blutes genommen.

Pierleoni: Der Mensch braucht kein Zehntel des Blutes, das er mit sich schleppt.

Poliziano: Wo seine Seele weilen mag? Sie scheint weit von den unsrigen auf fremden Wegen zu wandeln. Ich würde gern Eure Ansicht über ihren Aufenthalt hören, geliebter Marsilius.

Ficino: Es ist wahrscheinlich, daß zu dieser Stunde im Zentrum seines Geistes die Berührung mit der göttlichen Einheit hergestellt ist.

Pulci indem er seine kreischende und drollig gebrochene Stimme dämpft: Seht, seht, was alles auf seinem Gesichte vor sich geht! Ich wette, daß er die absonderlichsten Dinge träumt. Wenn er keine Schmerzen fühlt, so beneide ich ihn. Das Fieber bringt die buntesten Einfälle hervor, weit besser, als der edelste Wein sie geben kann. Zuweilen träumt man in Versen, aber sie vergessen sich leicht . . .

Pierleoni: Dieser Schlaf ist nicht derjenige, in dem die Quellen der Naturkraft fließen. Hält die Ohnmacht an, so müssen Seiner Herrlichkeit die kleinen Finger und Zehen festgehalten werden, indes ich ihm die Pulse und das Herz mit dem Öle salbe, das ich hier in Bereitschaft habe.

Pico: Still! Er regt sich, er will erwachen!

Pulci: Gleich wird er etwas von seinem Abenteuer verraten . . .

Ficino: Kennst du uns, Laurentius, mein teurer Schüler?

Lorenzo: Wasser . . .

Man gibt ihm zu trinken.

Lorenzo: Der Wasserverkäufer hatte einen Totenschädel . . .

Poliziano: Welcher Wasserverkäufer, mein Lauro?

Lorenzo: Angelo . . . du? Gut, gut, ich zwinge mich! Sollte man dieses Unsinns nicht Herr werden? Ich begegnete einem Wasserverkäufer mit seinem beladenen Esel und gefüllten Krügen; doch wie ich den Holzbecher an meine verdorrten Lippen setzte, war Feuer darin, und auf den Schultern des Schurken saß ein grinsender Totenschädel.

Pulci: Nun, das ist eine mäßige Erfindung.

Lorenzo ihn erkennend: Guten Tag, Morgante. Bist du da, alter Schlingel? Und mein ambrosisch gelockter

Pico? Und gar mein großer Marſilius, Brautwerber und Liebesbote zwiſchen mir und der Weisheit —? Nicht wahr, ihr ſeid bei mir, Freunde. Der gräßliche alte Mann war nur in meinem Blute . . .

Pulci: Ein gräßlicher alter Mann?

Lorenzo: Unſinn! Abgeſchmackter Unſinn! Mir träumte ſo ſchwer von einem glatzköpfigen Alten, der mich in ſeinen morſchen Nachen ziehen wollte . . .

Poliziano erſchüttert: Charon . . .

Lorenzo: Ich ſchlief . . . Was iſt die Uhr?

Pico: Du ſchliefſt ein Stündchen. Die Uhr iſt achtzehn. Die Sonne ſenkt ſich ſchon raſcher.

Lorenzo: Schon raſcher? Von plötzlicher Unraſt getrieben. Hört, Freunde, ich möchte meinen Tragſeſſel haben. Die Luft iſt erſtickend dumpf hier . . . Bringt mich . . . bringt mich in die Loggia; bringt mich hinauf in den Wehrgang . . .

Pierleoni: Liebſter gnädiger Herr, das iſt nicht rätlich. Ihr bedürft der Ruhe.

Lorenzo: Ruhe . . . ich habe keine. Warum habe ich keine, Doktor? Warum iſt mir, als müßte ich angeſtrengt denken und viele Dinge ordnen, bevor es zu ſpät iſt? . . .

Pierleoni: Ihr habt ein wenig das Fieber, gnädiger Herr.

Lorenzo: Das beſtreite ich nicht. Aber ich ſtelle die Behauptung auf, daß das kein zulänglicher Grund iſt, von einer närriſchen Angſt gequält zu ſein. Seht, ich denke logiſch. Aber ich mache kein Hehl daraus, daß ich voller Sorge bin. Ich habe mich nie verſtellt . . . Pico . . . Nicht wahr, Pico, es gibt keine Pazzi mehr in Florenz? Auch

die Neroni Diotisalvi sind im Exil oder an sicheren Stätten verwahrt?

Pulci: Soweit du sie nicht geschickt hast, das Gras wachsen zu hören!

Lorenzo: Ja, komm her, Margutte! Mach Witze, du verdrehter Rhapsode! . . . Im Ernst, es ist viel Blut geflossen. — Es mußte fließen. — Ich bitte dich, Pico: ich bin zurzeit außer stande, ein Auge auf die Sammlungen in der Breiten Straße und den Villen zu haben. Du hast es für mich, nicht wahr? Ein paar schöne Kleinigkeiten, zwei Terrakotten und eine Medaille, sind neu erworben; sie sollen in Poggio a Cajano untergebracht werden, verstehst du, Lieber? Ferner hat mir der Sforza von Pesaro eine herrliche Antike, einen Ares mit bewaffneter Brust, zum Geschenk gemacht. Sie soll in meinem Stadtgarten aufgestellt werden und den jungen Bildhauern zum Vorbild dienen. Willst du Sorge tragen? Hab' Dank! Das ist alles, was mich beunruhigte. — Ist Angelo noch im Zimmer?

Poliziano: Hier bin ich, mein Lauro!

Lorenzo: Angelo, der Plinius, den mein Großvater aus einem Kloster zu Lübeck erworben hat, befindet sich im Stadthause, nicht wahr? — Ich möchte ihn sehen. Er ist in roten Sammet mit Silberbeschlägen gebunden. Man soll sogleich eine zuverlässige Person . . . Nein, bleibe noch! Mir scheint, daß dies weniger eilig ist, als anderes, was ich im Sinne habe. Warte . . . Mir ist von einem meiner Späher eine Schrift des Cato um fünfhundert Goldgulden angeboten worden. Ich bin in Zweifel über die Echtheit dieser Schrift. Man hat Beispiele, daß irgend ein Schelm ein Machwerk seines eigenen Kopfes unter antikem Namen

zu Kaufe stellt. Ich bitte dich, prüfe das Manuskript mit aller Sorgfalt und, wenn es echt ist, erwirb es mir ohne zu feilschen. Man soll nicht sagen, daß ich mir einen Cato habe entgehen lassen . . . Darf ich die Sorge auf dich bürden? — Du nimmst mir eine Last vom Herzen! Kommt, Freunde, nun ist mir leicht. Ich wüßte nicht, was mich bedrücken sollte. Wir wollen plaudern. Wir wollen disputieren. Wer war größer, Mirandola, Cäsar oder Scipio? Ich sage Cäsar, und ihr werdet sehen, wie ich meinen Satz vertrete! Aber unser großer Marsilius Ficinus wünscht sicherlich ein abstraktes Thema?

Ficino: Gönne deinem Geiste Ruhe, mein Laurentius! Du wirst dich ermüden.

Lorenzo: Die Weisheit ist es wert, daß man ihr seine letzten Kräfte opfert. Es ist so vieles klarzustellen . . . Oft schien es mir, als ob alles mir frei und offen läge; aber nun sehe ich nichts, als Dunkelheit und Verwirrung. Wie ist es mit der Unsterblichkeit der Seele? Wie ist es nun damit?!

Pulci: Eine alte, verfängliche Streitfrage — und nicht so ex abrupto zu beantworten! Man sagt, daß Aristoteles selbst noch im Schattenreich sie mit zweideutigen Redewendungen umgangen hat, um sich nicht bloßzustellen, obgleich er doch so mausetot wie nur möglich war und dennoch lebte. Da werde erst einer aus seinen Schriften klug!

Lorenzo auflachend: Gut! . . . Aber sprich du, Angelo, sprich ein wenig ernst!

Poliziano: Du bist unsterblich, mein Lauro! Muß ich dir's sagen? Nicht jeder ist es; nicht der Pöbel, nicht der ruhmlose und kleine Mann. Doch du wirst teilhaben an der verklärten Geselligkeit der lorbeergekrönten Geister!

Lorenzo: Und warum ich?

Pico: Nun, bei der blauäugigen Athene! Du hast die Karnevalsgesänge geschrieben, die ich niemals angestanden habe, über Alighieris großes Gedicht zu stellen!

Ficino: Du bist göttlichen Ursprungs, vergiß das nicht. Die sechs Kugeln in deinem Wappen bedeuten die Äpfel der Hesperiden, aus deren Gärten dein Geschlecht hervorgegangen.

Poliziano: Man wird dich zu empfangen wissen, Sänger der „Rencia", Vater des Vaterlandes! Sie werden dir festlich entgegengehen, Cicero, die Fabier, Curius, Fabricius und alle die anderen, sie werden dich selig umgeben und dich einführen in den Ruhmeshimmel, der durchtönt ist von der Harmonie der Sphären.

Lorenzo: Das ist Poesie, Poesie, mein Freund! Das ist Schönheit, Schönheit, aber nicht Wissen noch Trost!...

Pulci: Ja, sie ist ein bißchen dünn, euere Sphärenmusik, Meister Polizian! Mir wird schwach davon. Stirb nicht, Lauro, es wäre eine Dummheit! Kennst du nicht die Antwort des Achill, als Odysseus ihn im Hades besuchte und nach seinem Befinden fragte? „Ich versichere dich," sagte er, „daß wir Abgeschiedenen das stärkste Verlangen tragen, ins leibliche Leben zurückzukehren." Der Leib, mein Junge! Der Leib ist die Hauptsache! Der Leib ist durch gar keine Sphärenharmonie zu ersetzen! ... Oh, vergib mir ... Fühlst du dich schlechter?

Lorenzo sehr bleich: Doktor ... es tritt eine Kälte an mein Herz ... Hört Ihr? Mich kommt ein Entsetzen an ... helft mir! Das ist der Tod ... Was bedeutet es, daß

plötzlich alle Kräfte mein Gehirn und meine Eingeweide verlassen? . . . Ich bin verloren . . . ich bin ausgeliefert . . . Trocknet mir den Schweiß . . . Verachtet mich nicht! Mein Geist ist standhaft, aber diese Angst in meinem Leibe.

Pierleoni: Es ist nichts. Trinkt diesen guten Becher griechischen Weins. — Ich habe Euer Magnifizenz so oft gebeten, sich wieder zu Bette zu legen!

Lorenzo: Wenn ihr wollt, daß ich atmen kann, so laßt mich im Stuhle. Ich muß euch um mich sehen, die ihr mich liebt. Ich muß euere Stimmen hören. Der Tod ist gräßlich, Pico! Du kannst ihn nicht begreifen. Niemand begreift ihn hier, als ich, der sterben muß. Ich habe das Leben so sehr geliebt, daß ich den Tod noch für den Triumph des Lebens hielt. Das war Poesie und Überschuß . . . Es ist aus damit, es versagt! Soeben hat sich die Vernichtung vor mir aufgetan, die schaudervolle Modergruft der Vernichtung . . . Rasch, Ficino, rasch, mein alter, weiser Ficino! Was lehrtest du mich, um den Tod mit Kraft zu ertragen? Ich habe es vergessen. Was ist die äußerste Wahrheit, Ficino?!

Ficino: Ich lehrte dich, daß die Idee des Plato und die Urgestalt des Aristoteles ein und dasselbe sind, nämlich die sensitive Seele, die tertia essentia der Körper, welche sich im Menschen dem Mikrokosmos der Schöpfung, von der intellektiven Seele dadurch unterscheidet, daß sie . . .

Lorenzo: Halt, warte noch! Ich verwirre mich . . . Ich begriff das einst; mag sein, ich fühlte es. Aber nun ringe ich vergebens danach, es zu fühlen. Ich bin müde. Mich verlangt danach, ein Einfaches fest zu umfassen. Das Fegfeuer ist einfacher als Plato; du wirst das zugeben

müssen, Marsilius! ... War es nicht ein Franziskanerpater, der heute morgen bei mir war?

Poliziano: Ja, Geliebter, dein Beichtiger war von diesem Orden.

Lorenzo: Ein Spitzbube. Ein überlegener Kopf. Ich schämte mich ein wenig vor ihm, die Sache allzu ernst zu nehmen. Ich drechselte eine gut florentinische Redensart, als er mir mit seinen Sakramenten aufwartete, und er lächelte als der Weltmann, der er war. Ich will euch gestehen, daß diese Zeremonie mich nicht sonderlich beruhigt hat. Der Pater war von allzu gefälligen Sitten. Er vergab mir meine Sünden, als wären es Knabenstreiche. Aber ich zweifle, ob seine Absolution an höherem Orte die volle Gültigkeit besitzt. Ich hätte ihm Vater- und Muttermord beichten können, und er hätte mit der größten Zuvorkommenheit sein Kreuz darüber gemacht. Kein Wunder. Ich bin der Herr. Wenn es zum Ende kommt, so hat es sein Mißliches, der Herr zu sein, dem niemand die Stirn zu bieten wagt. Ich bedürfte eines Beichtigers, der das als Priester wäre, was ich als Spötter und Sünder gewesen ... Was wollen deine Augen, Pico? Du denkst etwas. Du verbirgst mir einen Gedanken.

Pico: Welchen Gedanken, mein Lorenzo?

Lorenzo: Du denkst an einen Priester, der würdig wäre, mein Beichtiger zu sein, der es wagen würde, mich zu verdammen, der es schon gewagt hat, Pico ...

Pico: An welchen Priester —?

Lorenzo: An den Priester ... Wie ist es, Marsilius? ... An die platonische Idee des Priesters, welche Person und Wille geworden ...

Poliziano hastig: Ich bitte dich, Lieber, wende deinen Sinn wieder lichteren Bildern zu! Du trübst deine Seele mit Gedanken, die nicht wert sind, von dir gedacht zu werden. Vergiß dich selbst nicht, Lorenzo de' Medici!

Lorenzo: Wahrhaftig, das will ich nicht. Hab' Dank, Angelo. Ich fühle mich besser. Wir wollen heiter sein. Wir wollen lachen. Lachen ist ein Erglänzen der Seele, sagt ein Alter. Wir wollen unsere Seelen erglänzen lassen in der Erinnerung dessen, was war.

Pico: Und was wieder sein wird.

Lorenzo: Genug, daß es gewesen. Dies war wohl sonst die Stunde unseres gemeinsamen Spazierganges zu einer Quelle. Wißt ihr? Wir lagerten uns im Kreis auf dem schwellenden Rasen. Das kindliche Gewässer plauderte zwischen uns. Und wir verbrachten die Zeit bis zur Abendtafel, indem jeder von uns eine Novelle erzählte.

Pico: Eine liebliche Stunde! Wir waren voller Bewunderung für dich. Du hattest vielleicht am Morgen ein neues Staatsgesetz ausgearbeitet, bestimmt, die öffentliche Gewalt noch vollkommener in deine Hand zu geben, damit du imstande wärest, Florenz noch unbehinderter mit Freude und Schönheit zu beglücken, hattest vielleicht das Todesurteil über einen adeligen Widersacher ausgesprochen, in der Platonischen Akademie über die Tugend disputiert, einem Symposion im Kreise von Künstlern und liebenswürdigen Weibern vorgesessen, über Tafel die theoretischen Fragen der Kunst und Poesie gelöst . . . du warst bei allem mit ganzer Seele gewesen und du nahmst nun an den abendlichen Spielen unseres Geistes teil, so gegenwärtig und morgenfrisch, als hättest du nichts von deinen Lebenskräften verausgabt.

Pierleoni: Ja, Ihr geiztet nicht mit Euren Kräften, gnädiger Herr!

Lorenzo: Tat ich's nicht, mein sternkundiger Doktor? Zwang ich sie in meinen Dienst trotz Stern und Schicksal, die mich zu deinem behutsamen Pflegling bestimmt hatten? Ja, ich habe gelebt! Kommt, erinnert euch! Erinnert euch mit mir, Freunde! Erinnert euch der trunkenen Sternennächte, wenn wir uns vom Weine aufmachten, du, Pico, Luigi, Angelo, ihr, der tolle Ugolini, Cardiere, der verzückte Musiker, und alle die anderen, wenn wir singend und lauteschlagend durch die schlafenden Gassen stürmten und den Mädchen in ihren Kammern heiß machten durch die Verse, die wir zu ihnen emporsandten!

Poliziano schwärmend: Alkibiades!

Lorenzo: Und der Karneval, erinnert euch des Karnevals! Wenn die Lust sich reißend ergoß und die Schranken des Alltags überschäumte; wenn der Wein in den Gassen schwamm und das Volk auf den Plätzen beim Tanz die Lieder jauchzte, die ich ihm gedichtet; wenn Florenz dem Gotte erlag und die Würde der Männer und die Schamhaftigkeit der Weiber hintaumelte in ein brünstiges Evoe; wenn selbst die Kinder das heilige Rasen ergriff und vor der Zeit ihre Sinne zur Liebe entzündete . . .

Poliziano: Du warst Dionysos!

Lorenzo: Und das Reich war mein! Und die Herrschaft meiner Seele breitete sich aus! Und die Glut meiner Sehnsucht entflammte das Weib, daß sie mir zufiel und den Häßlichen, Schwachen zum Herrn ihrer Schönheit erhöhte . . .

Pico: Der Herr der Schönheit — so grüßen wir dich! Sprich nicht, als seist du's gewesen!

Lorenzo nach einem Augenblick des Schweigens mit dem Kopfe hinter ſich deutend: Jemand begehrt Einlaß.

Ein Page auf halber Höhe der Stufen: Herr Niccolo Cambi kommt von Florenz und bittet um Zutritt bei Seiner Herrlichkeit.

Pierleoni: Der Magnifico empfängt niemanden.

Lorenzo: Warum nicht. Herr Niccolo iſt mein Freund. Er kommt von Florenz — ich fühle mich wohl. Ich will ihn ſehen.

2

Der Page führt den Kaufmann Niccolo Cambi von der Galerie über die Stufen ins Zimmer herein, geleitet ihn zu Lorenzo und zieht ſich mit einer Verbeugung zurück. Cambi iſt ein reſpektabler, gut gekleideter und ſchon ein wenig beleibter Bürger mit aufgewecktem Florentinergeſicht. Seine Schuhe und Strümpfe ſind beſtaubt. Er trägt einen hellgrauen Mantel über dem dunkleren Unterkleid.

Lorenzo: Herr Niccolo, das heiße ich willkommenen Beſuch. Nehmt's nicht für Unart, wenn ich ſitzenbleibe. Ich bin ein wenig unpäßlich in dieſen Tagen.

Cambi: Daß ich Euch nur ſehe! Nur Euere Stimme höre! Nun wird mir wieder leicht! . . . Den Herren guten Abend! Euch insbeſondere durchlauchtigſter Prinz, Euch, Meſſer Pulci, Meiſter Polizian . . . Meiner Seel'! auch den großen Überſetzer des Plato darf ich begrüßen! Herr Pierleoni . . . Daß ich Euch ſehe, Magnifico! Euch ſprechen höre! Den lebendigen Druck Euerer Hand empfinde!

Lorenzo: So habt Ihr Euch deſſen nicht mehr verſehen?

Cambi: Wie denn! Was doch! Warum nicht gar!

Lorenzo: Nun, ſetzt Euch! Rückt nah zu mir! Ihr kommt zu Pferde? Ihr ſeht erhitzt. Rittet Ihr ſo eilig? Gilt es Geſchäfte? Botſchaft aus der Stadt?

Cambi: Warum denn? Muß man durchaus Geschäfte mit Euch — Botschaft an Euch haben, um sich gedrängt zu fühlen, Euch zu sehen? Mein Geschäft ist, Euch ein Weilchen ins Auge zu blicken, Euch meine Liebe zu bezeigen und mich der Euren aufs neue zu versichern. Meine Botschaft: in Florenz auf allen Plätzen zu erzählen, daß Ihr wohlauf seid, daß man binnen kurzem Eure Genesung wird festlich begehen können.

Lorenzo: So beschäftigt sich Florenz mit meiner Krankheit?

Cambi: Das sollt' ich denken! Es steht ihr immerhin nicht ganz teilnahmlos gegenüber! Hehe! Der Magnifico fragt ein wenig treuherzig! . . . Aber ich will den Schurken übers Maul fahren, die es unnütz beunruhigen und finstere Gerüchte im Volke ausposaunen . . .

Lorenzo: Es gibt solche Schurken?

Cambi: Es gibt, es gibt deren! Und, Magnifico, Ihr tätet gut, Ihr tätet gar so gut, ihre abscheulichen Treibereien unverzüglich zunichte zu machen! Ich sehe Euch aufrecht, seh' Euch außer Bett . . . Ihr könntet nicht nach Florenz kommen? Nicht auf eine Stunde? Nicht Euch fünf Sekunden lang an einem Fenster des Palastes zeigen?!

Lorenzo: Was geht vor in Florenz, Herr Niccolo Cambi?

Cambi: Nichts, nichts! Gott bewahre mich! Herr Pierleoni . . . ich kam Euch unerwünscht . . . Wollt Ihr, daß ich den Besuch abkürze —?

Lorenzo: Ich habe hier zu wünschen und zu wollen! — Mit erkämpfter Liebenswürdigkeit. Ihr würdet mich Euch sehr verpflichten, ehrenwerter Herr Niccolo, wenn Ihr kurz und rückhaltlos reden wolltet.

Cambi: Nun denn, das will ich tun! Zu wem sollte man reden, zu wem diese Angst und Sorge tragen, wenn nicht zu Euch! . . . Es steht nicht alles in Florenz wie sonst, Magnifico! Nichtswürdige Umtriebe sind im Gange! Man weiß, woher die Ausstreuungen kommen, die Euch schon tot oder mindestens doch von einer unheilbaren Seuche befallen sagen: von den Mönchischen kommen sie, von den Weinern, von den Parteigängern des Ferraresen . . .

Lorenzo der bei Nennung des Ferraresen zusammengezuckt ist, mit gezwungener Leichtigkeit: Gib acht, Pico! Von deiner Entdeckung, unserem Mönche, geht die Rede.

Cambi: Ja doch, verzeiht mir, durchlauchtigster Prinz! Ich weiß, daß Ihr ihn fördert, zuerst die Aufmerksamkeit auf seine neuartigen Leistungen gelenkt habt, ich weiß es! Wollt doch auch ja nicht vermeinen, daß ich seine Talente nicht zu würdigen verstehe. Ich bin kein rückständiger Kopf. Seine Produktionen sind Leckerbissen für einen verwöhnten und unabhängigen Geschmack, das steht außer Frage. Ich spreche nicht von ihm. Ich spreche von den Wirkungen, die er ausübt und die — mag sein! — von seinen Absichten unabhängig sind . . .

Poliziano: Meint Ihr?

Cambi: Das Volk, Magnifico, das Volk! Man mag belächeln, daß junge Stutzer aus adligen Geschlechtern den Tanz, die Lieder und den Frohsinn abschwören und ins Kloster gehen! Allein das Volk! Es läuft den ganzen Tag unschlüssig durch die Straßen, blickt mit finsteren Augen auf die schönen Häuser der reichen Bürger und weiß sich keinen anderen Rat, als sich zur Stunde der Predigt im Dome zusammenzudrängen, — eine dichte, stumme Masse,

im Innersten zerwühlt, eine weite Fläche von dumpfen Köpfen, die alle nach ihm, nach dem magern Mönchlein dort oben gerichtet sind. Ist der Bruder im Triumph nach San Marco zurückgekehrt, so staut sich die Menge aufs neue in den Gassen, und nimmt ihr brütendes, verstocktes Wesen wieder auf. Vor dem Hause Herrn Guidis, des Kanzlers des Stadtarchives, und vor dem des Staatsschuldenverwalters Miniati hat es Aufläufe und Schmähungen gegeben, denn Bruder Girolamo hatte diese beiden Bürger als Euere Werkzeuge bezeichnet, Magnifico, als Euere schlauen Berater, wenn es gelte, dem Volke neue Steuern für üppige Belustigungen auszupressen. Barbarische und wahnwitzige Taten geschehen. Ich hörte, bevor ich Florenz verließ, daß eine Anzahl Handwerker in das Haus eines reichen und kunstsinnigen Bürgers eingedrungen seien und in der Vorhalle eine Statue zerschlagen hätten . . .

Ein Schmerzensschrei aller Anwesenden.

Lorenzo: Still . . . Eine Antike?

Cambi: Nein, es soll eine neue Arbeit sein und nicht sehr wertvoll. Aber ach, Magnifico, das ist es nicht, was Ihr hören müßt! Kundgebungen sind während des ganzen Tages vorm Palaste laut geworden. Ich war auf dem Platze, ich war dabei. Rufe lösten sich aus dem Volke, die ich nicht gehört, nicht verstanden zu haben wünschte. Es klang wie „Nieder mit den Kugeln!"

Poliziano: Das ist Verrat! Ist dankvergessener Verrat!

Pico: Das ist die Kinderlust der Menge am politischen Geschrei, nichts weiter! Man sprenge sie mit Piken auseinander!

Cambi: Und noch ein anderer Ruf riß sich los und schwang sich auf, ein seltsamer, nie gehörter —, einmal,

zweimal und immer wieder. Ich verstand ihn nicht, ich bin, wie Ihr wißt, auf diesem Ohr ein wenig taub. Doch, wie ich mich genau bemühte, ging er mir klar und deutlich ein. Es hieß: „Es lebe Christus!"

Schweigen.

Cambi: Ihr schweigt, Magnifico . . .

Lorenzo: Wie lautete der Ruf?

Cambi: Der wider Euer Wappen?

Lorenzo: Der andere.

Cambi: „Es lebe Christus."

Schweigen. Lorenzo ist tief in sein Kissen zurückgesunken; seine Augen sind geschlossen.

Pierleoni: Geht, Herr! In Gottes Namen geht! Ihr seht, er ist erschöpft.

Cambi: Magnifico . . . ich geb' Euch Ruhe. Meiner Sendung bin ich ledig. Ihr mußtet wissen, wie es bei uns steht. Ihr zürnt mir nicht?

Lorenzo: Geht, Freund . . . Nein, nein, ich zürn' Euch nicht. Geht . . . Sagt Florenz . . . Nein, saget nichts! Sie ist ein Weib, man muß behutsam sein in dem, was man ihr sagt und sagen läßt. Das läuft dir nach und sehnt sich brünstig, wenn du kühl und stark erscheinst, und verachtet dich, wenn du verrätst, daß du dich liebend hast verloren. Geht Freund, sagt nichts! Sagt, daß ich wohlauf bin und lache über das, was ich gehört!

Cambi: Das will ich sagen! Beim Bacchus, das will ich sagen! Das ist ein guter Auftrag, meiner Treu! Und somit denn — gehabt Euch wohl, Laurentius Medici! Und kommet nach Florenz, sobald es möglich! Lebt wohl!

Er eilt davon.

3

Lorenzo nach einer Pauſe: Pico . . .

Pico: Ich bin an deiner Seite, mein Lorenzo.

Lorenzo: Sieh mich an . . . Mich dünkt, du ſchauſt ein wenig verlegen drein, mein feiner Pico. Was ſagſt du nun?

Pico: Gar nichts. Was ſoll ich ſagen? Das Völkchen iſt im Rauſch, in einem anderen, als der, worein du es ſo lange verſetzt haſt. Gib dem Bargello Weiſung, daß er's auf ſeine Art ernüchtert.

Lorenzo: Pico! Mäcenas! Heikler Schmecker! Des Büttels Dienſte aufrufen wider den Geiſt! Das war nicht fein!

Pico: Ein Rat wie der andere! Nähere dich ihm! Bezaubere ihn! Meinſt du, daß dieſe enge und einſame Seele den Werbungen deiner glänzenden Freundſchaft widerſtehen wird?

Lorenzo: Sie wird, mein Pico, ſie wird! Sie tat es ſchon! Ich kenne ſie beſſer, als du, deſſen Neugier ſie uns entdeckte. Sie iſt voll Haß und kleinem Widerſtand . . . Ihre Talente machen ſie nicht heiter und nicht freundlich, — nur verſtockter. Verſtehſt du das? Er kam nicht zu mir, als er Prior wurde — Prior in demſelben San Marco, das mein eigener Großvater erbaut. Er trotzte ſtumm auf ſeine prieſterliche Unabhängigkeit. Seht, dacht' ich, ein Fremdling kommt in mein Haus und iſt nicht einmal der Ehren, mich zu beſuchen! Doch ich ſchwieg. Ich zuckte die Achſeln über die Unart des kleinen Mannes. Er ſchmähte mich von der Kanzel, verſteckt und namentlich. Ich ging, du weißt das nicht, ich ging, ihn aufzuſuchen. Mehr als einmal wohnte ich der Meſſe in San Marco bei und hielt

mich nachher wohl eine Stunde im Klostergarten auf, seiner Begrüßung gewärtig. Meinst du, er hätte seine literarischen Arbeiten unterbrochen, um seinem Gast, der mehr doch als sein Gast, Gesellschaft zu leisten? Ich ging weiter. Ich bin es nicht gewohnt, daß Menschen sich mir versagen. Ich sandte dem Kloster Geschenke und milde Gaben. Er nahm sie entgegen wie Zeichen der Unterwürfigkeit und dankte nicht einmal. Ich ließ ihn Goldmünzen in seinem Opferkasten finden. Er übergab sie den Armenpflegern von San Martino; denn Kupfer und Silber, ließ er sagen, reichten für die Bedürfnisse des Klosters aus . . . Verstehst du? Er will den Krieg. Will Feindschaft. Werbungen, Huldigungen heimst er ein und gibt dir nichts zurück dafür. Er ist nicht zu beschämen. Erfolge stimmen ihn nicht glücklich, nicht versöhnlich. Er kam, ein Nichts, ein Bettler, nach Florenz. Was er heute will, ist die Entscheidung zwischen mir und ihm . . .

Pico: Liebster, was für Phantasien! Er ist krank und elend. Sein Magen ist zerrüttet, vom Wachen, von Verzückungen. Er nährt sich von Salat und Wasser . . . Guten Appetit! Ist er Lorenzo, der verbindlich und bezaubernd ist, auch wenn er leidet? Erwartest du gesellig heitere Sitten von einem Bußprediger? Laß ihn gewähren! Laß auch das kindische Volk gewähren! Jede Maßregel gäbe der Sache einen unverdienten Schein von Ernst. Sei erst genesen, zeige deiner Stadt erst wieder deine Züge . . .

Allgemeine Bewegung rückwärts. Ein Jüngling, bleich, atemlos und in aufgelöstem Zustande, ist in voller Hast auf den Stufen erschienen. Es ist Ognibene, ein junger Maler. Er lehnt sich einen Augenblick völlig erschöpft an das Geländer, einen Fuß tiefer gestellt, als den anderen.

Ognibene: Lorenzo! ... Du bist hier! Gott Lob, ich finde ihn! ... Euer Herrlichkeit ... liebster gnädiger Herr ... vergebt mir ... ich drang herein ... Ich ließ mir nicht den Weg zu Euch verstellen ... Ich muß Euch sprechen ... Ich bin gelaufen ... O, mein Gott! ... Er kniet beim Magnifico und schüttelt dessen Hand beschwörend mit seinen beiden.

Lorenzo: Ognibene! Wahrhaftig, du erschreckst mich. — Nein, laßt ihn liegen, wo er liegt. Er hat Zutritt. Er ist ein geschickter Junge und obendrein des Botticelli Schüler. — Was gibt es, Ognibene?

Ognibene: Ich lief ... ich bin gelaufen ... von Florenz ... aus meines Meisters Werkstatt ... Ach, mein Meister! ... Ach, das Bild! Das wunderschöne neue Bild! ... Vergebt mir! Ich fand nicht Zeit, den Mantel umzutun ... Ich lief in der Jacke ... Ach, mein Meister! Der Mönch! ... Mein Meister! ... Lauro, gewinn ihn dir zurück! ...

Lorenzo angstvoll drohend: Pico! ... Still! Ich will nichts hören. Ich will das nicht hören. — Tretet zurück ... Sprich, Knabe, sprich gedämpft! Was ist mit Botticelli?

Ognibene: Du weißt, daß er an einem neuen Bilde malte ... Was frage ich! er malte es ja für dich. Ich durfte ihm dienen dabei ... Ich bebte vor Freude, wie ich es werden sah. Oft schlich ich mich allein herzu und kniete nieder in der Stille der Werkstatt, in der es stand und leuchtete ... Es war schöner, als der Frühling, schöner, als die Pallas, schöner, als die Geburt der Venus. Es war die Jugend, die Wollust, das Entzücken, gemalt mit Sonnenschein ...

Lorenzo: Und nun? Du mußt dich trennen.

Ognibene: Seitdem er zuerſt den Bruder Girolamo im Dome gehört, arbeitete er läſſig und ſchwer und ohne Glück daran. Oft ſaß er auf einem Schemel, ſtumm, die Stirn in beide Hände geſtützt, und grübelte. Und dann, wenn er das Haupt erhob, ſtarrte er auf das Bild mit Augen, voll von Kampf und Grauen. Und heute . . .

Lorenzo: Und heute?

Ognibene: Heut' war er in San Marco, nach der Predigt . . . war in des Bruders Zelle . . . zwei Stunden oder drei, ich weiß es nicht. Und als er heimkam, war ſeine Miene wie tot, — voll Frieden, doch wie tot. „Ognibene," ſprach er, „Gott hat mich gerufen mit fürchterlicher Stimme. Es iſt kein Heil im Schönen und in der Luſt des Auges. Sag' dem Magnifico, daß ich dem Satan diente und daß ich fortan dem König Jeſus dienen will, für welchen der Prophet Girolamo das Wort führt in Florenz. Wenn ich jetzt noch zum Pinſel greife, will ich die ſchmerzenreiche Mutter malen in tiefer Demut — ſag' das dem Medici. Nun will ich meine Seele retten." Und wie er das geſagt, nahm er ein Meſſer vom Farbentiſch und ſtieß es in das Bild und ſchnitt und ſchnitt es kreuz und quer in Stücke, daß die Fetzen hingen . . . Er ſchluchzt in ſeine Hände, als wollte es ihm das Herz zerreißen.

Lorenzo mit geballter Fauſt, ſtarr, ein Schmerz und Grimm: Sandro . . .

Ognibene: Lauro, Lauro, was ſollen wir tun?! . . . Ich meine — was gebietet Euere Herrlichkeit? Wollt Ihr ihn rufen? Wollt Ihr zu ihm ſprechen? Mich dünkt, wenn er Euch ſähe . . . Befehlt! Befehlt mir ſchnell! Ich laufe, ich renne zurück! Ich bringe Euch den Meiſter und ob es

Nacht darüber wird! Ihr könnt alles! Ihr werdet seinen Geist erhellen und befreien . . .

Lorenzo finster und matt: Nein. Laß. Es ist zu spät. Ich will sagen: es ist zu spät am Tage. Sei guten Muts und geh. Geh deiner Arbeit nach. Oder zu Weine. Nimm dir ein Mädchen; vergiß. Ich möchte allein sein. Geht, bis ich euch rufe. Nein, Pico, geh auch du. Und höre . . . schick' mir die Buben. Ich will mit Rino und mit Piero sprechen. Sie mögen gleich eintreten. Damit — geht.

Alle entfernen sich, teils über die Stufen, teils durch die Türe rechts im Vordergrund. Lorenzo bleibt allein zurück, in seinem Stuhle herabgesunken, die Löwenköpfe an den Armlehnen mit seinen schlanken und abgezehrten Händen umklammernd. Sein Kinn ruht auf der Brust, sein Blick scheint tief in schweren Gedanken zu wühlen.

4

Lorenzo in Pausen, dumpf, abgerissen: Eifersucht . . . Ich habe das nie gekannt. — Ich war allein. Wo war ein Wollen . . . ein Wissen um die Macht? Nun hier! . . . Oft nahm mich's wunder. — Und ich ließ sie dienen . . . Es war schön hier drinnen. — Verstörung . . . Leiden . . . Brand! — Lächeln? — Umsonst. Ich hasse ihn. Ich ihn auch. Er siegt. Denn er ist aufrecht. Er wirkt. Er verschwendete wie ich, er war nicht weise. Doch es blieb ihm genug . . . just eben noch genug, zu wirken. — Vielleicht, weil er gemeiner. — Das Bild? — Fahr' hin! — Ein kleines Mittel. — Es geht um Seelen. Es geht um das Reich. — Sein Blick haftet auf der Büste zwischen Tür und Fenster. Cäsar . . . Er sinnt lautlos weiter. Piero und Giovanni treten behutsam durch den Vorhang rechts vorne ein, nähern sich ihm und küssen seine Hände.

Giovanni kniend: Wie iſt Euch, Vater?

Lorenzo: Recht ſo . . . ihr ſeid's. Ihr macht euch rar, ihr Herren. Wozu hat man Söhne? Zum Pomp? Nach außen hin? Zum ſtolzen Schein? Wie man eine Gattin hat, aus römiſchem Adelsblut, mit der ein anderer, ein Vertreter zu Rom vorm Prieſter ſtand, die man kaum kennt und Kinder mit ihr zeugte aus Staatsklugheit? So vielleicht?

Giovanni: Vater, wir haben innig Eurer gedacht.

Piero: Wir waren mit Ungeduld Eures Rufs gewärtig.

Lorenzo: Ihr ſeid ſehr artig. Sehr wohlerzogen. Ich wäre wohl ungenügſam, wollt' ich mehr verlangen. Es iſt nun ſo, daß Väter und Söhne einander die Fernſten ſind. Es iſt fremder und ſchwieriger zwiſchen ihnen, als zwiſchen Mann und Weib. Kurz, wie dem ſei . . . Man ſoll ſich nichts vergeben. Soll der Liebe zu eifrig nicht entgegenkommen. Doch ich, daß ich's geſtehe, ich habe an euch gedacht, um euch geſorgt . . . Es iſt darum, daß ich euch rufen ließ . . . Mir ſchien, daß ich zwei Worte an euch zu richten hätte, und daß ſie mir beifallen würden, wenn ihr vor mir ſtündet . . . Ihr prüft mich mit den Augen . . . Wie findet ihr mich?

Giovanni: Beſſer, Vater; viel beſſer! Ihr habt ein wenig Farbe.

Lorenzo: Wirklich? Mein kleiner, freundlicher Giovanni? Seht, nun hebe ich die Hand. Ich will's und tu's. Sie zittert . . . und fällt. Und fällt. Da liegt ſie; ganz blaß. Ich konnte ſie nicht halten. Komm' hierher, Nino . . . Neig' dich zu mir, Piero . . . Ich ſtehe mit einem Fuß in Charons Nachen.

Giovanni: Nicht doch, Vater! Sprecht nicht so schmerzlich! Pierleoni . . .

Lorenzo: Pierleoni ist ein Tropf. Er und sein Rivale mit den zerkochten Edelsteinen. Es ist an dem, ich sterbe. Ich gehe, das Gras wachsen zu hören, wie Pulci sagt. Ich gehe, und ihr bleibt. Nun, Piero, was dünkt dich von dieser Lage der Dinge?

Piero: Gott schenke Euch ein langes Leben, Vater!

Lorenzo: Sehr artig! Sehr artig! Doch um zur Sache zu kommen: Bist du bereit, an meinen Platz zu treten?

Piero: Wenn es sein muß, so bin ich's, Vater.

Lorenzo: Fiorenza . . . liebst du sie? . . . Habe Geduld! Mein Kopf ist unklar — ich schicke das voraus. Ich sehe alles in dunklem Scheine wie bei einer Feuersbrunst; und die Umrisse der inneren Dinge rinnen ineinander.

Giovanni: Sollen wir vielleicht auch gehen, Vater?

Lorenzo: Da fürchtet er sich, der Kleine. Nein, bleib' nur, Nino. Das Fieber gibt mir den Mut, keck bei Namen zu nennen, was ich fühle. Das lautet dann ein bißchen wunderlich. Doch ich spreche mit Verstand. Piero, ich spreche zu dir. Deine Anwartschaft auf die Gewalt ist groß und wohlbegründet, doch nicht sicher, nicht unantastbar. Du darfst nicht lässig darauf ruhen. Wir sind nicht Könige, nicht Fürsten in Florenz. Kein Pergament verbrieft uns unsere Größe. Wir herrschen ohne Krone, von Natur, aus uns . . . Wir wurden groß in uns, durch Fleiß, durch Kampf, durch Zucht: da staunte die träge Menge und fiel uns zu. Doch solche Herrschaft, mein Sohn, will täglich neu errungen sein. Ruhm und Liebe, die Dienstbarkeit der Seelen, sind treulos und falsch. Denkst du zu ruhen und tatenlos

zu glänzen, iſt dir Florenz verloren ... Höre ſie deinen Namen jubeln, laß ſie dir Lorbeer ſtreuen, dich auf den Schild erheben, die Größe deiner Taten knechtiſch übertreiben: dies gilt nur für den Augenblick, für das, was du bisher vermocht; es verſichert dich keines morgen, keiner gleichen Zukunft, nicht einmal, daß es nicht vielleicht ſchon abwärts geht in dir, indes ſie ſchreien. Sei auf der Hut! Sei kühl! Bleib' unberührt! Sie denken nur an ſich. Sie wollen verehren — verehren iſt ſo leicht! Doch teilzunehmen an deinen Kämpfen, Mühen, Sorgen, an deiner ganzen tiefen Qual um dich, fällt keinem bei ... Bewahre dir die ſchmerzliche Verachtung der trägen Jubler. Du ſtehſt für dich, du ganz allein für dich — begreifſt du? Bleib' ſtreng mit dir! Läßt du vom Ruhm dich weich und ſorglos machen, iſt dir Florenz verloren. Begreifſt du?

Piero: Ja, Vater.

Lorenzo: Achte den äußeren Schein der Macht für nichts. Coſima der Große entzog ſich den Augen des Volks und ſeinen Huldigungen, damit die Liebe ſich niemals austobe und erſchöpfe. O, er war klug! Wie vieler Klugheit bedarf die Leidenſchaft, um ſchöpferiſch zu ſein! Doch du biſt töricht; ich kenne dich. Du arteſt zu ſehr deiner Mutter nach. Zu viel vom Blute der Orſini fließt in dir. Du willſt nur noch im Harniſch gemalt ſein, du ſpielſt den Fürſten auf allen Gaſſen. Sei kein Narr! Nimm dich in acht! Scharfe Augen und eine loſe Zunge hat Florenz. Halt' dich zurück und herrſche ... Bedenk' auch, daß wir aus dem Bürgerſtande, nicht aus dem Adel hervorgegangen; daß wir nur von Volkes wegen ſind, was wir ſind; daß

nur, wer uns des Volkes Seele abwendig zu machen trachtete, unser Feind und Nebenbuhler wäre . . . Begreifst du?

Piero: Ja, Vater.

Lorenzo: „Ja, Vater." Artig, tröstend, besser wissend. Ein ganzer Sohn. Ich bin gewiß, daß du mir keine Silbe glaubst. — Höre, Piero, es möchte schlecht ausgehen, ich rechne damit. Wir möchten fallen, vertrieben werden, wenn ich nicht mehr bin. Das könnte sein — sei still! Florenz ist falsch. Florenz ist eine Dirne. Schön zwar . . . ach! schön . . . doch dirnenhaft. Sie möchte zuletzt sich einem Bräutigam ergeben, der mit Geißelhieben um sie wirbt. Dann, Piero, wenn es kommt . . . wenn das törichte Volk in Reuewut sich gegen uns erhebt, dann, Piero, hörst du, schirme unseren Schatz, den Schatz von Schönheit, den wir angehäuft durch drei Geschlechter . . . Ich seh' ihn ausgebreitet im Stadthause, in den Villen. Mir ist, als könnte ich die Marmorleiber tasten, die Glut der Bilder mit den Augen trinken . . . ich greife nach den stolzen Vasen, den Gemmen, den Intarsien, den Münzen, den heiteren Dingen aus Majolika . . . Wißt, Kinder, ich setzte nicht nur Geld und Sammeleifer — auch meine Bürgertugend setzte ich daran. Mag mich verdammen, wer mich nicht begreift. Ich stand nicht an, das Eigentum des Staates anzugreifen, wenn mir's an Geld gebrach, die schönen Sachen und unsere Feste zu bezahlen. — Unrechtes Gut? — Geschwätz! Der Staat war ich. Auch Perikles griff ohne Zögern nach öffentlichen Geldern, wenn er ihrer bedurfte. Und die Schönheit ist über Gesetz und Tugend. Genug davon. Doch, wenn sie rasen dagegen, Piero, dann schütze unseren Schatz von

Schönheit! Rette ihn! Laß alles fahren, doch deck' ihn mit deinem Leben! Dies iſt mein Vermächtnis. Verſprichſt du mir?

Piero: Seid ohne Sorge, Vater!

Lorenzo: Sei in Sorge du! Sei klug! Ich glaube nicht, daß du klug ſein wirſt, doch rat' ich's dir. Und du, Vannino, mein kleiner freundlicher Giovanni . . . dich laſſ' ich ruhig. Ich trage keine Furcht um dich. Dein Weg iſt vorgezeichnet. Er führt dich zur Kathedra Petri. Du wirſt unſerem Wappen die dreikronige Tiara und die gekreuzten Schlüſſel hinzufügen . . . Ahnſt du ein wenig, was das heißen will? Warum ich das mit aller Kunſt ins Werk geſetzt? Ein Medici an Chriſti Statt: verſtehſt du? Sag' nichts! Lächle mir ſtumm ins Auge, wenn du den Sinn begreifſt: — Er lächelt! Schau, er lächelt! . . . Komm, laß dich auf die Stirne küſſen! Leb' wohl! Leb' heiter! Ich rufe dich nicht zu großen Taten auf. Deine Seele iſt nicht geſchaffen, ſchwere Bürden von Schuld und Größe zu tragen. Meide die Gewalttat, den Frevel, der zu groß für dich. Beflecke dich nicht mit Blut. Bleib' harmlos und ungetrübt. Sei ein heiterer Vater den Völkern. Der Vatikan erklinge von Saitenſpiel und Frohſinn. Scherze und Späße mögen die Blitze ſein, die vom Throne dieſes Kronion zucken . . . die ſchönen Künſte ſollen lieblich blühen unter deinem Hirtenſtab, und Ergötzen verbreite ſich von deinem Sitz in alle Lande. Verſprichſt du?

Giovanni: Ich will Eurer holden Worte ſorgfältig eingedenk ſein, lieber Vater.

Lorenzo: Nun denn, ſo geht. Habt alle beide Dank — und geht. Ich bin ſehr müde. Mich verlangt nach tiefer

Stille. Lebt wohl, ihr Jungen. Liebt einander. Denkt an mich. Lebt wohl!

Die Brüder verlassen behutsam das Zimmer durch die Tür, durch die sie eingetreten. Giovanni läßt dem Piero mit einer liebenswürdigen Bewegung den Vortritt.

5

Lorenzo allein: „Ja, Vater" ... Er verstand kein Wort. Ich sprach zu mir. Mir ist nicht leichter. Einer ist, mit dem es gälte, sich auszusprechen ... Unmöglich! ... Florenz! Florenz! Wenn sie sich ihm ergäbe, dem fürchterlichen Christen! ... Sie liebte mich, um die wir ringen — der Traurige und ich. O Welt! O tiefste Lust! O Liebestraum der Macht, süßer, verzehrender! ... Man sollte nicht besitzen. Sehnsucht ist Riesenkraft; doch der Besitz entmannt! ... Wir tauschten Seligkeit, solange mein Wille die zarten Kräfte spannte. Dies Heldentum reizt sie, die Lüsterne! Nun, da es in mir brach, verachtet sie mich ... Sie ist gemein, ist unermeßlich gemein und grausam. Was buhlen wir um sie? — Ach, ich bin müde bis in den Tod. —

Fiore ist im Hintergrunde, auf der Höhe der Stufen, erschienen: die Hände auf dem Leibe zusammengelegt, symmetrisch, künstlich, geheimnisvoll. Sie läßt von ihrem Standorte aus, unter den gesenkten Lidern hervor, einen ganz kurzen Blick zu Lorenzo zucken und steigt dann langsam mit einem Lächeln ins Zimmer hernieder.

Fiore: Wie geht es dem Gebieter von Florenz?

Lorenzo zuckt auf, kämpft sich empor. Ein schmerzliches, leidenschaftliches Lächeln spannt seine Züge: Wohl! Wohl! Vortrefflich, meine Schöne! Ihr seid's? Es geht mir gut! Wie sonst? Saß ich ein wenig versunken da? Ich dichtete! Ich

erſann ein kleines Lied auf die Lieblichkeit Eurer Naſenflügel, wenn ſie ſich ſpöttiſch öffnen! Nun, da ich dichtete! was folgt? Daß ich geſund bin wie der Fiſch im Waſſer! Wer dichtet, bekundet einen Überſchwang von Laune . . .

Fiore: So beglückwünſche ich Euch.

Lorenzo: Und ich danke Euch, meine gnädige Göttin! Ich ſehe Euch noch nicht; doch Euere kühle, ſüße Stimme umſpült mein Herz . . . Und nun gleich — nun werde ich Euch ſehen! . . . Oh! Euere Schönheit! Wollt Ihr Euch zu mir ſetzen? Hier auf dem Schemel? Obgleich es beſſer mir anſtünde, meinen Platz zu Euren Füßen zu nehmen? — Ihr ſeht, ſie haben mich allein gelaſſen, — und ich beklage mich nicht darüber. Möglich ſogar, daß ich ſelbſt ſie ihrer Wege ſchicke, die Müßigen. Man gedenkt tiefer Eueres Reizes, man liebt Euch beſſer in der Einſamkeit.

Fiore: Und alſo liebt Ihr mich noch, Lorenzo de' Medici?

Lorenzo: Noch? Euch? Dich? Dich ſollte ich nicht mehr lieben? Du weißt nicht, daß alle Kräfte meines Gemütes und meines Verſtandes ſich verzehren nach dir?

Fiore: So begreife ich nicht, weshalb Ihr nicht aufſteht aus Eueren Kiſſen und mir Feſte gebt.

Lorenzo: Feſte . . . Gewiß doch, — Feſte . . . Ich bin ein wenig müde.

Fiore: Meiner?

Lorenzo: Scharf und ſüß! . . . Ich liebe Eueren Hohn!

Fiore: Wie wäret Ihr müde, wenn nicht meiner?

Lorenzo: Geſtattet, daß ich meine Hand auf Euere Stirne lege! Nicht wahr, ſie glüht? Dies Fieber — Pierleoni ſagt, es rühre daher, daß Jupiter und Venus ſo ſtünden zur Sonne, ſo zueinander und mir Schaden täten.

Pierleoni weiß nichts. Dies Fieber entzündete mein Blut, als ich Eurer zum ersten Male ansichtig ward, als zum ersten Male meine Seele Eueren Reiz begriff; und es hat fortgeglüht seit jener Stunde. Wißt Ihr? Ferrara . . . Der Herzog kam mir auf dem Po entgegen in goldener Gondel, rings umgeben von bunten Barken, darinnen Fahnen flatterten, Musik erklang und Sänger mich begrüßten. Mit Blumen waren die Ufer bestreut, wo die Statuen der frohen Götter schimmerten; und zwischen ihnen standen schlanke Knaben, die Kranzgewinde in den Händen hielten. Doch jede Barke trug ein holdes Weib, beziehungsvoll geschmückt. Das waren die Städte Italiens, die mir entgegenzogen. Und eine, eine sah ich unter allen, Lorbeer im Haar und Lilien in der Hand. Und die Buffonen sangen mir in frechen Versen, du seiest Fiorenza, du, — die Süße, Eine, der Ruhm, der Glanz, die Liebe und die Macht, das Ziel der Sehnsucht, du, die Blüte dieser Welt, und werdest mein sein . . . Ich sah dich an, und eine Pein ergriff mein Herz, ein Weh, ein Trotz und eine tiefe Drangsal — wie nenn' ich es? — nach dir! nach dir! dich haben, Weltenblume, schillernde Verführung, und an dir sterben!

Fiore: Armer Sieger! Was gäbt Ihr in den Kauf, könntet Ihr diese Pein für Euere Müdigkeit zurückgewinnen?

Lorenzo: Ich fühle sie! Sie ließ mich niemals wieder! Besitzt man dich? Endet je der Kampf um dich? Gibt's eine Ruhe je in deinen Armen? . . . Du fielst mir zu, du Wundervolle. Weißt du den Abend nach dem Fest? Du kamst . . . Du tratest durch den Marmorrahmen der Tür zu mir herein. Und als ich im golddunklen Gemach zum

erſten Male dich umſchloß, mit meinen Lippen deinen Mund gewann, — da fühlte ich den Dolch, den du im Mieder trägſt, und dachte an Judith . . . Dein Vater haßte uns Medici. Er ſchwor zum Pitti, wir ſchickten ihn ins Elend, und die Verbannung ſah deine Schönheit erblühn. Vielleicht, daß du dich nur ergabſt, um Rache zu nehmen? Daß im Augenblick der tiefſten Luſt der giftige Tod mich traf? Wie oft, und war die Liebesſtunde noch ſo trunken, forſchte ich in deinen rätſelhaften Augen, lauſchte ich hinter deine kühle, geſchliffene Rede . . . Haſt du mich je geliebt? Je einen, dem du dich ergabſt? Folgſt du nicht neugierig nur der Kraft der Sehnſucht, die nie befriedigt entſchlummern darf, die im Beſitze ſtets neu ſich gebären muß, wenn ſie dich ſchmählich nicht verlieren will? Für den, Madonna, der von Eurem Reiz gekoſtet, gibt es nie Ruhe mehr, nicht im betrachtenden Erinnern an Vergangenes und nicht in Träumen von Zukunft. Nur eine ſtete, ſcharfe Gegenwart, wach, ſchickſalsvoll, gefährlich und — verzehrend . . .

Fiore: Hört, Herr Lorenzo! Ich bin nicht gekommen, um mit Euch über die Kunſt der Liebe zu disputieren. Ich bin ein Weib; doch ſchien es oft, als liege Euch an meiner Stimme und Meinung auch über ernſte Dinge?

Lorenzo: Redet, ich bitte Euch.

Fiore: Nun denn, ich kam, Euch über die Fahrläſſigkeit, mit welcher Ihr dem üblen Gang der öffentlichen Dinge zuſehet, mein Erſtaunen zu zeigen . . . Ihr hörtet nie von einem Mönch, Hieronymus Ferrarienſis mit Namen und Prior von San Marco?

Lorenzo ſieht ſie an: Ich hörte von ihm.

Fiore: Und hörtet, daß er die Stadt mit Worten sich unterwirft, die Jugend sich zu Füßen zwingt, die Künstler in Asche und Buße niederwirft, das Volk aufwiegelt wider Euch und Euer Regiment, und sich selbst als Sendboten des Gekreuzigten anbeten läßt?

Lorenzo: Ich hörte davon.

Fiore: Seht doch! Und duldet dies alles, sanftmütig, in den Kissen Euerer Müdigkeit?

Lorenzo: Wenn Florenz ihn liebt, kann ich's nicht hindern und will's nicht hindern.

Fiore: Er beschimpft Florenz.

Lorenzo: Und Florenz liebt ihn dafür.

Fiore: Wollt Ihr auch dulden, daß er mich beschimpft?

Lorenzo: Tat er das?

Fiore: Ich will Euch diese Sache von Anbeginn erzählen. Sie hat ihren Ursprung nicht erst in Santa Maria del Fiore.

Lorenzo: Ihr waret im Dom?

Fiore: Wie alle Welt.

Lorenzo: Ihr waret oft im Dom?

Fiore: So oft es mir beliebte . . . So regelmäßig wie ganz Florenz. Und aus gerechterer Neugier als ganz Florenz. Ich kenne diesen Mönch aus frühen Tagen.

Lorenzo: Aus frühen Tagen?

Fiore: Aus Tagen, da des Ruhmes Krone noch unsichtbar hoch über seinem häßlichen Haupte schwebte. Das ist rasch berichtet. Zu Ferrara, in Nachbarschaft des Häuschens, darin mein Vater vor Eueren Häschern mit mir Unterkunft gefunden, lebte ein Bürger, Herr Niccolo mit Namen, gelehrt, begütert und von altem Stamm, bei Hofe

wohl gelitten; er lebte dort mit seinem Weibe, Monna Helena, und seinen Kindern, zwei Mädchen und vier Knaben, denn der älteste war schon von Haus und hatte Sold genommen ... Ich war ein Kind noch oder fast ein Kind, zwölf Jahre, dreizehn — doch ich war schon schön (wollt Ihr das glauben?) und die Augen der Jünglinge stellten mir nach ... Ich hielt gute Nachbarschaft mit denen von nebenan. Von Haus zu Haus ging ein Verkehr, man plauderte durchs Fenster, man besuchte einander, man spazierte zur Sommerszeit vors Tor hinaus, um auf den Fluren einander zu haschen und zu kränzen ... Aber einer der Nachbarssöhne schloß sich von unserer frohen Freundschaft aus, der zweite, um achtzehn, wie mich dünkt, schwach, klein und häßlich wie die Nacht. Er war menschenscheu, und wenn Ferrara strömte, den öffentlichen Festen zuzuschauen, begrub er sich in Büchern, spielte auf seiner Laute traurige Melodien und schrieb, was niemand lesen durfte. Man dachte, einen Arzt aus ihm zu machen, und so oblag er dem Studium der Philosophen, den Kopf in seinem Kämmerlein gebückt auf Thomas Aquinas und die Erklärer des Aristoteles ... Oft neckten wir ihn und warfen durchs Fenster Orangenschalen auf sein Lesepult; dann blickte er auf mit einem verächtlichen und unglückseligen Lächeln ... Zwischen mir und ihm stand es absonderlich. Mit Angst und Abscheu schien er meinen Anblick zu fliehen und doch verdammt zu sein, mir zu begegnen auf Schritt und Tritt, — im Hause, auf der Gasse ... Dann war es, als wollte er feig und scheu beiseite weichen, doch zwang er sich und preßte die dicken Lippen aufeinander, ging mir entgegen, ging an mir vorbei und grüßte, verfärbt, mit

wundem, schwerem Blick. So kam's, daß ich begriff, er war verliebt in mich, und freute mich der Macht, die über seinen trüben Hochmut mir zugefallen. Ich zog ihn spielend an, ich gab ihm Hoffnung und verstieß ihn wieder mit einer Miene. Es ergötzte mich, den Umlauf seines Blutes zu beherrschen mit meinen Augen. Da ward er stummer noch und magerer, begann ein Fasten, daß sich ihm die Augen höhlten, und lange Stunden sah man in den Kirchen ihn kauern, mit der Schärfe einer Altarstufe sich die Stirn zerschneidend. Ich aber, aus Neugier, ließ es sich treffen, daß er sich eines Tages ums Dunkelwerden allein mit mir im Zimmer fand. Ich saß und schwieg und wartete. Da stöhnte er und ward zu mir gezogen und flüsterte und schluchzte und gestand ... Und da ich ihm zum Schein erstaunt sein Tun verwies, befiel es ihn wie Rasen, unmenschlich schier, und keuchend lag er mir an mit Betteln und mit Lechzen, ihm zu gehören. Ich nun, mit Abscheu und Entsetzen, stieß ihn von mir — mag sein, ich schlug nach ihm, weil er sein gieriges Klammern nicht lösen wollte. Und wie ich das getan, riß er sich empor mit einem Schrei, heiser und unverständlich, und stürzte fort, die Fäuste vor den Augen.

Lorenzo: Ich begreife ... ich begreife ...

Fiore: Er hieß Girolamo. Bei Nacht entwich er nach Bologna und nahm das Kleid des heiligen Dominikus. Er predigt Buße in unerhörten Lauten. Man lacht, man staunt, man unterwirft sich. Sein Name fliegt durch Italien. Eure Neugier, verwöhnte Herren, zieht ihn nach Florenz. Und er wird groß in diesem Florenz ...

Lorenzo: Du hast ihn groß gemacht!

Fiore: Ich — ihn? So hört, wie er mir lohnt! Vor allem Volke hat er mich beſchimpft, heute, im Dom ... auf mich gewieſen hat er mit ſeinem Finger, hat mich mit Worten beſpien und mich der großen Babel verglichen, mit der die Könige buhlen!

Lorenzo: Die Könige! — — Du haſt ihn groß gemacht! Größer als mich, dem du dich gabſt.

Fiore: Größer als Euch? Das ſind' ich, iſt nicht entſchieden, das will entſchieden ſein, — höret, mein Freund ... wenn Ihr ihn rufen ließet? Hier vor Euch hin? Sei es, um nur zu ſehen, wie hilflos das Mönchlein über den Teppich ſtolpert, wenn es gilt, vors Antlitz des Magnifico zu treten. Dann ſei ſein Rhodus hier. Höret ihn an, erwidert ihm. Laßt ihn ſich mit Euch meſſen. Erkennt Ihr ſeine Nichtigkeit, ſo ſchickt ihn heim in ſeine Zelle, auf ſeine Kanzel. Er mag Euch fürder ſchmähen nach Belieben, Euch — und mich. Und fühlt Ihr ſeine Übermacht, liegt es bei Euch, mit ſtarken und kalten Argumenten ſie aus der Welt zu leugnen. Er iſt in Eurer Macht: er gehe, ſeid Ihr ein Mann, nicht wieder daraus hervor ...

Lorenzo: Und wenn ich mich ſolcher Argumente ſchämte? ... Du weißt, daß ich mich ihrer ſchämen würde!

Fiore: Nichts weiß ich. Ich erwarte. Ich warte ab, wie jeder ſich erweiſt. Ich ſchaue auf das Ergebnis. Von mir, wahrhaftig, erwartet keinen Dank, wenn Ihr Euch ſchämt, der Stärkere zu ſein!

Lorenzo: Er würde nicht kommen. Wo iſt ein Vorwand, ihn herzurufen?

Fiore: Ihr ſeid recht krank. Habt Ihr niemals gelogen?

Ihr ruft den Priester. Ihr fühlt Euch leidend — Ihr wünscht zu beichten. Ihr wünschet geistigen Rat.

Lorenzo: In Wahrheit, den wünsch' ich! Nach dem verlangt mich! Um mich her ist Leere und Entsetzen in diesem Augenblick. Ich sehe Euch nicht, Madonna. Ich sehe nicht, daß Ihr schön seid. Ich begreife nicht mehr die Sehnsucht! Ich wünschte, Euch zu verachten, doch es graut mir vor Euch ... Wohin wende ich mich? Wohin von Euch? ... Man rufe Ficino! ... Ach, das ist Spiel! ... Man rufe den Bruder Girolamo! Ihr habt recht! Er komme!

Fiore: Er kommt.

Lorenzo: Wie denn: er kommt?

Fiore: Ich rief ihn Euch. Ich wußte, daß Euch nach ihm verlangt. Ich sandte nach ihm, heute nach der Predigt. Nachdem er mich beschimpft. Er ist unterwegs. Ihr dürft ihn mit jedem Augenblick erwarten.

Lorenzo: Mit jedem Augenblick ... Bei Gott, Ihr wißt zu handeln! Euere Lüsternheit ist groß nach dieser Begegnung! Mit jedem Augenblick ... der Widersacher in Careggi ... Heute und gleich! ... Gut denn, er komme nur! Macht er mir Furcht? Ich werde ihn nicht abweisen lassen, wenn er kommt. Will ich ihn noch hören, so mocht' es an der Zeit sein, ihn zu rufen ... Doch vorher ruft mir Menschen! Ruft mir meine Gefährten! Pico soll kommen und die andern! Fiore greift nach einer Glocke und rührt sie. Habt Dank, Madonna! Ich liebe Euch. Schlecht wär' ich gerüstet, diesen Propheten zu empfangen, liebt' ich Euch nicht ... Da seid ihr, Freunde! Gönnt mir ein Weilchen noch Euere heitere Gegenwart!

6

Pico, Ficino, Poliziano, Pulci und Pierleoni kommen über die Stufen.

Pico: Ei, sieh doch, Lauro! Wir glaubten dich einsam ruhend, und du beendest eben, wie mir scheinen will, ein Stelldichein und Liebesstündchen! . . . Habt ehrerbietigen guten Tag, Madonna . . . Aber Lauro, im Ernst: Dann darfst du auch den munteren Jungen dich nicht versagen, die draußen auf deinen Anblick warten schon stundenlang; ein Häuflein Künstler, Francesco Romano an der Spitze, Aldobrandino . . .

Lorenzo: Der auch? Gut, gut, die will ich haben. Die brauch' ich. Die sollen kommen. Es wird Weisung auf die Galerie hinaus erteilt. Ich bin bei Laune, ihr Herren! Ich habe gute Nachricht erhalten! Besuch wird kommen! Ich erwarte noch heute einen berühmten und liebenswürdigen Gast. Laßt, ihr erratet ihn nicht. Auch du nicht, Pico. Ich aber erwart' ihn mit Ungeduld und bin es höchlichst zufrieden, daß meine Künstler kommen, um mir die Zeit zu kürzen, bis zu seinem Eintritt ins Zimmer . . . Da sind sie! Seht Aldobrandinos rotes, unschuldvolles Gesicht! Seht Leones verliebte Nase! Und Ghino, den hellen Götterliebling! . . . Seid mir willkommen, Kinder!

Die elf Künstler sind behutsam und unter Verbeugungen hereingekommen.

Aldobrandino: Heil und Segen Euerer Herrlichkeit!

Grifone: Gesundheit und Freude dem göttlichen Laurentius Medici!

Sie drängen sich um ihn, knien nieder, beugen sich über seine Hände.

Lorenzo: Habt Dank! Habt Dank! Seid sicher, daß ich mich herzlich Eures Kommens freue! . . . Laßt sehn, wer seid ihr alle! Da ist Ercole, mein wackerer Goldschmied . . . und Guidantonio, der die schönen Stühle macht . . . Recht so, nun sehe ich auch Simanetto, den herrlichen Architekten, und Dioneo, der das Wachs zum Menschenbildnis formt . . . Was macht die Kunst, Pandolfo? . . . Daß ich unseres Meisters Francesco mit einem Blick gewahr ward, erwähn' ich nicht.

Aldobrandino: Es ist wahr, Euer Exzellenz, — Meister Francesco ist ein großer Maler und trotz der Verschlossenheit seines Mundes uns allen in der Kunst voran; doch in der Liebe zu Euch, gnädiger Herr, steht keiner von uns ihm nach, und einer oder der andere, sollt' ich denken, mag ihm darin wohl gar überlegen sein. Darf ich mir, da es mir eben beifällt, die Bemerkung erlauben, daß ich noch nicht lange wieder die Luft der Heimat atme?

Lorenzo: Wahrhaftig, mein guter Aldobrandino, du hast recht! Du warst abwesend! Du warst in Rom — ich erinnere mich genau. Du hattest Arbeit dort, nicht wahr?

Aldobrandino: Freilich, Herr, und bei hochgestellten Liebhabern, wie ich hinzufügen möchte. Aber dann drang das Gerücht zu mir, daß Lorenzo de' Medici, mein großer Auftraggeber, unpäßlich sei, und ohne Verzug ließ ich alles im Stich und eilte nach Florenz mit solchem Eifer, daß ich den Weg von Rom in weniger denn acht Stunden zurücklegte!

Grifone: Das prahlt er, Herr. Das heiße ich unverschämt geprahlt! Kein Mensch legt diesen Weg in acht Stunden zurück. Das ist gelogen.

Aldobrandino: Ihr hört, gnädiger Herr, wie dieſer mich bei Euch zu verleumden ſucht!

Lorenzo: Ruhig, Kinder, das iſt kein Grund zum Zanke. Geſetzt, daß es wohl unmöglich iſt, in acht Stunden von Rom zu kommen, ſo ſagt Aldobrandino es doch nur, um mir ſeine Liebe zu bezeugen und ſie mir auf poetiſche Art recht deutlich vor Augen zu führen. Und dafür will ich ihn nicht ſchelten.

Aldobrandino: Das iſt eine herrliche Auslegung, Herr. Doch kennt Ihr bei alldem meine Ergebenheit noch nicht ganz, wißt nicht, was alles ich um ihretwillen zu dulden und ſchweigend zu verwinden bereit bin ... Dies wenigſtens muß ich ſagen dürfen, gnädigſter Prinz ... Gut, gut! Ich mache kein Aufhebens.

Grifone: Du tuſt wohl daran. Wir ſind um wichtigerer Dinge willen hergekommen. Es gilt, über die Feſtlichkeiten zu beraten, Magnifico, die zur Feier Euerer Geneſung veranſtaltet werden müſſen.

Lorenzo: Meiner Geneſung ...

Grifone: Das will ich meinen. Mit Euerer großmütigen Erlaubnis mein' ich das. Man ſollte denken, daß Lorenzos Geneſung keine ſchlechte Gelegenheit zur Ausarbeitung eines ſchönen Triumphzuges mit nachfolgendem Tanz und öffentlichem Gelage abgeben würde. Mein Kopf iſt voller Entwürfe. Gebt die Veranſtaltung in meine Hand, und es ſoll ein Feſt geben, deſſen Beſchreibung gedruckt durch ganz Italien laufen ſoll.

Lorenzo: Gut, gut, Grifone. Ich danke dir, mein Junge. Ich rechne auf dich. Wir kommen miteinander auf dieſen Punkt zurück. Nun, will ich hören, ob Ercole

gearbeitet hat, seit ich ihn nicht sah ... Was spürst und prüfst du im Zimmer umher, Guidantonio?

Guidantonio: Verzeihung, gnädiger Herr ... ich betrachte die Einrichtung. Einiges ist gut. Der Stuhl, auf dem die Herrlichkeit Euerer Exzellenz gerade sitzt, ist von mir. Ein schönes Stück. Aber die übrigen Dinge sind recht veraltet, das verzeiht mir, und nicht auf der Höhe des Geschmacks. Ich habe Euch ein Zimmer in der Arbeit, in dem antike Motive aufs herrlichste zu neuzeitlicher Bequemlichkeit verarbeitet sind. Darf ich Euch die Zeichnungen bringen?

Lorenzo: Tu das mit nächstem, mein Freund. Ich werde nicht umhin können, das Zimmer zu bestellen, wenn es sonst an Geschmack und Wohnlichkeit ein echter Guidantonio ist. Und also denn, Ercole, laß von den schönen Sachen hören, die du ausgeführt hast!

Ercole: Kleinigkeiten, Herr; doch es sind hübsche Einfälle darunter, die Euch gefallen werden. Ein schönes Salz- und Pfefferfaß mit Figuren und Laubwerk habe ich eigens für Euere Tafel bestimmt. Ihr werdet mir dafür zahlen, was ich verlange, sobald Ihr es seht. Ferner habe ich eine Medaille mit Eurem Bildnis gemacht und auf der Rückseite Moses dargestellt, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt. Ich habe als Umschrift hinzugefügt: Ut bibat populus.

Lorenzo: Es hat getrunken ... das Volk! — Präge mir die Medaille, mein Ercole. Präge sie in Silber und Kupfer. Ich lobe sie, ohne das Modell gesehen zu haben. Du hast ihn gut gewählt, deinen Spruch. Ut bibat populus ...

Ercole: Aber das Herrlichſte iſt ein kleines Brevier zu Ehren der Mutter Gottes, mit einem Deckel von maſſivem Golde und überaus reich gearbeitet. Außen, ſeht Ihr, iſt die Jungfrau abgebildet, in Edelſteinen, die ganz allein ſchon ſechstauſend Scudi wert ſind . . .

Aldobrandino: Pack' ein, Ercole! Lorenzo wird dein Brevier nicht kaufen.

Lorenzo: Und warum wird er nicht?

Aldobrandino: Weil ihm das Zeichen der Jungfrau gar nicht gefällt. Jedenfalls hat er ſich ſtets nach Kräften bemüht, in Florenz ſo wenig Jungfrauen wie möglich übrigzulaſſen!!

Gelächter und Beifall.

Leone: Das iſt unverſchämt! Das iſt ein unverſchämter Diebſtahl, Magnifico! Dieſer Witz iſt von mir! Vor einer Stunde habe ich ihn im Garten erfunden. Ich rufe dieſe Herren zu Zeugen auf . . .

Aldobrandino: Du ſollteſt deinen Neid nicht ſo häßlich zur Schau tragen, Leone. Du magſt vorhin etwas Ähnliches geſagt haben, ich gebe das zu. Aber du tateſt es in ganz anderem Zuſammenhange, und auf jeden Fall zeugt es von böſem Charakter, mir den Beifall dieſer edlen Herren für meine Geiſtesgegenwart zu mißgönnen.

Leone: Wenn hier nicht Lauro ſäße, und Madonna Fiore, du Aufſchneider, ſo würde ich dir ins Geſicht ſagen, daß du ein läppiſcher Schwätzer biſt!

Aldobrandino: Und ich würde dir der Wahrheit gemäß erwidern, daß deine Ähnlichkeit mit einem ſtinkenden Ziegenbock zum Verwechſeln groß iſt . . .

Lorenzo: Aldobrandino! Leone! Genug! Ich erkläre dieſe Sache für beigelegt. Ich kenne euch beide als witzige

Köpfe ... Komm her, Leone, erzähl' uns etwas! Gib ein Abenteuer zum besten, du Schwänkereicher! Wir wollen wettmachen, was dir an Beifall verloren ging. Sieh, wie unsere Herrin dich mit den Augen bittet! Sie liebt deine Historien. Und unser Meister Francesco ... steht ihm das Verlangen nicht in der Miene geschrieben! Möchtest du, daß Leone uns eine zärtliche Geschichte erzählt, mein Francesco, — ja oder nein?

Francesco Romano rollt seine schwarzen Augen, schmunzelt, tut dann zum ersten Male den Mund auf und sagt mit starker, naiver Stimme: Ja.

Lorenzo: sehr erheitert: Hörst du's Leone? Der Meister versteht sich besser aufs Malen, denn aufs Wortmachen; doch was er sagt, hat Schwergewicht und Kern. Unmöglich, dich zu weigern. Fang' an! Madonna ist die Königin des Tages. Sie ruft dich auf, und dieser edle Kreis erwartet deine Novelle.

Leone: Nun also, aufgepaßt! Doch bitt' ich sehr um Nachsicht bei den Herren Gelehrten. Ich schwatze wie mir's einfällt, ohne Kunst. Ich bin kein Novellist, ich fable nicht, hab's auch nicht nötig zu fabeln wie ein Dichter. Ein Dichter, wie man weiß, genießt und liebt nur mit dem tintigen Gänsekiel; ich aber tu's mit einem anderen ergiebigen Stift ...

Heiterkeit. Bravorufe.

Und demnach berichte ich wahrhaftig, wie Kupido das letztemal mir hold gewesen. Hört zu! — In der Lombardei, wo ich kürzlich bei einem Freunde zu Gast war, ist ein Nonnenkloster gelegen, das wegen seiner frommen und im Geruche der Heiligkeit stehenden Äbtissin großer Berühmtheit

genießt. Nun gehört aber eine Base meines Freundes, namens Fiammetta, zu den Bewohnerinnen dieses Klosters, und da er sie eines Tages am Gitter besuchte, durfte ich ihn begleiten. Kaum hatte ich sie erblickt, als ich in Liebe zu ihrer Jugend und Schönheit entbrannte, und an ihren Augen erkannte ich, daß auch sie für ihr Teil nicht wenig Wohlgefallen an mir fand. Von nun an war all mein Trachten darauf gerichtet, wie ich mich ihr aufs innigste zu nähern vermöchte, und da ich in solcherlei Angelegenheiten nicht ohne Erfahrung bin, so hatte ich bald einen Plan entworfen, wobei mir der Umstand zu Hilfe kam, daß, wie mir berichtet ward, in dem Kloster die Stelle eines Gärtners vakant war. Ich veränderte auf alle Fälle ein wenig mein Gesicht, indem ich mir den Bart schor, tat ärmliche Kleidung an und meldete mich bei der gestrengen und heiligen Äbtissin als Anwärter auf die Gärtnerstelle, wobei ich zum Überfluß mir den Anschein gab, als sei ich stumm, was ein vortrefflicher Einfall war, da ich hierdurch die keusche Dame noch vollkommener meiner blöden Ungefährlichkeit für ihre Schäfchen versicherte. Ich ward angenommen und trat alsbald in Dienst. Auch fügte es sich gar bald, daß ich im Garten bei der Arbeit mit der reizenden Fiammetta zusammentraf, mich ihr zu erkennen gab, und ihr erklärte, daß ich, wie nicht stumm, so auch sonst mit keinem Leibesgebrechen behaftet sei, wovon ich sie herzlich bat, sich genau und völlig zu überzeugen. Und da ihre Wünsche den meinen feurig entgegenkamen, so nahm sie mich an dem ersten Abend, da sich Gelegenheit bot, mit sich in ihre Zelle, wo ich die Nacht bei ihr verblieb; und ich versichere euch: wenn ich bei der Arbeit des Tages aus Mangel an Übung es irgend

hatte fehlen lassen, so zeigte ich mich bei derjenigen der Nach höchst anstellig und geschickt. Ja, der Liebreiz meiner kleinen Fiammetta begeisterte mich in mehr als einer Nacht zu großen Taten und hätte das noch in vielen Nächten getan, wenn nicht der Neid unserem Glücke ein Ende gemacht hätte. Zwei häßliche Nönnlein nämlich, die keinen Liebhaber hatten und insgeheim so gut sie konnten, ihren Bedürfnissen abhelfen mußten, machten die Entdeckung, daß man den Bock zum Gärtner gesetzt habe, wurden von Mißgunst gegen ihre liebliche Schwester erfüllt und standen nicht an, ihre Beobachtungen der frommen Äbtissin zu hinterbringen. Um sicher zu gehen, beschloß man, uns auf frischer Tat zu ertappen. Man paßte uns auf, und eines Abends spät, als Fiammetta mich wieder zu sich eingelassen hatte, eilten die zwei neidischen Nönnlein vor die Zelle der Äbtissin, pochten gar verzweifelt und meldeten, daß der Fuchs in der Falle sei. Die nächtliche Störung mag der heiligen Frau ungelegen gekommen sein, wie sich erweisen wird; doch sprang sie eilends aus dem Bette, fuhr Hals über Kopf in die Kleider und begab sich mit den beiden Verräterinnen zu Fiammettas Zelle. Die Tür ward aufgesprengt, Licht ward entzündet, und unsere zärtlichste Umarmung vor den Blicken preisgegeben. Fiammetta und ich waren anfangs schreckerstarrt. Kaum aber hatte ich mich ein wenig gesammelt und die Äbtissin, welche sich in Schmähnamen und Verwünschungen erging, ein wenig schärfer ins Auge gefaßt, als ich eines verwunderlichen Umstandes gewahr ward. Die heilige Frau nämlich hatte, als sie im Dunklen ihre Haube aufzusetzen vermeint hatte, eine Priesterhose über den Kopf gestülpt, deren Kniebänder ihr gar seltsam an

beiden Seiten auf die Achseln hinunterhingen. Madonna sprach ich, indem ich den Strom ihrer Schimpfrede unterbrach — und sie machte große Augen, da sie den Stummen reden hörte — wollt doch zuvorderst nur Euer Kopfzeug festknüpfen und saget hernach, was Ihr wollt! Da war sie ihres Fehlgriffes inne und stand wie mit Blut übergossen, denn sie wußte wohl, wo der Besitzer der Hose sich befand. Wütend stürzte sie fort und mit ihr die beiden Verräterinnen, so daß meine Fiammetta und ich allein zurückblieben und in dieser Nacht noch einmal unbehelligt alle Seligkeiten des Himmels — —

Er hat unter wachsender Heiterkeit erzählt. Gewisse Pointen werden von den Künstlern und Humanisten stürmisch applaudiert. Auch Fiore beteiligt sich daran. Lorenzo, vollständig abgelenkt, ist der Novelle mit kindlicher Lust gefolgt. Gegen Ende der Geschichte ist im Zimmer eine tumultuarische Fröhlichkeit entstanden. Lorenzo lacht herzlich; die Künstler wollen sich ausschütten. Plötzlich aber unterbricht sich der Erzähler, und eine jähe Stille tritt ein.

Ein Page ist vorn rechts durch den Vorhang eingetreten und meldet mit heller, klar vernehmbarer Stimme: Der Prior von San Marco.

Pause.

Poliziano: entsetzt, ohne seinen Ohren zu trauen: Was sagst du, Knabe?!

Der Page eingeschüchtert: Der Prior von San Marco.

Stille. Alle Blicke sind in höchster Ratlosigkeit auf Lorenzo gerichtet. Man sieht nichts als offene Münder und verstörte Augenbrauen.

Lorenzo zum Pagen: Tritt näher, du. Wie heißt du?

Der Page: Ich heiße Gentile, gnädiger Herr.

Lorenzo: Gentile ... Das ist hübsch. Geh' nochmals bis dorthin, Gentile, und komm' zurück. Ich seh' dich gerne; du verstehst zu gehen. Deine Hüften sind schön. Bleib' so

stehen . . . Aldobrandino, merk' dir diese Linie. Nimm diesen Ring, Gentile, weil du meinen Augen wohlgetan. Und den du meldetest, der trete nun ein.

Poliziano: Du wolltest! . . .

Lorenzo: Ich will.

Der Page ab. Totenstille. Der Vorhang wird wieder gehoben. Das fahle, gramvolle und leidenschaftliche Profil des Ferraresen schiebt sich langsam ins Zimmer. — Es ist von einer verstockten Häßlichkeit und steht mit seiner wilden und knochigen Großzügigkeit in erschreckendem Gegensatz zu der Kleinheit und Schwächlichkeit der übrigen Gestalt. Es ist von der Kapuze des schwarzen Überwurfes umrahmt, den der Mönch über der weißen Kutte trägt. Zwischen der heftig gebuckelten Nase und der schmalen, kantigen Stirn ist ein scharfer Einschnitt. Die wulstigen Lippen sind mit einer Art Innigkeit geschlossen, ein Ausdruck, der die aschfarbenen Höhlungen seiner Wangen noch zu vertiefen scheint. Die stark gezeichneten, an der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen sind emporgezogen, wodurch die Stirn in tiefe, wagerechte Furchen gelegt und den kleinen, von den Schatten der Erschöpfung umlagerten Augen ein zugleich stumpf und tiefschauender Ausdruck verliehen wird. Er ist außer Atem von dem weiten und schnellen Gang, doch sucht er, es zu verbergen. Seine Hände, jetzt noch in den Ärmeln seiner Kutte, scheinen wächsern und zittern, wenn er sie erhebt. Seine Stimme ist zuweilen von einer nervösen Verzagtheit, zuweilen gewinnt sie, man weiß nicht, woher, eine wilde und harte Kraft.

Die Künstler weichen bei seinem Eintritt tief ins Zimmer zurück, sie geben ihm Raum im Überfluß. Sie halten sich zueinander; einer ergreift den Arm des anderen, wendet sich halb und starrt über die Schulter mit gerunzelten Brauen, mit von Ekel, Verständnislosigkeit und Furcht verzogenen Lippen auf den Mönch. So ziehen sie sich allmählich über die Stufen und nach links durch die Galerie zurück, mit ihnen die Humanisten. Pico ist der letzte, der verschwindet. Neugierig wirft er noch Blicke hinter sich auf die Gruppe der drei, die im Zimmer zurückbleiben, und entfernt sich schließlich auch seinerseits auf leisen Sohlen.

Des Ferraresen geradeaus gerichteter Blick trifft auf Fiore, die in kunstvoll geordneter Haltung zu Lorenzos Füßen sitzt. Er zuckt zusammen, ein Ausdruck von Qual verstört einen Augenblick sein

Gesicht. Dann reckt er sich auf, faßt scharf Lorenzo ins Auge und beschreibt mit Haupt und Oberkörper eine unbestimmt grüßende Bewegung.

Fiore hat sich erhoben. Die Hände auf dem hervortretenden Leibe zusammengelegt, schreitet sie mit gesenkten Lidern auf den Ferraresen zu und spricht mit hoher, girrend eintöniger Stimme: Seid willkommen zu Careggi, Herr Prior. Darf man Euch Glückwunsch sagen zu Eurer heutigen Predigt? Ich verspätete mich ein wenig; doch kam ich genau zurecht, um ihre beste Stelle zu hören . . . Ihr habt mich höchlichst erbaut, seid des versichert. Euere Produktion ist von gewaltiger Art. — Nun? Warum verstummt Ihr mir so gänzlich? Es ziemt dem Künstler nicht, Lobpreisungen und Triumphe so starr und stolz und ohn' ein Lächeln bescheidener Abwehr hinzunehmen.

Der Prior noch atemlos, mit gequälter Rauhheit: Ich sprach zu Euch im Dom. Ich will zu Euch nur sprechen von meiner Kanzel.

Fiore künstlich schmollend: Nicht jeder ist so streng. Man spricht zu mir von aller Künste Kanzeln, man macht mich lächeln oder gewinnt mein Ohr . . . und hat so viel an Blut und Feuer doch übrig, um auch im flachen Leben ein wenig lebendig mir zu begegnen.

Der Prior: Ich lebe nur auf meiner Kanzel.

Fiore künstlich schaudernd: So seid Ihr tot hier unten? Hu, ja, das seid Ihr! Ihr seid fahl und kalt. Ich bin in diesem Zimmer zusammen mit einem Kranken und einem Toten! . . . Doch einst, Herr Toter, einst vor Zeiten, da lebtet Ihr, nicht wahr, und spracht zu mir hier unten . . .

Der Prior: Ich sprach. Ich schrie. Ihr lächeltet. Ihr

lachtet. Ihr striemtet mich mit Schimpf. Ihr triebt mich hinauf — auf meine Kanzel. Und nun huldigt Ihr mir.

Fiore: Ihr wählt starke Worte. Das ist Rhetorenart. Ich huldige Euch? Man huldigt mir, und wer es am besten und feinsten zu tun versteht, dem neige ich mich.

Der Prior: Ich huldige Euch nicht. Ich schmähe Euch. Ich nenne Euch abscheulich und verworfen. Ich nenn' Euch Lockspeise des Satans, Gift der Geister, Schwert der Seelen, Wolfsmilch für den, der trinkt, und Anlaß des Verderbens und Nymphe, Hexe, Diane nenn' ich Euch . . .

Fiore: Und sagt es gut. Es braucht so viel Talent, zu schmähen wie zu preisen. Und wenn mir alles das nun als die letzte und kühnste Art von Huldigung erschiene? Könnt Ihr das denken? Wie? Laßt hören! Ihr dächtet es Euch wohl gar?!

Der Prior: Ich kann Euch nicht verstehen. Ihr hörtet mich im Dom. Ich bin ungeschult und kann nicht tändeln. Doch hörtet Ihr mich im Dom. Das Wort ist schwer und heilig. Er, der mit dem Finger die Lippen schließt, Petrus Martyr, ist mein Meister.

Fiore: Wirken und schweigen . . . Ich finde, Magnifico, an Euerem Geist viel Ähnlichkeit mit Meister Francesco Romano. Doch . . . mit diesem Kranken zu plaudern, Herr Toter, seid Ihr ja wohl gewillt? Ihr kamet doch deshalb? Nun denn, so will ich gehen und wünsche den Herren die angenehmste Unterhaltung. Viel Einverständnis wünsch' ich und ein reiches Ergebnis. Mir scheint, es kann nicht fehlen.

Sie schreitet die Stufen empor und entschwindet nach rechts durch die Galerie. Während der folgenden Szene bricht der Abend herein.

7

Lorenzo ſcheint den Ferrareſen vollſtändig vergeſſen zu haben, der ſeinen trübe brennenden Blick unverwandt auf ihn gerichtet hält. Geſenkten Kopfes blickt er von unten herauf ins Leere. Endlich, zur Situation zurückkehrend, rafft er mit einer rührenden Anſtrengung ſeine weltmänniſche Liebenswürdigkeit zuſammen und ſagt: Wollt Euch doch ſetzen, Padre!

Der Prior iſt von Müdigkeit verſucht, ſich auf einen Seſſel in der Nähe der Tür niederzulaſſen, hält ſich dann aber aufrecht: Vernehmt dies eine, Lorenzo de' Medici! Ich ſah die Welt, ich kenne die Tücke der Fürſten und ihre Übung in blutigem Verrat. Wenn dies ein Fallſtrick iſt, wenn man mich hergelockt, um mir Gewalt zu tun und meiner ſich zu entledigen — hütet Euch wohl! Ich werde geliebt. Mein Wort gewann mir die Seelen. Das Volk ſteht hinter mir. Ihr dürft mich nicht antaſten!

Lorenzo unterdrückt ein Lächeln: Ihr fürchtet? — Nicht doch! Seid unbeſorgt. Es ſei fern von mir, verräteriſch Hand an einen außerordentlichen Mann zu legen. Bin ich ein Malateſta, ein Baglioni? Ihr werdet mir nicht gerecht, indem Ihr mich für ihresgleichen haltet. Ich bin nicht wild, nicht ohne Ehrfurcht. Ich weiß Euer Leben und Wirken ſo wohl zu würdigen, wie nur einer aus Euerer Herde und Gemeinde. Darf ich dafür nicht bitten, daß auch Ihr auf meines gerecht und billig blickt?

Der Prior: Was habt Ihr mir zu ſagen?

Lorenzo: Oh ... ich ſagte ſchon etwas davon. Aber Ihr ſprecht unwirſch. Auch ſeht Ihr leidend und übermüdet aus. Ich täuſche mich nicht. Mein Auge iſt ſcharf dafür. Mit aufrichtiger Teilnahme. Euch iſt nicht wohl?

Der Prior: Ich habe heute gepredigt im Dom. Ich war krank danach. Ich lag zu Bette. Ich verließ es nur auf Eueren Ruf.

Lorenzo: Auf meinen . . . ganz recht. Das tut mir leid! So sehr verzehrt Euch also Euere Leistung?

Der Prior: Mein Leben ist Qual. Fieber, Ruhr und unaufhörliche Gedankenarbeit zum Wohle dieser Stadt haben all meine Lebensorgane so geschwächt, daß ich nicht die geringste Beschwerde mehr zu ertragen vermag.

Lorenzo: Bei Gott, Ihr solltet Euch schonen, solltet ruhn.

Der Prior verächtlich: Ich kenne keine Ruhe. Ruhe kennen die vielen, die ohne Sendung sind. Ihnen ist leicht! . . . Ein inneres Feuer brennt in meinen Gliedern und treibt mich auf die Kanzel.

Lorenzo: Ein inneres Feuer . . . Ich weiß, ich weiß! Ich kenne diese Glut. Ich nannte sie Dämon, Wille, Rausch, doch sie ist namenlos. Sie ist der Wahnsinn eines, der sich einem unbekannten Gotte opfert. Man verachtet die niedrig, die bedächtig Hausenden und läßt sie staunen, daß man ein wildes, kurzes, inniges Leben wählt, statt ihres langen, ängstlich ärmlichen . . .

Der Prior: Wählt? Ich habe nicht gewählt. Gott berief mich zur Größe und zum Schmerz, und ich gehorchte.

Lorenzo: Gott oder Leidenschaft! Ach, Padre, wir verstehen uns! Wir werden uns verstehen!

Der Prior: Ihr und ich? Ihr lästert. Warum sandtet Ihr nach dem Priester? Ihr wirktet im Bösen Euer Leben lang.

Lorenzo: Was heißt Ihr böse?

Der Prior: Alles, was wider den Geiſt iſt — in uns und außer uns.

Lorenzo: Wider den Geiſt . . . Ich will Euch gerne folgen. Ich rief Euch, Euch zu hören. Ich bitte Euch, Bruder, glaubt an meinen guten Willen! Wenn Ihr gefälligſt mir ſagtet: Was heißt Euch Geiſt?

Der Prior: Die Kraft, Lorenzo Magnifico, die Reinheit und Frieden will.

Lorenzo: Das klingt ſanft und ſtark. Und dennoch . . . warum ſchaudert mir? Gleichviel, ich hör' Euch. In uns, ſagtet Ihr? Und alſo auch in Euch? Ihr liegt im Kampfe auch mit Euch ſelbſt?

Der Prior: Ich bin vom Weibe geboren. Kein Fleiſch iſt rein. Man muß die Sünde kennen, fühlen, begreifen, um ſie zu haſſen. Die Engel haſſen die Sünde nicht; ſie ſind nicht wiſſend. Es hat Stunden gegeben, da ich mich auflehnte wider die Rangordnung der Geiſter. Es ſchien mir, daß ich mehr ſei als die Engel.

Lorenzo ausnahmsweiſe mit leiſer Ironie: Eine Frage, ſo kühn und feſſelnd, daß ſie würdig iſt, von Euch geſtellt zu werden. Doch eine Frage, lieber Bruder, die Euch allein angeht und die wir daher für heute unentſchieden laſſen wollen. Seht, ich bin krank, und mir iſt angſt ums Herz — ich mache Euch kein Hehl daraus — angſt um die Welt, um mich — was weiß ich — um die Wahrheit . . . Ich habe Troſt geſucht bei meinen Platonikern, meinen Künſtlern — und habe keinen gefunden. Warum nicht? Weil ſie alle von meiner Art nicht ſind. Sie bewundern mich, mag ſein, ſie lieben mich, und wiſſen nichts von mir. Höflinge, Redner, Kinder — was ſoll mir das? Seht, auf Euch zähl' ich,

Padre. Ich muß Euch hören — über Euch und mich, muß mich vergleichen, mich verständigen mit Euch; dann werd' ich ruhig sein, das fühle ich. Ihr seid nicht von den anderen. Ihr kriecht nicht schwatzend um meine Füße. Ihr habt Euch neben mir emporgerichtet und atmet so hoch wie ich . . . Ihr haßt mich, Ihr verwerft mich, Ihr wirkt gegen mich mit Eurer ganzen Kunst, — seht, und ich, ich bin nicht weit entfernt, in meinem Herzen Euch Bruder zu heißen . . .

Der Prior dem bei diesem Worte eine Röte die hageren Wangenknochen gefärbt hat: Ich will Euer Bruder nicht sein. Ich bin nicht Euer Bruder. Da hört Ihr es. Ich bin ein armer Mönch, ein Geistlicher, verachtet und verhöhnt wie alle meinesgleichen von einer ganzen frechen Welt des Fleisches, und habe mich und in mir meine Art so hoch zu Ehren doch gebracht, daß ich Euch, einem Herren dieser Welt, Euch, dem Magnifico, die Bruderschaft hin vor die Füße werfe.

Lorenzo: Ihr seht mich willig, Euch zu bewundern dafür.

Der Prior: Ihr sollt mich nicht bewundern, Ihr sollt mich hassen! Und da ich Euch furchtbar sein muß, so sollt Ihr mich fürchten. Ich hörte viel von Eurer Liebenswürdigkeit, Lorenzo Medici. Sie soll mich nicht umgarnen. Nochmals, was rieft Ihr mich? Es graut Euch vor dem Maße Eurer Greuel, und Angst drängt Euch, mit Gott zu unterhandeln — nach den Bedingungen der Gnade dürstet Euch. Ist es nicht so?

Lorenzo: Nicht ganz . . . fast so . . . Und unterhandeln, seht, das will ich ja, das tu ich ja; doch Ihr seid ungeduldig. Laßt mich Euch ganz verstehen! Wie? Ich hätte wider den Geist gewirkt mein Leben lang?

Der Prior: Das fragt Ihr? Iſt denn auch Eure Seele ruchlos, wie man ſich ſagt, daß Euere Naſe geruchlos ſei? Ihr habt die Verſuchung gemehrt auf Erden, des Satans Süßigkeiten, mit denen er qualvoll unſer Fleiſch durchſtrömt. Augenluſt habt Ihr aufgerichtet und aus den Wänden ſprießen laſſen in Florenz — und nanntet es Schönheit. Zur geilen Lüge habt Ihr das Volk verführt, die das Verlangen nach Erlöſung lähmt, Buhlfeſte zu Ehren der gleißenden Weltoberfläche habt Ihr entfacht und nanntet's Kunſt . . .

Lorenzo: Ich ſehe eine ſeltſame Verkehrung . . . Ihr eifert wider die Kunſt, und dennoch, Bruder, Ihr ſelbſt — auch Ihr ſeid ja ein Künſtler!

Der Prior: Das Volk ſieht beſſer; es nennt mich einen Propheten.

Lorenzo: Was wäre ein Prophet?

Der Prior: Ein Künſtler, der zugleich ein Heiliger iſt. — Ich habe nichts gemein mit Euerer Augen- und Schaukunſt, Lorenzo de' Medici. Meine Kunſt iſt heilig, denn ſie iſt Erkenntnis und ein flammender Widerſpruch. Früh, wenn der Schmerz mich befiel, träumte mir von einer Fackel, die barmherzig hineinleuchte in alle fürchterlichen Tiefen, in alle ſcham- und gramvollen Abgründe des Daſeins, von einem göttlichen Feuer, das an die Welt gelegt werde, damit ſie aufflamme und zergehe ſamt all ihrer Schande und Marter in erlöſendem Mitleid. Es war die Kunſt, davon mir träumte . . .

Lorenzo in Erinnerung: Die Erde ſchien mir lieblich.

Der Prior: Ich ſah! Ich ſah durch Schein und Lieblichkeit! Ich litt zu ſehr, um ſtolz nicht auf meiner Einſicht zu beſtehen. Wollt Ihr ein Gleichnis? In Ferrara war es. Ich war ein Knabe noch, als eines Tages mein Vater mich

mit sich zu Hofe nahm. Ich sah die Burg der Este. Mit seinen Kumpanen sah ich den Fürsten, mit Weibern, Zwergen, Lustigmachern und schönen Geistern bei Tafel schwelgen. Musik und Duft und Reigen und Gelage war alles ... Doch manchmal, leise, grauenhaft gedämpft, drang in den üppigen Tumult ein fremder Laut: der war ein Laut der Qual, ein Ächzen, Winseln und kam von unten, — von unten aus den fürchterlichen Kellern, wo die Gefangenen schmachteten. Ich sah auch sie. Ich bat und ward hinabgeführt in Gründe, darinnen Heulen und Entsetzen war. Und mit den Unglückseligen hörte ich den Klang der Festeslust herniederdringen und wußte, daß keine Scham dort oben war, nicht ein Gewissen dort oben sich rührte ... Da war mir's plötzlich, als müßte ich ersticken vor Haß und Widerstand ... Und einen großen Vogel sah ich in den Lüften, schön, frech und stark und wohlgemut sich wiegen. Und eine Pein ergriff mein Herz, ein Weh, ein Trotz und eine tiefe Drangsal, ein heißer Wunsch, ein ungeheurer Wille: Könnt' ich doch diese großen Flügel brechen!

Lorenzo: So war das Euere Sehnsucht?

Der Prior: Ich sah der Zeit ins Herz, sah ihre Hurenstirn: scham — schamlos war sie, froh und schamlos — begreift Ihr das? Sie wollte sich nicht schämen! Die Kerzen nahm sie vom Altar des Gekreuzigten und trug sie zum Grabmal eines, der Schönheit geschaffen hatte. Schönheit ... Schönheit ... was ist sie? Ist es möglich, nicht zu durchschauen, was sie ist? Wo nicht — wer möchte ein Ding auf Erden erkennen, ohne von Gram und Ekel gehindert zu werden, es noch zu wollen? ... Wer? Wer? Die Zeit! Ihr alle! Nur ich, ich einzig nicht. Da floh ich,

floh vor dem Greuel solcher Unbefangenheit, die Einsicht und Leiden und Erlösung verlachte. Ich floh ins Kloster, rettete mich in die strenge Dämmerung der Kirche. Hier, dacht' ich, im Weihbezirk des Kreuzes, hier hat das Leiden Macht. Hier herrschen, so dacht' ich, Heiligkeit und Wissen, die sacrae litterae . . . Was sah ich? Ich sah das Kreuz verraten auch hier. Die Stola und Kutte trugen, die für meine Brüder im Schmerze ich gehalten — ich sah sie abgefallen von der Majestät des Geistes. Geschworen hatten sie zum Feinde, zur großen Babel: und ich war allein auch hier. Seht, da begriff ich dies: Mich selbst, mich einzig hatt' ich groß zu machen wider die Welt, — denn ich war stellvertretend und erkoren. Der Geist war aufgestanden in mir!

Lorenzo: Wider die Schönheit? Bruder, Bruder, Ihr führt mich irr! Muß hier denn Kampf sein? Muß man die Welt denn feindlich gespalten sehen? Sind Geist und Schönheit denn gegeneinander gesetzt?

Der Prior: Sie sind es. Ich rede die Wahrheit, die ich erlitt. Ein Zögern. Es dunkelt stark. Wollt Ihr ein Zeichen dafür, wann Unversöhnlichkeit und ewige Fremdheit gelegt ist zwischen zwei Welten? Die Sehnsucht ist dies Zeichen! Wißt Ihr von ihr? Wo Klüfte gähnen, da schlägt sie ihren Regenbogensteg, und wo sie ist, sind Klüfte. Vernehmt, vernehmt, Lorenzo Medici: Es kann der Geist sich nach der Schönheit sehnen. Die Stunden der Schwäche, des Selbstverrates und der süßen Schmach sind es, da das geschieht. Denn sie, die frohe, die liebliche, die starke, sie, die das Leben ist, sie wird ihn nie begreifen, wird fremd ihn meiden, wird vielleicht ihn fürchten, mit Abscheu von sich weisen, mitleidlos

verhöhnen und so zurück ihn treiben zu sich selber . . . Aber begeben kann es sich, Lorenzo Medici, daß er hart wird in Qual und groß in Einsamkeit und daß er wiederkehrt als eine Kraft, der sich das Weib ergibt . . .

Lorenzo: Was brecht Ihr ab? Ich lausche . . . Ich schließe die Augen und lausche. Ich höre meines Lebens Melodie. Wollt Ihr schon schweigen? Es ist so süß, sich selbst zu hören, ganz mühelos . . . Ich sehe Euch kaum noch . . . Mag sein, das ist die Nacht, mag sein, daß mir die Augen sterben, da noch mein Geist lebendig. Doch ich lausche. Ich hör' ein Lied — mein Lied — der Sehnsucht schweres Lied . . . Girolamo, erkennt Ihr mich noch nicht? Wohin die Sehnsucht drängt, nicht wahr? Dort ist man nicht, — das ist man nicht. Und doch verwechselt der Mensch den Menschen gern mit seiner Sehnsucht. Den Herrn der Schönheit hörtet Ihr mich nennen, nicht wahr? Doch ich, ich selbst bin häßlich. Gelb, schwach und häßlich. Die Sinne betete ich an, — mir fehlte ein köstlicher. Ich bin geruchlos. Ich kenne den Duft der Rose nicht, nicht den des Weibes. Ich bin ein Krüppel, bin mißgeboren. Ist es nur mein Leib? Mit wüsten Trieben warf die Natur mich aus: doch noch den Rausch, den Taumel habe in Maß und Rhythmus ich gezwungen. Schwelende Gier und Qual und düstere Brunst war meine Seele: aber zur frohen Flamme hab' ich sie entfacht. Ein Bock, ein ekler Satyr war ich ohne die Sehnsucht, und wenn die Dichter mich den heiteren Olympiern gesellen, so weiß nicht einer von der langen Zucht, womit ich meine Wildnis bändigen mußte. So war es gut. Der Müheloſe wird nicht groß. Wär' ich schön geboren, nie hätte ich zum Herrn der Schönheit mich gemacht. Die

Hemmung iſt des Willens beſter Freund. Wem ſag' ich das? Euch, der da weiß, — der ſo gewaltig weiß, daß nicht dem einfach Starken der Kranz des Helden beſtimmt iſt? Sind wir Feinde, wohlan, ſo ſag' ich, daß wir feindliche Brüder ſind!

Der Prior: Ich bin nicht Euer Bruder! Vernahmt Ihr's nicht? Laßt Lichter bringen, wenn das Dunkel Euch ſchwächlich macht! Ich haſſe dieſe ſchnöde Gerechtigkeit, dies lüſterne Verſtehen, dieſe laſterhafte Duldung des Gegenteils! Sie ſoll nicht an mich! Laßt ſie ſchweigen! Ich kenn' ihn, dieſen Geiſt — zu gut! zu gut! Er weiche von mir! Ich höre Florenz, ich höre Euere Zeit — fein, frech und duldſam — aber mich, mich ſoll ſie nicht entkräften und entwaffnen, mich nicht, mich nicht, — wißt das für immer!

Lorenzo: Ihr haſſet die Zeit, und ſie verſteht Euch. Wer iſt der größere?

Der Prior mit Wildheit: Ich! Ich!

Lorenzo: Vielleicht. Ihr alſo. Gut. Ich rief Euch nicht, zu ſtreiten. Und doch — verzeiht! Ich ſähe Euch gern einig mit Euch ſelber. Wie aber: Ihr ſcheltet den Geiſt, der Euch emportrug, von dem Ihr Euch zur Größe tragen ließet . . . Gebt Ihr mir recht darin? Ich ſehe nicht Euere Miene. Mir aber erſcheinen die Dinge ſo: In einer Zeit, beſchaffen, wie Ihr die unſere beſchaffen nennt, — fein, zweifleriſch und duldſam, neugierig, ſchweifend, vielfach, unbegrenzt, — in ſolcher Zeit gilt die Begrenztheit ſchon als Genius . . . Vergebt! Ich ſtreite nicht, ich will nicht kränken, ich möchte klar ſehn über Euch und mich . . . Eine Kraft, die von der allgemeinen Zweifelſucht entſchloſſen ſich abſchließt, kann Ungeheures wirken. All die Kleinen, Feinen, ſie glauben nicht etwa — denkt ja nicht, daß ſie glauben! — ſie fühlen

Kraft und unterwerfen sich ihr . . . Verzeiht noch! Hört noch weiter! Mir scheint noch dies: Ihr schmäht die Kunst und nutzt sie in Eurem Dienst doch aus. Euer Ruf und Ruhm ward laut, weil diese Zeit und Stadt das stolze Einzelwesen anbetet. Nie, nirgends hat man so viel Dankbarkeit und reichen Lohn gehabt für jeden, der auf eigene Art nach eigenem Ruhme strebte. Wenn Ihr groß wurdet in Florenz, geschah es nur, weil eben dies Florenz so frei, so kunstverwöhnt ist, Euch zum Herrn zu nehmen. Wär' es das weniger — — um ein ganz Kleines nur weniger von Kunst erfüllt, — zerreißen würd' es Euch, statt Euch zu feiern. Ihr wißt das?

Der Prior: Ich will das nicht wissen.

Lorenzo: Darf man nicht wissen wollen? Ihr scheltet die Unbefangenen, die nicht erkennen und schamlos sind. Schämt Ihr Euch nicht, die Macht noch zu gewinnen, da Ihr erkannt, wodurch Ihr sie gewinnt?

Der Prior: Ich bin erkoren. Ich darf wissen und dennoch wollen. Denn ich muß stark sein. Gott tut Wunder. Ihr schaut das Wunder der wiedergeborenen Unbefangenheit. Bei der Cäsar-Büste. Fragte auch dieser, wodurch er stieg?

Lorenzo: Cäsar?! Ihr seid ein Mönch! Und Ihr habt Ehrgeiz!

Der Prior: Wie hätt' ich keinen — da ich so litt? Ehrgeiz spricht: Das Leiden darf nicht umsonst gewesen sein. Ruhm muß es mir bringen!

Lorenzo: Bei Gott, so ist es! Wußte ich das nicht? Mönch, du hast dies alles gar wunderbar erwogen! Ichsüchtig sind wir Herrscher, und sie schelten uns so, weil sie

nicht wiſſen, daß wir's aus Leiden ſind. Hart nennen ſie uns und verſtehen nicht, daß es der Schmerz war, der uns ſo gemacht. Wir dürfen ſprechen: Seht ihr ſelber zu, die ihr's auf Erden ſo viel leichter habt. Ich bin mir Glück und Qual genug!

Der Prior: Auch ſchelten ſie ja nicht. Sie ſtaunen. Sie verehren. Sieh ſie doch kommen zu dem ſtarken Ich, die vielen, die nur ein Wir ſind, und ihm dienen, ihm unermüdlich dienend-entgegenkommen . . .

Lorenzo: Obgleich ſein Eigennutz ganz offen zutage tritt . . .

Der Prior: Obgleich er die Dienſte ganz unerwidert läßt und ſie als ſelbſtverſtändlich entgegennimmt . . .

Lorenzo: Coſimo, mein Vorfahr . . . ich kannt' ihn noch . . . er war ein kluger und kalter Tyrann . . . Sie brachten ihm den Titel: Vater des Vaterlandes. Er nahm ihn und lächelte und dankte nicht einmal. Niemals vergeß' ich das! Wie muß er ſie verachten — dacht' ich. Und ſeitdem hab' ich das Volk verachtet.

Der Prior: Die Schule der Verachtung iſt der Ruhm.

Lorenzo: Er iſt die Würdeloſigkeit der Menge! Sie ſind ſo arm, ſo leer, ſo ſelbſtlos ſelbſtvergeſſen . . .

Der Prior: So einfach, ſo beherrſchbar . . .

Lorenzo: Nichts Beſſeres kennen ſie, als beherrſcht zu ſein . . .

Der Prior: Sie ſchreiben mir von allen Enden der Welt, ſie kommen von weit her, mir den Saum zu küſſen, in alle Lüfte künden ſie meine Größe . . . Hab' ich ſie je gebeten darum und dank' ich ihnen jemals dafür?

Lorenzo: Es iſt erſtaunlich!

Der Prior: Ganz erstaunlich ist es! Seid ihr so nichtig, denkt man, in euch selbst so müßig, daß ihr nichts Stolzeres wißt, als einem anderen zu dienen?

Lorenzo: Ganz so! Ganz so! Man traut den Augen nicht, daß sie so willig sich beugen — und ist's zufrieden.

Der Prior: Lachen möchte man ob der Gefügigkeit der Welt . . .

Lorenzo: Und lachend, lachend faßt man die Welt als williges Instrument, um drauf zu spielen . . . .

Der Prior: Sich darauf zu spielen!

Lorenzo fieberisch: O meine Träume! Meine Macht und Kunst! Florenz war meine Leier . . . klang sie nicht gut? Sie klang von meiner Sehnsucht. Von Schönheit klang sie, von der großen Lust, sie sang, sie sang das starke Lied vom Leben! . . . — Still! Auf die Knie! . . . Dort! . . . Ich sehe sie! . . . Sie kommt, sie naht mir . . . alle Schleier sinken, und ihrer Nacktheit stürmt mein Blut entgegen! O Glück! O süßes Grauen! Bin ich erkoren, dich anzuschauen, Venus Genetrix — du, die das Leben ist, die süße Welt . . . Zeugende Schönheit, triebgewaltige Kunst! Venus Fiorenza! Weißt du, was ich wollte? Das ewige Fest — das war mein Herrscherwille! . . . Oh! Bleibe mir! Was weichst du? Was verbleichst du? Ich sehe nichts mehr . . . Rote Wellen kommen . . . Und ein Entsetzen kommt . . . ein gieriger Schlund . . . Sinkend. Bist du — noch da — mit dem ich mich — verstand? Sprich doch zu mir! . . . Angst . . . Angst . . . Volterra! . . . Blut! . . . Ich leerte die Mitgiftkassen aus für Feste und trieb die Jungfrauen zur Unzucht . . . Sprich rasch! Sprich rasch! Von den Bedingungen der Gnade . . .

Der Prior bei ihm, haſtig, leiſe: Misericordiam volo . . . Es ſind ihrer drei. Zum erſten: Reue . . .

Lorenzo ebenſo: Ich will die Plünderung Volterras bereuen und den Raub der Gelder . . .

Der Prior: Zum zweiten: Daß du alles ungerechte Gut dem Staat zurückerſtatteſt . . .

Lorenzo: Mein Sohn ſoll es zurückerſtatten . . . Weiter . . .

Der Prior furchtbar flüſternd, mit befehlshaberiſcher Geſte: Zum dritten dies: Daß du Florenz freigibſt . . . ſogleich . . . auf immer . . . frei von der Herrſchaft deines Hauſes!

Lorenzo ebenſo leiſe. Es iſt eine geheime und leidenſchaftliche Unterhandlung der beiden Gegner: Frei für dich! —

Der Prior: Frei für den König, der am Kreuze ſtarb.

Lorenzo: Für dich! Für dich! Was lügſt du? Wir erkannten einander! . . . Fiorenza, meine Stadt! Liebſt du ſie denn? Sprich raſch! Du liebſt ſie?

Der Prior: Tor! Kind! Leg' dich zu Grabe mit deinem Spielzeug von Begriffen! Reißende Lieb', umſchlingungsſüßer Haß — ich bin dies Wirrſal, und dies Wirrſal will, daß ich Herr werde in Florenz!

Lorenzo: Unſeliger — wozu?! Was kannſt du wollen?!

Der Prior: Den ewigen Frieden. Den Triumph des Geiſtes. Ich will ſie brechen, dieſe großen Flügel . . .

Lorenzo in Schmerz und Verzweiflung: Du ſollſt das nicht! . . . Elender! Du ſollſt das nicht! . . . Ich verbiete es dir, ich, der Magnifico! . . . Oh, ich erkenne dich, du verrieteſt dich mir! Es ſind des Lebens Flügel, die du meinſt! Der Tod iſt es, den du als Geiſt verkündigſt, und alles

Lebens Leben ist die Kunst! . . . Ich will dir wehren! Noch bin ich der Herr! . . .

Der Prior: Ich spotte deiner. Du stirbst, und ich bin aufrecht. Meine Kunst gewann das Volk! Florenz ist mein.

Lorenzo im Paroxysmus: Ah! Unhold! Böser Unhold! So sollst du mich stark und ruchlos sehen! Schreiend, beide Arme auf eine Seitenlehne stützend aus dem Sessel emporgereckt: Herbei! Herbei! Man komme! Man soll kommen! Ergreift ihn! Bindet ihn! Die großen Flügel will er brechen! Verlies und Ketten! In die Löwengrube! Man töte ihn, der alles töten will! Mein ist Florenz . . . Florenz . . . Florenz . . .! Er bricht zusammen, rollt den Kopf in den Nacken. Und indes seine Augen sich ins Weiße verkehren, beschreiben seine Arme eine letzte, umfangende Bewegung. — Eine Anzahl Bediente mit Wachsfackeln sind von rechts vorn und über die Galerie ins Gemach gedrungen. Die Szene ist plötzlich flackernd erleuchtet. Pico, Ficino, Poliziano, Pulci, Pierleoni und die Künstler sind entsetzt über die Stufen herbeigeeilt.

Pico: Lorenzo!

Pierleoni: Er verschied.

Poliziano verzweifelt: Lauro! Mein Lauro!

Eine neue Bewegung in der Galerie. Vier oder fünf bestaubte Männer verschaffen sich hastig Zutritt.

Einer von ihnen: Gehör! Gehör! Uns schicken die hochedlen und erhabenen Signori! Die Stadt ist in Empörung! Man sprengt aus, daß der Prophet Girolamo verraten, gefangen, ermordet sei . . . Das Volk bricht nach Careggi auf. Es will den Bruder sehn . . .

Der Prior auf den Leichnam seines Gegners niederblickend: Hier bin ich.

Fiore wunderbar im Lichterschein auf der Höhe der Stufen: Mönch, hörst du mich?

Der Prior starr aufgerichtet, ohne sich umzuwenden: Ich höre —

Fiore: So höre dies! Steh ab! Das Feuer, das du entfachst, wird dich verzehren, dich selbst, um dich zu reinigen und die Welt von dir. Graut dir davor — steh ab! Hör' auf, zu wollen, statt das Nichts zu wollen! Laß von der Macht! Entsage! Sei ein Mönch!

Der Prior: Ich liebe das Feuer.

Er wendet sich. Alles weicht auseinander; eine scheue Gasse tut sich ihm auf. Und im Fackelschein schreitet er langsam hindurch, hinauf, hinweg, in sein Schicksal.

Herr und Hund

1918

Er kommt um die Ecke

Wenn die schöne Jahreszeit ihrem Namen Ehre macht und das Tirili der Vögel mich zeitig wecken konnte, weil ich den vorigen Tag zur rechten Stunde beendigte, gehe ich gern schon vor der ersten Mahlzeit und ohne Hut auf eine halbe Stunde ins Freie, in die Allee vorm Hause oder auch in die weiteren Anlagen, um von der jungen Morgenluft einige Züge zu tun und, bevor die Arbeit mich hinnimmt, an den Freuden der reinen Frühe ein wenig teilzuhaben. Auf den Stufen, welche zur Haustüre führen, lasse ich dann einen Pfiff von zwei Tönen hören, Grundton und tiefere Quart, so, wie die Melodie des zweiten Satzes von Schuberts unvollendeter Sinfonie beginnt, — ein Signal, das etwa als die Vertonung eines zweisilbigen Rufnamens gelten kann. Schon im nächsten Augenblick, während ich gegen die Gartenpforte weitergehe, wird in der Ferne, kaum hörbar zuerst, doch rasch sich nähernd und verdeutlichend, ein feines Klingeln laut, wie es entstehen mag, wenn eine Polizeimarke gegen den Metallbeschlag eines Halsbandes schlägt; und wenn ich mich umwende, sehe ich Bauschan in vollem Lauf um die rückwärtige Hausecke biegen und gerade auf mich zustürzen, als plane er, mich über den Haufen zu rennen. Vor Anstrengung schürzt er die Unterlippe ein wenig, so daß zwei, drei seiner

unteren Vorderzähne entblößt sind und prächtig weiß in der frühen Sonne blitzen.

Er kommt aus seiner Hütte, die dort hinten unter dem Boden der auf Pfeilern ruhenden Veranda steht, und worin er, bis mein zweisilbiger Pfiff ihn aufs äußerste belebte, nach wechselvoll verbrachter Nacht in kurzem Morgenschlummer gelegen haben mag. Die Hütte ist mit Vorhängen aus derbem Stoff versehen und mit Stroh ausgelegt, woher es kommt, daß ein oder der andere Halm in Bauschans obendrein vom Liegen etwas struppigem Fell haftet oder sogar zwischen seinen Zehen steckt: ein Anblick, der mich jedesmal an den alten Grafen von Moor erinnert, wie ich ihn einst, in einer Aufführung von höchst akkurater Einbildungskraft, dem Hungerturme entsteigen sah, einen Strohhalm zwischen zwei Trikotzehen seiner armen Füße. Unwillkürlich stelle ich mich seitlich gegen den Heranstürmenden, in Abwehrpositur, denn seine Scheinabsicht, mir zwischen die Füße zu stoßen und mich zu Falle zu bringen, hat unfehlbare Täuschungskraft. Im letzten Augenblick aber und dicht vor dem Anprall weiß er zu bremsen und einzuschwenken, was sowohl für seine körperliche als seine geistige Selbstbeherrschung zeugt; und nun beginnt er, ohne Laut zu geben — denn er macht einen sparsamen Gebrauch von seiner sonoren und ausdrucksfähigen Stimme —, einen wirren Begrüßungstanz um mich herum zu vollführen, bestehend aus Trampeln, maßlosem Wedeln, das sich nicht auf das hierzu bestimmte Ausdruckswerkzeug des Schwanzes beschränkt, sondern den ganzen Hinterleib bis zu den Rippen in Mitleidenschaft zieht, ferner einem ringelnden Sichzusammenziehen seines Körpers, sowie

schnellenden, schleudernden Lustsprungen nebst Drehungen um die eigene Achse, — Aufführungen, die er aber merkwürdigerweise meinen Blicken zu entziehen trachtet, indem er ihren Schauplatz, wie ich mich auch wende, immer auf die entgegengesetzte Seite verlegt. In dem Augenblick jedoch, wo ich mich niederbeuge und die Hand ausstrecke, ist er plötzlich mit einem Sprunge neben mir und steht, die Schulter gegen mein Schienbein gepreßt, wie eine Bildsäule: schräg an mich gelehnt steht er, die starken Pfoten gegen den Boden gestemmt, das Gesicht gegen das meine erhoben, so daß er mir verkehrt und von unten herauf in die Augen blickt, und seine Regloſigkeit, während ich ihm unter halblauten und guten Worten das Schulterblatt klopfe, atmet dieselbe Konzentration und Leidenschaft wie der vorhergegangene Taumel.

Es ist ein kurzhaariger deutscher Hühnerhund, — wenn man diese Bezeichnung nicht allzu streng und strikt nehmen, sondern sie mit einem Körnchen Salz verstehen will; denn ein Hühnerhund wie er im Buche steht und nach der peinlichsten Observanz ist Bauschan wohl eigentlich nicht. Für einen solchen ist er erstens vielleicht ein wenig zu klein, — er ist, dies will betont sein, entschieden etwas unter der Größe eines Vorstehhundes; und dann sind auch seine Vorderbeine nicht ganz gerade, eher etwas nach außen gebogen, — was ebenfalls jenem Idealbilde reiner Züchtung nur ungenau entsprechen mag. Die kleine Neigung zur „Wamme", das heißt: zu jener faltigen Hautsackbildung am Halse, die einen so würdigen Ausdruck verleihen kann, kleidet ihn ausgezeichnet; doch würde auch sie wohl von unerbittlichen Zuchtmeistern als fehlerhaft beanstandet

werden, denn beim Hühnerhund, höre ich, soll die Hals-haut glatt die Kehle umspannen. Bauschans Färbung ist sehr schön. Sein Fell ist rostbraun im Grunde und schwarz getigert. Aber auch viel Weiß mischt sich darein, das an der Brust, den Pfoten, dem Bauche entschieden vorherrscht, während die ganze gedrungene Nase in Schwarz getaucht erscheint. Auf seinem breiten Schädeldach sowie an den kühlen Ohrlappen bildet das Schwarz mit dem Rostbraun ein schönes, samtenes Muster, und zum Erfreulichsten an seiner Erscheinung ist der Wirbel, Büschel oder Zipfel zu rechnen, zu dem das weiße Haar an seiner Brust sich zu-sammendreht, und der gleich dem Stachel alter Brust-harnische wagerecht vorragt. Übrigens mag auch die etwas willkürliche Farbenpracht seines Felles demjenigen für „un-zulässig" gelten, dem die Gesetze der Art vor den Persön-lichkeitswerten gehen, denn der klassische Hühnerhund hat möglicherweise einfarbig oder mit abweichend gefärbten Platten geschmückt, aber nicht getigert zu sein. Am ein-dringlichsten aber mahnt von einer starr schematisierenden Einreihung Bauschans eine gewisse hängende Behaarungs-art seiner Mundwinkel und der Unterseite seines Maules ab, die man nicht ohne einen Schein von Recht als Schnauz- und Knebelbart ansprechen könnte, und die, wenn man sie eben ins Auge faßt, von fern oder näherhin an den Typus des Pinschers oder Schnauzels denken läßt.

Aber Hühnerhund her und Pinscher hin — welch ein schönes und gutes Tier ist Bauschan auf jeden Fall, wie er da straff an mein Knie gelehnt steht und mit tief gesammel-ter Hingabe zu mir emporblickt! Namentlich das Auge ist schön, sanft und klug, wenn auch vielleicht ein wenig gläsern

vortretend. Die Iris ist rosibraun — von der Farbe des Felles; doch bildet sie eigentlich nur einen schmalen Ring, vermöge einer gewaltigen Ausdehnung der schwarz spiegelnden Pupillen, und andererseits tritt ihre Färbung ins Weiße des Auges über und schwimmt darin. Der Ausdruck seines Kopfes, ein Ausdruck verständigen Biedersinnes, bekundet eine Männlichkeit seines moralischen Teiles, die sein Körperbau im Physischen wiederholt: der gewölbte Brustkorb, unter dessen glatt und geschmeidig anliegender Haut die Rippen sich kräftig abzeichnen, die eingezogenen Hüften, die nervicht geäderten Beine, die derben und wohlgebildeten Füße — dies alles spricht von Wackerkeit und viriler Tugend, es spricht von bäurischem Jägerblut, ja, der Jäger und Vorsteher waltet eben doch mächtig vor in Bauschans Bildung, er ist ein rechtlicher Hühnerhund, wenn man mich fragt, obgleich er gewiß keinem Akte hochnäsiger Inzucht sein Dasein verdankt; und eben dies mag denn auch der Sinn der sonst ziemlich verworrenen und logisch ungeordneten Worte sein, die ich an ihn richte, während ich ihm das Schulterblatt klopfe.

Er steht und schaut, er lauscht auf den Tonfall meiner Stimme, durchdringt sie mit den Akzenten einer entschiedenen Billigung seiner Existenz, die ich meiner Ansprache stark aufsetze. Und plötzlich vollführt er, den Kopf vorstoßend und die Lippen rasch öffnend und schließend, einen Schnapper hinauf gegen mein Gesicht, als wollte er mir die Nase abbeißen, eine Pantomime, die offenbar als Antwort auf mein Zureden gemeint ist und mich regelmäßig lachend zurückprallen läßt, was Bauschan auch im voraus weiß. Es ist eine Art Luftkuß, halb Zärtlichkeit, halb

Neckerei, ein Manöver, das ihm von klein auf eigentümlich war, während ich es sonst bei keinem seiner Vorgänger beobachtete. Übrigens entschuldigt er sich sogleich durch Wedeln, kurze Verbeugungen und eine verlegenheitere Miene für die Freiheit, die er sich nahm. Und dann treten wir durch die Gartenpforte ins Freie.

Rauschen wie das des Meeres umgibt uns; denn mein Haus liegt fast unmittelbar an dem schnell strömenden und über flache Terrassen schäumenden Fluß, getrennt von ihm nur durch die Pappelallee, einem eingegitterten, mit jungem Ahorn bepflanzten Grasstreifen und einem erhöhten Weg, den gewaltige Espen einsäumen, weidenartig bizarr sich gebärdende Riesen, deren weiße, samentragende Wolle zu Anfang Juni die ganze Gegend verschneit. Flußaufwärts, gegen die Stadt hin, üben Pioniere sich im Bau einer Pontonbrücke. Die Tritte ihrer schweren Stiefel auf den Brettern und Rufe der Befehlshaber schallen herüber. Aber vom jenseitigen Ufer kommen Geräusche des Gewerbefleißes, denn dort, eine Strecke flußabwärts vom Hause, ist eine Lokomotivenfabrik mit zeitgemäß erweitertem Tätigkeitsbezirk gelegen, deren hohe Hallenfenster zu jeder Nachtstunde durch das Dunkel glühen. Neue und schön lackierte Maschinen eilen dort probeweise hin und her; eine Dampfpfeife läßt zuweilen ihren heulenden Kopfton hören, dumpfes Gepolter unbestimmter Herkunft erschüttert von Zeit zu Zeit die Luft, und aus mehreren Turmschloten quillt der Rauch, den aber ein günstiger Wind hinwegtreibt, über die jenseitigen Waldungen hin, und der überhaupt nur schwer über den Fluß gelangt. So mischen sich in der vorstädtisch-halbländlichen Abgeschiedenheit dieser Gegend die Laute in

sich selbst versunkener Natur mit denen menschlicher Regsamkeit, und über allem liegt die blankäugige Frische der Morgenstunde.

Es mag halb acht Uhr sein im Sinne des Gesetzes, wenn ich so ausgehe, in Wirklichkeit also halb sieben. Ich gehe, die Arme auf dem Rücken, im zarten Sonnenschein die von den langen Schatten der Pappeln schraffierte Allee hinunter, ich sehe den Fluß nicht von hier, aber ich höre seinen breiten, gleichmäßigen Gang; gelinde flüstert es in den Bäumen, das durchdringende Zirpen, Flöten, Zwitschern und schluchzende Trillern der Singvögel erfüllt die Luft, unter dem feuchtblauen Himmel steuert ein Flugzeug, von Osten kommend, ein starr mechanischer Vogel, mit leise an- und abschwellendem Dröhnen, über Land und Fluß hin seine unabhängige Bahn, und Bauschan erfreut mein Auge durch schöne, gestreckte Sprünge über das niedrige Gitter des Grasstreifens zur Linken, hinüber — herüber. Er springt in der Tat, weil er weiß, daß ich Gefallen daran finde; denn öfters habe ich ihn durch Zurufe und Klopfen auf das Gitter dazu angehalten und ihn belobt, wenn er meinem Wunsche entsprochen hatte; und auch jetzt kommt er beinahe nach jedem Satz, um sich sagen zu lassen, daß er ein kühner und eleganter Springer ist, worauf er auch noch gegen mein Gesicht emporspringt und meinen abwehrenden Arm mit der Nässe seines Maules verunreinigt. Zum zweiten aber obliegt er diesen Übungen im Sinne einer gymnastischen Morgentoilette; denn er glättet sein rauhgelegenes Fell durch die turnerische Bewegung und verliert daraus die Strohhalme des alten Moor, die es verunzierten.

Es ist gut, so am Morgen zu gehen, die Sinne verjüngt, die Seele gereinigt von dem Heilbade und langen Lethetrunke der Nacht. Mit kräftigem Vertrauen blickst du dem bevorstehenden Tage entgegen, aber du zögerst wohlig, ihn zu beginnen, Herr einer außerordentlichen, unbeanspruchten und unbeschwerten Zeitspanne zwischen Traum und Tag, die dir zum Lohn ward für eine sittliche Führung. Die Illusion eines stetigen, einfachen, unzerstreuten und beschaulich in sich gekehrten Lebens, die Illusion, ganz dir selbst zu gehören, beglückt dich; denn der Mensch ist geneigt, seinen augenblicklichen Zustand, sei dieser nun heiter oder verworren, friedlich oder leidenschaftlich, für den wahren, eigentümlichen und dauernden seines Lebens zu halten und namentlich jedes glückliche ex tempore sogleich in Phantasie zur schönen Regel und unverbrüchlichen Gepflogenheit zu erheben, während er doch eigentlich verurteilt ist, aus dem Stegreif und moralisch von der Hand in den Mund zu leben. So glaubst du auch jetzt, die Morgenluft einziehend, an deine Freiheit und Tugend, während du wissen solltest und im Grunde auch weißt, daß die Welt ihre Netze bereit hält, dich darein zu verstricken, und daß du wahrscheinlich morgen schon wieder bis neun Uhr im Bette liegen wirst, weil du um zwei erhitzt, umnebelt und leidenschaftlich unterhalten hineingefunden . . . Sei es denn so. Heute bist du der Mann der Nüchternheit und der Frühe, der rechte Herr des Jägerburschen da, der eben wieder über das Gitter setzt, vor Freude, daß du heute mit ihm und nicht mit der Welt dort hinten leben zu wollen scheinst.

Wir verfolgen die Allee etwa fünf Minuten weit, bis zu dem Punkte, wo sie aufhört Allee zu sein und als grobe

Kieswüste weiter dem Lauf des Flusses folgt; wir lassen diesen im Rücken und schlagen eine breit angelegte und, wie die Allee, mit einem Radfahrweg versehene, aber noch unbebaute Straße von feinerem Kiesgrund ein, die rechtshin, zwischen niedriger gelegenen Waldparzellen, gegen den Hang führt, welcher unsere Ufergegend, Bauschans Lebensschauplatz, im Osten begrenzt. Wir überschreiten eine andere, offen zwischen Wald und Wiesen hinlaufende Straße von ähnlichem Zukunftscharakter, die weiter oben, gegen die Trambahnhaltestelle hin, geschlossen mit Miethäusern bebaut ist; und ein abfallender Kiesweg führt uns in einen schön angelegten Grund, kurgartenartig zu schauen, aber menschenleer, wie die ganze Örtlichkeit um diese Stunde, mit Ruhebänken an den gewölbten Wegen, die sich an mehreren Stellen zu Rondells, reinlichen Kinderspielplätzen erweitern, und geräumigen Rasenplänen, auf welchen alte und wohlgeformte Bäume mit tief herabreichenden Kronen, so daß nur ein kurzes Stück der Stämme über dem Rasen zu sehen ist — Ulmen, Buchen, Linden und silbrige Weiden in parkgemäßen Gruppen stehen. Ich habe meine Freude an der sorgfältigen Anlage, in der ich nicht ungestörter wandeln könnte, wenn sie mir gehörte. An nichts hat man es fehlen lassen. Die Kiespfade, welche die umgebenden sanften Grashänge herabkommen, sind sogar mit zementierten Rinnsteinen versehen. Und es gibt tiefe und anmutige Durchblicke zwischen all dem Grün, mit der Architektur einer der Villen als fernem Abschluß, die von zwei Seiten hereinblicken.

Hier ergehe ich mich ein Weilchen auf den Wegen, während Bauschan in zentrifugaler Schräglage seines Körpers,

berauscht vom Glücke des planen Raumes, die Rasenplätze mit tummelnden Kreuzundquer-Galoppaden erfüllt oder etwa mit einem Gebell, worin Entrüstung und Vergnügen sich mischen, ein Vöglein verfolgt, das, von Angst behext oder um ihn zu necken, immer dicht vor seinem Maule dahinflattert. Da ich mich aber auf eine Bank setze, ist auch er zur Stelle und nimmt auf meinem Fuße Platz. Denn ein Gesetz seines Lebens ist, daß er nur rennt, wenn ich selbst mich in Bewegung befinde, sobald ich mich aber niederlasse, ebenfalls Ruhe beobachtet. Das hat keine erkennbare Notwendigkeit; aber Bauschan hält fest daran.

Es ist sonderbar, traulich und drollig, ihn auf meinem Fuße sitzen zu fühlen, den er mit seiner fieberhaften Körperwärme durchdringt. Erheiterung und Sympathie bewegen mir die Brust, wie fast ohne Unterlaß in seiner Gesellschaft und Anschauung. Er hat eine stark bäurische Art zu sitzen, die Schulterblätter nach außen gedreht, bei ungleichmäßig einwärts gestellten Pfoten. Seine Figur scheint kleiner und plumper, als wahr ist, in diesem Zustande, und mit komischer Wirkung wird der weiße Haarwirbel an seiner Brust dabei vorgedrängt. Aber der würdig in den Nacken gestemmte Kopf macht jede Einbuße an schöner Haltung wett kraft all der hohen Aufmerksamkeit, die sich darin ausprägt . . . Es ist so still, da wir beide uns still verhalten. Sehr abgedämpft dringt das Rauschen des Flusses hierher. Da werden die kleinen und heimlichen Regungen in der Runde bedeutend und spannen die Sinne: das kurze Rascheln einer Eidechse, ein Vogellaut, das Wühlen eines Maulwurfs im Grunde. Bauschans Ohren sind aufgerichtet, soweit eben die Muskulatur von Schlapp-

ohren dies zuläßt. Er legt den Kopf schief, um sein Gehör zu schärfen. Und die Flügel seiner feuchtschwarzen Nase sind in unaufhörlicher, empfindlich witternder Bewegung.

Dann legt er sich nieder, wobei er jedoch die Berührung mit meinem Fuße wahrt. Er liegt im Profil gegen mich, in der uralten, ebenmäßigen und tierisch-idolhaften Haltung der Sphinx, Kopf und Brust erhoben, die vier Oberschenkel am Leibe, die Pfoten gleichlaufend vorgestreckt. Da ihm warm geworden, öffnet er den Rachen, wodurch die gesammelte Klugheit seiner Miene sich ins Bestialische löst, seine Augen sich blinzelnd verschmälern; und zwischen seinen weißen, kernigen Eckzähnen schlappt lang eine rosenrote Zunge hervor.

Wie wir Bauschan gewannen

Ein ansprechend gedrungenes, schwarzäugiges Fräulein, das, unterstützt von einer kräftig heranwachsenden und ebenfalls schwarzäugigen Tochter, in der Nähe von Tölz eine Bergwirtschaft betreibt, vermittelte uns die Bekanntschaft mit Bauschan und seine Erwerbung. Das ist zwei Jahre her, und er war damals ein halbes alt. Anastasia — dies der Name der Wirtin — wußte wohl, daß wir unsern Percy, einen schottischen Schäferhund und harmlos geisteskranken Aristokraten, der bei vorgerücktem Alter von einer peinvollen und entstellenden Hautkrankheit heimgesucht worden, hatten erschießen lassen müssen und seit Jahr und Tag des Wächters entbehrten. Darum meldete sie uns von ihrem Berge herab durch den Fernsprecher, daß ein Hund, wie wir ihn uns nur wünschen könnten, sich bei ihr in Kost und Kommission befinde und jederzeit zu besichtigen sei.

So stiegen wir denn, da die Kinder drängten und die Neugier der Erwachsenen kaum hinter der ihren zurückstand, schon am folgenden Nachmittag Anastasias Höhe hinan und fanden die Pächterin in ihrer geräumigen, von warmen und nahrhaften Dünsten erfüllten Küche, wo sie, die runden Unterarme entblößt und das Kleid am Halse geöffnet, mit hochgerötetem, feuchtem Gesicht die Abendmahlzeit für ihre Pensionäre bereitete, wobei die Tochter, in ruhigem Fleiße hin und her gehend, ihr Handreichungen leistete. Wir wurden freundlich begrüßt; daß wir die Angelegenheit nicht auf die lange Bank geschoben und den Weg daher gleich gefunden hätten, ward lobend bemerkt. Und auf unser fragendes Umsehen führte Resi, die Tochter, uns vor den Küchentisch, wo sie die Hände auf die Knie stützte und einige schmeichelnd ermutigende Worte unter die Platte richtete. Denn dort, mit einem schadhaften Strick an ein Tischbein gebunden, stand ein Wesen, dessen wir im lodernden Halbdunkel des Raumes bisher nicht gewahr geworden, bei dessen Anblick aber niemand eines jammervollen Gelächters sich hätte enthalten können.

Er stand da auf hohen Knickbeinen, den Schwanz zwischen den Hinterschenkeln, die vier Füße nahe beieinander, den Rücken gekrümmt, und zitterte. Er mochte vor Furcht zittern, aber man gewann eher den Eindruck, daß es aus Mangel an wärmendem Fleische geschähe, denn nur ein Skelettchen stellte das Wesen dar, ein Brustgitter nebst Wirbelsäule, mit ruppigem Fell überzogen und vierfach gestelzt. Er hatte die Ohren zurückgelegt — eine Muskelstellung, die ja sofort jedes Licht verständigen Frohmuts in einer Hundephysiognomie zum Erlöschen bringt und in

seinem übrigens noch ganz kindlichen Gesicht diese Wirkung denn auch so völlig erzielte, daß nichts als Dummheit und Elend sowie die inständige Bitte um Nachsicht sich darin ausdrückten, wozu noch kam, daß das, was man noch heute seinen Schnauz- und Knebelbart nennen könnte, damals im Verhältnis viel stärker ausgebildet war und dem Gesamtjammer seiner Erscheinung eine Schattierung säuerlicher Schwermut hinzufügte.

Alles beugte sich nieder, um dem Kummerbilde Lock- und Trostworte zuzuwenden. Und in den mitleidigen Jubel der Kinder hinein gab Anastasia vom Herde her ihre Erläuterungen zu der Person des Köstlings. Er werde vorläufig Lux gerufen und sei bester Eltern Sohn, sagte sie mit ihrer angenehmen, gesetzten Stimme. Die Mutter habe sie selbst gekannt und von dem Vater nur Gutes gehört. Gebürtig sei Lux von einer Ökonomie in Huglfing, und nur bestimmter Umstände wegen wünschten seine Besitzer ihn preiswert abzugeben, weshalb sie ihn zu ihr gebracht hätten, im Hinblick auf den vielfachen Verkehr in ihrem Hause. Sie seien in ihrem Wägelchen gekommen, und Lux sei unverzagt zwischen den Hinterrädern gelaufen, die ganzen zwanzig Kilometer. Gleich habe sie ihn uns zugedacht, da wir nach einem guten Hunde doch ausschauten, und sie sei beinahe gewiß, daß wir uns zu ihm entschließen würden. Wollten wir es doch tun, dann sei allen Teilen geholfen! Wir würden bestimmt viel Freude an ihm haben, er für sein Teil stehe dann nicht mehr allein in der Welt, sondern habe ein behagliches Plätzchen gefunden, und sie, Anastasia, könne beruhigt seiner gedenken. Wir möchten uns nur nicht durch das Gesicht, das er jetzt mache, gegen ihn einnehmen

lassen. Jetzt sei er betreten und ohne Selbstvertrauen infolge der fremden Umgebung. Aber in kürzester Zeit werde es sich schon zeigen, daß er von hervorragend guten Eltern stamme.

— Ja, aber sie hätten offenbar nicht recht zueinander gepaßt?

— Doch; insofern es beides ausgezeichnete Tiere gewesen seien. In ihm lägen die besten Eigenschaften, dafür leiste sie, Fräulein Anastasia, Gewähr. Auch sei er unverwöhnt und mäßig in seinen Bedürfnissen, was heutzutage ja ins Gewicht falle: bisher habe er sich überhaupt nur mit Kartoffelschalen genährt. Wir sollten ihn nur erst einmal heimführen, probeweise und ohne Verbindlichkeit. Sie nehme ihn zurück und zahle die kleine Kaufsumme wieder, sollten wir finden, daß wir kein Herz zu ihm fassen könnten. Das sage sie ungescheut und besorge gar nicht, daß wir sie beim Wort nehmen möchten. Denn wie sie ihn kenne und uns kenne — beide Parteien also —, sei sie überzeugt, daß wir ihn liebgewinnen und gar nicht daran denken würden, uns wieder von ihm zu trennen.

Sie sagte noch vieles in diesem Sinne, ruhig, fließend und angenehm, während sie am Herde hantierte, und zuweilen die Flammen zauberisch vor ihr emporschlugen. Endlich kam sie sogar selbst und öffnete mit beiden Händen Luxens Maul, um uns seine schönen Zähne und aus irgendwelchen Gründen auch seinen rosigen, geriefelten Gaumen zu zeigen. Die fachmännisch vorgelegte Frage, ob er schon die Staupe gehabt, erklärte sie mit leichter Ungeduld, nicht beantworten zu können. Und was die Größe betreffe, die er erreichen werde, so werde es die unseres verstorbenen Percy sein, entgegnete sie schlagfertig. Es gab noch viel

Hin und Her, viel warmherziges Zureden auf Anastasias Seite, das in den Fürbitten der Kinder Verstärkung fand, viel halbgewonnene Ratlosigkeit auf der unserigen. Schließlich suchten wir um kurze Bedenkzeit nach, die gern gewährt wurde, und stiegen nachdenklich zu Tal, unsere Eindrücke prüfend und überschlagend.

Aber den Kindern hatte die vierbeinige Trübsal unter dem Tisch es natürlich angetan, und wir Erwachsenen gaben uns vergebens die Miene, ihre Wahl- und Urteilslosigkeit zu belächeln: auch wir fühlten den Stachel im Herzen und sahen wohl, daß es uns schwer fallen würde, das Bild des armen Lux wieder aus unserm Gedächtnis zu tilgen. Was würde aus ihm werden, wenn wir ihn verschmähten? In welche Hände würde er geraten? Eine mysteriöse und schreckliche Gestalt erhob sich in unsrer Phantasie: der Wasenmeister, vor dessen abscheulichem Zugriff wir Percy einst durch ein paar ritterliche Kugeln des Büchsenmachers und durch eine ehrliche Grabstätte am Rande unsres Gartens bewahrt hatten. Wollten wir Lux einem ungewissen und vielleicht schaurigen Schicksal überlassen, so hätten wir uns hüten sollen, seine Bekanntschaft zu machen und sein Kindergesicht mit dem Schnurr- und Knebelbart zu studieren; da wir um seine Existenz nun einmal wußten, schien eine Verantwortung auf uns gelegt, die wir schwerlich und nur gewaltsamerweise würden verleugnen können. — So kam es, daß schon der dritte Tag uns wieder jenen sanften Ausläufer der Alpen erklimmen sah. Nicht daß wir zu der Erwerbung entschlossen gewesen wären. Aber wir sahen wohl, daß die Sache, wie alles stand und lag, einen andern Ausgang kaum würde nehmen können.

Diesmal saßen Anastasia und ihre Tochter an den Schmalseiten des Küchentisches einander gegenüber und tranken Kaffee. Zwischen ihnen, vor dem Tische, saß der mit dem vorläufigen Namen Lux — saß schon ganz so, wie er heute zu sitzen pflegt, die Schulterblätter bäurisch verdreht, die Pfoten einwärts gestellt, und hinter seinem vertragenen Lederhalsband stak ein Feldblumensträußchen, das eine festliche Aufhöhung seiner Erscheinung entschieden bewirkte und ihm ein wenig die Miene eines sonntäglich unternehmenden Dorfburschen oder ländlichen Hochzeiters verlieh. Das jüngere Fräulein, selbst schmuck in ihrer volkstümlichen Miedertracht, hatte ihn damit angetan, zum Einzuge in das neue Heim, wie sie sagte. Und Mutter und Tochter versicherten, nichts sei ihnen gewisser gewesen, als daß wir wiederkommen würden, um unsern Lux zu holen, und zwar ausgemacht heute.

So erwies sich denn gleich bei unserm Eintritt jede weitere Debatte als unmöglich und abgeschnitten. Anastasia bedankte sich in ihrer angenehmen Art für den Kaufschilling, den wir ihr einhändigten, und der sich auf zehn Mark belief. Es war klar, daß sie ihn uns mehr in unserm Interesse, als in dem ihren oder dem der Ökonomensleute auferlegt hatte: um nämlich dem armen Lux in unsrer Vorstellung einen positiven und ziffernmäßigen Wert zu verleihen. Dies verstanden wir und erlegten die Abgabe gern. Lux ward losgebunden von seinem Tischbein, das Ende des Strickes mir eingehändigt, und die freundlichsten Wünsche und Verheißungen folgten unserm Zuge über Fräulein Anastasias Küchenschwelle.

Es war kein Triumphzug, worin wir mit unserm neuen

Hausgenossen den etwa einstündigen Heimweg zurücklegten, zumal der Hochzeiter sein Sträußchen in der Bewegung bald eingebüßt hatte. Wir lasen wohl Heiterkeit, aber auch spöttische Geringschätzung in den Blicken der Begegnenden, wozu die Gelegenheit sich vervielfältigte, als unser Weg uns durch den Marktflecken führte, und zwar der Länge nach. Zum Überfluß hatte sich bald herausgestellt, daß Lux, wahrscheinlich von langer Hand her, an einer Diarrhöe litt, was uns zu häufigem Verweilen unter den Augen der Städter zwang. Wir umstanden dann schützend im Kreise sein inniges Elend, indem wir uns fragten, ob es nicht schon die Staupe sei, die da ihre schlimmen Merkmale kundgebe — eine hinfällige Besorgnis, wie die Zukunft lehrte, die überhaupt an den Tag brachte, daß wir es mit einer reinen und festen Natur zu tun hatten, welche sich gegen Seuchen und Süchte bis auf diesen Augenblick im Kerne gefeit erwiesen hat.

Sobald wir angelangt, wurden die Dienstmädchen zur Stelle beordert, damit sie mit dem Familienzuwachs Bekanntschaft machten und auch wohl ihr bescheidenes Gutachten über ihn abgäben. Man sah wohl, wie sie sich zur Bewunderung anschickten; nachdem sie ihn aber ins Auge gefaßt und in unsern schwankenden Mienen gelesen, lachten sie derb, wandten dem traurig Blickenden die Schultern zu und machten abwehrende Handbewegungen gegen ihn. Hierdurch in dem Zweifel bestärkt, ob für den menschenfreundlichen Sinn der Spesen, die Anastasia uns abgefordert, Verständnis bei ihnen vorauszusetzen sei, sagten wir ihnen, daß wir den Hund geschenkt bekommen hätten, und führten Lux an die Veranda, um ihm eine aus

gehaltvollen Abfällen zusammengesetzte Empfangsmahlzeit anzubieten.

Kleinmut ließ ihn alles zurückweisen. Er berod) wohl die Bissen, zu denen man ihn einlud, stand aber scheu davon ab, unfähig, sich zu dem Glauben zu ermannen, daß Käserinde und Hühnerbeine für ihn bestimmt sein könnten. Dagegen schlug er das mit Seegras gefüllte Sackkissen nicht aus, das zu seiner Bequemlichkeit auf dem Flur bereitgelegt worden, und ruhte dort mit unter sich gezogenen Pfoten, während in den inneren Zimmern der Name beraten und endgültig bestimmt wurde, den er in Zukunft führen sollte.

Auch am folgenden Tage noch weigerte er sich, zu essen, dann folgte ein Zeitabschnitt, während dessen er ohne Maß und Unterschied alles verschlang, was in den Bereich seines Maules kam, bis er endlich in Dingen der Ernährung zu ruhiger Regel und prüfender Würde gelangte. Es ist damit der Prozeß seiner Eingewöhnung und bürgerlichen Festigung in großem Zuge bezeichnet. Ich verliere mich nicht in eine übergetreue Ausmalung dieses Prozesses. Er erlitt eine Unterbrechung durch das vorübergehende Abhandenkommen Bauschans: die Kinder hatten ihn in den Garten geführt, sie hatten ihn der Leine entledigt, um ihm Bewegungsfreiheit zu gönnen, und in einem unbewachten Augenblick hatte er durch die niedrige Lücke, die die Zaunpforte über dem Boden ließ, das Weite gewonnen. Sein Verschwinden erregte Bestürzung und Trauer, zum mindesten in der herrschaftlichen Sphäre, da die Dienstmädchen den Verlust eines geschenkten Hundes auf die leichte Achsel zu nehmen geneigt waren, oder ihn als Verlust wohl überhaupt nicht

anerkennen wollten. Das Telephon spielte stürmisch zwischen uns und Anastasias Bergwirtschaft, wo wir ihn hoffnungsweise vermuteten. Umsonst, er hatte sich dort nicht sehen lassen; und zwei Tage mußten vergehen, bis das Fräulein uns melden konnte, sie habe Botschaft aus Huglfing, vor anderthalb Stunden sei Lux auf der heimatlichen Ökonomie erschienen. Ja, er war dort, der Idealismus seines Instinktes hatte ihn zurückgezogen in die Welt der Kartoffelschalen und ihn die zwanzig Kilometer Weges, die er einst zwischen den Rädern zurückgelegt, in einsamen Tagemärschen, bei Wind und Wetter, wieder überwinden lassen! So mußten seine ehemaligen Besitzer ihr Wägelchen neuerdings anspannen, um ihn zunächst in Anastasias Hände zurückzuliefern, und nach Verlauf von weiteren zwei Tagen machten wir uns abermals auf, den Irrfahrer einzuholen, den wir wie vordem an das Tischbein gefesselt fanden, zerzaust und abgetrieben, mit dem Kot der Landstraßen bespritzt. Wahrhaftig, er gab Zeichen des Wiedererkennens und der Freude, als er unsrer ansichtig wurde! Aber warum hatte er uns dann verlassen?

Es kam eine Zeit, da deutlich war, daß er sich die Ökonomie wohl aus dem Sinne geschlagen, bei uns aber auch so recht noch nicht Wurzel gefaßt hatte, so daß er in seiner Seele herrenlos und gleich einem taumelnden Blatt im Winde war. Damals mußte man beim Spazierengehen scharf auf ihn achthaben, da er sehr dazu neigte, das schwache sympathetische Band zwischen sich und uns unvermerkt zu zerreißen und sich in den Wäldern zu verlieren, wo er gewiß bei selbständig schweifender Lebensweise auf den Zustand seiner wilden Ureltern zurückgesunken wäre.

Unsere Fürsorge bewahrte ihn vor diesem dunkeln Schicksal, sie hielt ihn fest auf der hohen, von seinem Geschlecht in Jahrtausenden erreichten Gesittungsstufe an der Seite des Menschen; und dann trug ein einschneidender Ortswechsel, unsere Übersiedelung in die Stadt oder Vorstadt, mit einem Schlage viel dazu bei, ihn eindeutig auf uns anzuweisen und ihn unserm Hauswesen mit Entschiedenheit zu verbinden.

Einige Nachrichten über Bauschans Lebensweise und Charakter

Ein Mann im Isartale hatte mir gesagt, diese Art Hunde könne lästig fallen, sie wolle immer beim Herrn sein. So war ich gewarnt, die zähe Treue, die Bauschan mir wirklich alsbald zu beweisen begann, in ihrem Ursprunge allzu persönlich zu nehmen, wodurch es mir wiederum leichter wurde, sie zurückzudämmen und, soweit es nötig schien, von mir abzuwehren. Es handelt sich da um einen von weither überkommenen patriarchalischen Instinkt des Hundes, der ihn, wenigstens in seinen mannhafteren, die freie Luft liebenden Arten, bestimmt, im Manne, im Haus- und Familienoberhaupt unbedingt den Herrn, den Schützer des Herdes, den Gebieter zu erblicken und zu verehren, in einem besonderen Verhältnis ergebener Knechtsfreundschaft zu ihm seine Lebenswürde zu finden und gegen die übrigen Hausgenossen eine viel größere Unabhängigkeit zu bewahren. In diesem Geiste hielt es auch Bauschan mit mir beinahe vom ersten Tage an, hing mit mannentreuen Augen an meiner Person, indem er nach Befehlen zu fragen schien, die ich vorzog nicht zu erteilen, da sich bald zeigte, daß er

im Gehorsam durchaus nicht besonders stark war, und heftete sich an meine Fersen in der sichtlichen Überzeugung, daß seine Unzertrennlichkeit von mir in der heiligen Natur der Dinge liege. Es war selbstverständlich, daß er im Familienkreise seinen Platz zu meinen und keines andren Füßen nahm. Es war ebenso selbstverständlich, daß er, wenn ich mich unterwegs von der Gemeinschaft absonderte, um irgendwelche eigenen Wege zu gehen, sich mir anschloß und meinen Schritten folgte. Er bestand auch auf meiner Gesellschaft, wenn ich arbeitete, und wenn er die Gartentür geschlossen fand, so kam er mit jähem, erschreckendem Satz durchs offene Fenster herein, wobei viel Kies ins Zimmer stob, und warf sich hochaufseufzend unter den Schreibtisch nieder.

Es gibt aber eine Achtung vor dem Lebendigen, zu wach, als daß nicht auch eines Hundes Gegenwart uns stören könnte, wenn es darauf ankommt, allein zu sein; und dann störte Bauschan mich auch auf handgreifliche Weise. Er trat neben meinen Stuhl, wedelte, sah mich mit verzehrenden Blicken an und trampelte auffordernd. Die geringste entgegenkommende Bewegung hatte zur Folge, daß er mit den Vorderbeinen die Armlehne des Sessels erkletterte, sich an meine Brust drängte, mich mit Luftküssen zum Lachen brachte, dann zu einer Untersuchung der Tischplatte überging, in der Annahme wohl, daß dort Eßbares zu finden sein müsse, da ich mich so angelegentlich darüber beugte, und mit seinen breiten, haarigen Jägerpfoten die frische Schrift verwischte. Scharf zur Ruhe gewiesen, legte er sich wohl nieder und schlief ein. Aber sobald er schlief, begann er zu träumen, wobei er mit allen vier ausgestreckten Füßen

Laufbewegungen vollführte und ein zugleich hohes und dumpfes, gleichsam bauchrednerisches und wie aus einer andern Welt kommendes Gebell vernehmen ließ. Daß dies erregend und ablenkend auf mich wirkte, kann nicht wundernehmen, denn erstens war es unheimlich, und außerdem rührte und belästigte es mein Gewissen. Dieses Traumleben war zu offenkundig nur ein künstlicher Ersatz für wirkliches Rennen und Jagen, den seine Natur sich bereitete, weil das Glück der Bewegung im Freien ihm beim Zusammenleben mit mir nicht in dem Maße zuteil wurde, wie sein Blut und Sinn es verlangte. Das ging mir nahe; da es aber nicht zu ändern war, so geboten höhere Interessen, mir die Beunruhigung vom Halse zu schaffen, wobei ich vor mir selbst darauf hinweisen konnte, daß er bei schlechtem Wetter viel Schmutz ins Zimmer brachte und überdies mit seinen Klauen die Teppiche zerriß.

So wurde ihm denn der Aufenthalt in den Wohnräumen des Hauses und das Zusammensein mit mir, solange ich mich eben im Hause hielt, grundsätzlich, wenn auch unter Zulassung von Ausnahmen, verwehrt; und er begriff rasch das Verbot und fügte sich in das Widernatürliche, da gerade dies der unerforschliche Wille des Herrn und Hausgebieters war. Die Entfernung von mir, die oft und namentlich im Winter für große Teile des Tages gilt, ist nur eine Entfernung, keine wirkliche Trennung und Verbindungslosigkeit. Er ist nicht bei mir, auf meinen Befehl, aber das ist eben nur die Ausführung eines Befehles, ein verneintes Beimirsein, und von einem selbständigen Leben Bauschans, das er ohne mich während dieser Stunden führte, kann nicht gesprochen werden. Ich sehe wohl durch

die Glastür meines Zimmers, wie er sich auf der kleinen Gartenwiese vorm Hause auf onkelhafte, ungeschickt possenhafte Art an den Spielen der Kinder beteiligt. Aber zwischendurch kommt er beständig zur Tür herauf, schnüffelt, da er mich durch die innere Tüllbespannung nicht sehen kann, an der Spalte, um sich meiner Anwesenheit zu versichern, und sitzt, dem Zimmer den Rücken zugewandt, wachthabend auf den Stufen. Ich sehe ihn wohl auch von meinem Tische aus auf dem erhöhten Wege drüben, zwischen den alten Espen, in nachdenklichem Bummeltrabe sich hinbewegen; doch solche Promenaden sind nur ein matter Zeitvertreib, ohne Stolz, Glück und Leben, und völlig undenkbar bleibt, daß Bauschan sich etwa auf eigene Hand dem herrlichen Jagdvergnügen hingeben könnte, obgleich niemand ihn daran hindern würde, und meine Gegenwart, wie sich zeigen wird, nicht unbedingt erforderlich dazu wäre.

Sein Leben beginnt, wenn ich ausgehe — und ach, auch dann beginnt es oftmals noch nicht! Denn indem ich das Haus verlasse, fragt es sich, ob ich mich nach rechts wenden werde, die Allee hinunter, dorthin, wo es ins Freie und in die Einsamkeit unserer Jagdgründe geht, oder nach links, gegen die Trambahnstation, um in die Stadt zu fahren — und nur im ersteren Falle hat es für Bauschan einen Sinn, mich zu begleiten. Anfangs schloß er sich mir an, wenn ich die Welt wählte, nahm mit Erstaunen den herandonnernden Wagen wahr und folgte mir, seine Scheu gewaltsam unterdrückend, mit einem blinden und treuen Sprung auf die Plattform, mitten unter die Menschen. Aber ein Sturm der öffentlichen Entrüstung fegte ihn wieder hinunter, und so entschloß er sich denn, im Galopp neben dem brausenden

Vehikel herzurennen, das so wenig dem Wägelchen glich, zwischen dessen Rädern er vor Zeiten getrabt. Redlich hielt er Schritt, solange es gehen wollte, und seine Atemkraft hätte ihn schwerlich im Stich gelassen. Aber den Sohn der Ökonomie verwirrte das städtische Treiben; er geriet Menschen zwischen die Füße, fremde Hunde fielen ihm in die Flanke, ein Tumult wilder Gerüche, wie er dergleichen noch nie erfahren, reizte und verstörte seinen Sinn, Häuserecken, durchsättigt mit den Essenzen alter Abenteuer, bannten ihn unwiderstehlich, er blieb zurück, er holte den Schienenwagen wohl wieder ein, allein es war ein falscher gewesen, dem er sich angeschlossen, ein dem richtigen vollständig ähnlicher; Bauschan lief blindlings in falscher Richtung fort, geriet tiefer und tiefer in die tolle Fremde hinein und fand sich erst nach zwei Tagen, ausgehungert und hinkend in den Frieden des äußersten Hauses am Flusse heim, wohin zurückzukehren auch der Herr unterdessen vernünftig genug gewesen war.

Das geschah zweimal und dreimal; dann verzichtete Bauschan und stand endgültig ab davon, mich nach links zu begleiten. Er erkennt es sofort, was ich im Sinne habe, den Jagdgrund oder die Welt, wenn ich aus der Haustür trete. Er springt auf von der Fußmatte, darauf er, unter dem schützenden Portalbogen, mein Ausgehen herangewartet hat. Er springt auf, und in demselben Augenblick sieht er, wohin meine Absichten gehen: meine Kleidung verrät es ihm, der Stock, den ich trage, auch wohl meine Miene und Haltung, der Blick, den ich kalt und beschäftigt über ihn hinschweifen lasse oder ihm auffordernd zuwende. Er begreift. Er stürzt sich kopfüber die

Stufen hinab und tanzt unter Schleuderdrehungen, in stummer Begeisterung, vor mir her zur Pforte, wenn der Ausgang gesichert scheint; er duckt sich, er legt die Ohren zurück, seine Miene erlischt, fällt gleichsam in Asche und Trübsal zusammen, wenn die Hoffnung entflieht, und seine Augen füllen sich mit dem Ausdruck scheuen Sünderelends, den das Unglück im Blicke der Menschen und Tiere erzeugt.

Zuweilen kann er nicht glauben, was er doch sieht und weiß, daß nämlich für diesmal alles aus und an kein Jagen zu denken ist. Seine Begierde war zu heftig, er leugnet die Merkmale, er will den städtischen Stock, die hochbürgerliche Herrichtung meiner Person nicht bemerkt haben. Er drängt sich mit mir durch die Pforte, schnellt sich draußen um seine Achse, sucht mich nach rechts zu ziehen, indem er zum Galopp ansetzt in dieser Richtung und den Kopf nach mir wendet, und zwingt sich, das schicksalhafte Nein zu übersehen, daß ich seinen Anstrengungen entgegensetze. Er kommt zurück, wenn ich wirklich nach links gehe, begleitet mich, aus tiefster Brust schnaubend und kleine, wirre, hohe Laute ausstoßend, die sich aus der Überspannung seines Inneren lösen, den Zaun des Vorgartens entlang und fängt an, über das Gitter der anstoßenden öffentlichen Anlage hin und her zu springen, obgleich dies Gitter ziemlich hoch ist und er in der Luft etwas ächzen muß, in Besorgnis, sich weh zu tun. Er springt aus einer Art von verzweifelter, die Tatsachen verwerfender Munterkeit und auch um mich zu bestechen, mich durch seine Tüchtigkeit für sich zu gewinnen. Denn noch ist es nicht ganz — bei aller Unwahrscheinlichkeit nicht

ganz und gar ausgeschlossen, daß ich am Ende der Anlage dennoch den Stadtweg verlasse, noch einmal nach links einbiege und ihn auf geringem Umwege, über den Briefkasten nämlich, wenn ich Post zu versorgen habe, dennoch ins Freie führe. Das kommt vor, aber es kommt selten vor, und wenn auch diese Hoffnung zerstob, so setzt Bauschan sich nieder und läßt mich ziehen.

Da sitzt er, in seiner bäurisch ungeschickten Haltung, mitten auf der Straße und blickt mir nach, den ganzen langen Prospekt hinauf. Drehe ich den Kopf nach ihm, so spitzt er die Ohren, aber er folgt nicht, auch auf Ruf und Pfiff würde er nicht folgen, er weiß, daß es zwecklos wäre. Noch am Ausgange der Allee kann ich ihn sitzen sehen, als kleines, dunkles, ungeschicktes Pünktchen inmitten der Straße, und es gibt mir einen Stich ins Herz, ich besteige die Tram nicht anders, als mit Gewissensbissen. Er hat so sehr gewartet, und man weiß doch, wie Warten foltern kann! Sein Leben ist Warten — auf den nächsten Spaziergang ins Freie, und dieses Warten beginnt, wenn er ausgeruht ist von dem letztenmal. Auch in der Nacht wartet er, denn sein Schlaf verteilt sich auf die ganzen vierundzwanzig Stunden des Sonnenumlaufs, und manches Schlummerstündchen auf dem Grasteppich des Gartens, während die Sonne den Pelz wärmt, oder hinter den Vorhängen der Hütte, muß die leeren Tagesstrecken verkürzen. So ist seine Nachtruhe denn auch zerrissen und ohne Einheit, vielfältig treibt es ihn um in der Finsternis, durch Hof und Garten, er wirft sich hierhin und dorthin und wartet. Er wartet auf den wiederkehrenden Besuch des Schließers mit der Laterne, dessen klapfenden Rundgang

er gegen besseres Wissen mit grauenvoll meldendem Gebell begleitet; er wartet auf das Erbleichen des Himmels, das Krähen des Hahnes in einer entlegenen Gärtnerei, das Erwachen des Morgenwindes in den Bäumen und darauf, daß der Kücheneingang geöffnet wird, damit er hineinschlüpfen kann, um sich am Herde zu wärmen.

Aber ich glaube, die Marter der nächtlichen Langenweile ist milde, verglichen mit der, die Bauschan am hellen Tag zu erdulden hat, besonders, wenn schönes Wetter ist, sei es nun Winter oder Sommer, wenn die Sonne ins Freie lockt, das Verlangen nach starker Bewegung in allen Muskeln zerrt, und der Herr, ohne den nun einmal eine rechte Unternehmung nicht möglich ist, noch immer nicht seinen Platz hinter der Glastür verlassen will. Bauschans beweglicher kleine Leib, in dem das Leben so rasch und fieberhaft pulst, ist durch und durch und im Überfluß ausgeruht, an Schlaf ist nicht mehr zu denken. Er kommt auf die Terrasse vor meiner Tür, läßt sich mit einem Seufzer, der aus der Tiefe seines Innern kommt, auf den Kies fallen und legt den Kopf auf die Pfoten, indem er von unten herauf mit einem Dulderblick gen Himmel schaut. Das dauert nur ein paar Sekunden, dann ist er der Lage schon satt und übersatt, empfindet sie als unhaltbar. Etwas kann er noch tun. Er kann die Stufen hinabsteigen und an einem der pyramidenförmigen Lebensbäumchen, welche die Rosenbeete flankieren, das Bein heben — dem rechter Hand, das dank Bauschans Gewohnheiten alljährlich an Verätzung eingeht und ausgewechselt werden muß. Er steigt also hinab und tut, wozu kein wahres Bedürfnis ihn treibt, was aber vorübergehend

immerhin zu seiner Zerstreuung dienen kann. Lange steht er, trotz vollständiger Unergiebigkeit seines Tuns, auf drei Beinen, so lange, daß das vierte in der Luft zu zittern beginnt und Bauschan hüpfen muß, um sein Gleichgewicht zu wahren. Dann steht er wieder auf allen Vieren und ist nicht besser daran als zuvor. Stumpf blickt er empor in die Zweige der Eschengruppe, durch die mit Zwitschern zwei Vögel huschen, sieht den Gefiederten nach, wie sie pfeilschnell davonstreichen und wendet sich ab, indem er über so viel kindliche Leichtlebigkeit die Achseln zu zucken scheint. Er reckt und streckt sich, als wollte er sich auseinanderreißen, und zwar zerlegt er, der Ausführlichkeit halber, das Unternehmen in zwei Abteilungen: Er dehnt zuerst die vorderen Gliedmaßen, wobei er das Hinterteil in die Lüfte erhebt, und hierauf dieses, mit weit hinausgestreckten Hinterbeinen; und beide Male reißt er in viehischem Gähnen den Rachen auf. Dann ist auch dies geschehen — die Handlung ließ sich nicht weiter ausgestalten, und hat man sich eben nach allen Regeln gestreckt, so kann man es vorläufig nicht wieder tun. Bauschan steht also und blickt in trübem Sinnen vor sich zu Boden. Dann beginnt er, sich langsam und suchend um sich selber zu drehen, als wollte er sich niederlegen und sei nur noch ungewiß, in welcher Weise. Doch entschließt er sich anders und geht trägen Schrittes in die Mitte des Rasenplatzes, wo er sich mit einer plötzlichen, fast wilden Bewegung auf den Rücken wirft, um diesen in lebhaftem Hinundherwälzen auf dem gemähten Grasboden zu scheuern und zu kühlen. Das muß mit starkem Wonnegefühl verbunden sein, denn er zieht krampfig die Pfoten an, indem er sich

wälzt, und beißt im Taumel des Reizes und der Befriedigung nach allen Seiten in die Luft. Ja, um so leidenschaftlicher kostet er die Lust bis zur schalen Neige, als er weiß, daß sie keinen Bestand hat, daß man sich nicht länger, als allenfalls zehn Sekunden so wälzen kann, und daß nicht jene gute Müdigkeit darauf folgt, die man durch fröhliche Anstrengung erwirbt, sondern nur die Ernüchterung und verdoppelte Öde, mit der man den Rausch, die betäubende Ausschweifung bezahlt. Er liegt einen Augenblick mit verdrehten Augen und wie tot auf der Seite. Dann steht er auf, um sich zu schütteln. Er schüttelt sich, wie nur seinesgleichen sich schütteln kann, ohne eine Gehirnerschütterung besorgen zu müssen, schüttelt sich, daß es klatscht und klappert, daß ihm die Ohren unter die Kinnbacken schlagen und die Lefzen von den weiß schimmernden Eckzähnen fliegen. Und dann? Dann steht er regungslos, in starrer Weltverlorenheit auf dem Plan und weiß endgültig auch nicht das Geringste mehr mit sich anzufangen. Unter diesen Umständen greift er zu etwas Äußerstem. Er ersteigt die Terrasse, kommt an die Glastür, und mit zurückgelegten Ohren und einer wahren Bettlermiene hebt er zögernd die eine Vorderpfote und kratzt an der Tür — nur einmal und nur ganz schwach, aber diese sanft und zaghaft erhobene Pfote, dies zarte und einmalige Kratzen, zu dem er sich entschloß, da er sich anders nicht zu raten wußte, ergreifen mich mächtig, und ich stehe auf, um ihm zu öffnen, um ihn zu mir einzulassen, obgleich ich weiß, daß das zu nichts Gutem führen kann; denn sofort beginnt er zu springen und zu tanzen, im Sinne der Aufforderung zu männlichen Unternehmungen, schiebt dabei den Teppich in hundert

Falten, bringt das Zimmer in Aufruhr, und um meine Ruhe iſt es geſchehen.

Aber nun urteile man doch, ob es mir leicht fallen kann, mit der Tram davonzufahren, nachdem ich Bauſchan ſo habe warten ſehen, und ihn als trauriges Pünktchen tief unten in der Pappelallee ſitzen zu laſſen! Im Sommer, bei lang währendem Tageslicht, iſt ſchließlich das Unglück noch nicht ſo groß, denn dann beſteht gute Ausſicht, daß wenigſtens noch mein Abendſpaziergang mich ins Freie führt, ſo daß Bauſchan, wenn auch nach härteſter Wartefriſt, doch noch auf ſeine Koſten kommt und, einiges Jagdglück vorausgeſetzt, einen Haſen hetzen kann. Im Winter aber iſt alles aus für dieſen Tag, wenn ich mittags davonfahre, und Bauſchan muß auf vierundzwanzig Stunden jede Hoffnung begraben. Denn dann iſt zur Stunde meines zweiten Ausgangs ſchon lange die Nacht eingefallen, die Jagdgründe liegen in unzugänglicher Finſternis, ich muß meine Schritte in künſtlich beleuchtete Gegenden lenken, flußaufwärts, durch Straßen und ſtädtiſche Anlagen, und das iſt nichts für Bauſchans Natur und ſchlichten Sinn; er folgte wohl anfangs, verzichtete aber bald und blieb zu Hauſe. Nicht nur, daß ſichtige Tummelfreiheit ihm fehlte — das Helldunkel machte ihn ſchreckhaft, er ſcheute wirrköpfig vor Menſch und Strauch, die aufwehende Pelerine eines Schutzmannes ließ ihn heulend zur Seite ſpringen und mit dem Mut des Entſetzens den ebenfalls zu Tode erſchreckten Beamten anfahren, der den erlittenen Schock durch einen Strom derber und drohender Schimpfreden an meine und Bauſchans Adreſſe aufzuheben ſuchte — und was der Verdrießlichkeiten noch mehr waren, die uns beiden erwuchſen,

wenn er mich bei Nacht und Nebel begleitete. — Bei Gelegenheit des Schutzmannes will ich übrigens einflechten, daß es drei Arten von Menschen sind, denen Bauschans ganze Abneigung gehört, nämlich Schutzleute, Mönche und Schornsteinfeger. Diese kann er nicht leiden und fällt sie mit wütendem Bellen an, wenn sie am Hause vorübergehen oder wo und wann immer sie ihm sonst unter die Augen kommen.

Überdies nun aber ist ja der Winter die Jahreszeit, wo die Welt unserer Freiheit und Tugend am dreistesten nachstellt, uns ein gleichmäßig gesammeltes Dasein, ein Dasein der Zurückgezogenheit und der stillen Vertiefung am wenigsten gönnt, und so zieht mich die Stadt denn nur allzuoft noch ein zweites Mal, auch abends noch, an sich, die Gesellschaft macht ihre Rechte geltend, und erst spät, um Mitternacht, setzt eine letzte Tram mich draußen am vorletzten Haltepunkt ihrer Linie ab, oder ich komme wohl noch später, wenn schon längst keine Fahrgelegenheit sich mehr bietet, zu Fuße daher, zerstreut, weinselig, rauchend, jenseits natürlicher Müdigkeit und von falscher Sorglosigkeit in betreff aller Dinge umfangen. Dann geschieht es wohl, daß mein Zuhause, mein eigentliches und stilles Leben mir entgegenkommt, mich nicht allein ohne Vorwürfe und Empfindlichkeit, sondern mit größter Freude begrüßt und willkommen heißt und bei mir selbst wieder einführt, — und zwar in Bauschans Gestalt. In völliger Dunkelheit, beim Rauschen des Flusses, biege ich ein in die Pappelallee, und nach ein paar Schritten fühle ich mich lautlos umtanzt und umfuchtelt, — ich wußte anfangs minutenlang nicht, wie mir geschah. „Bauschan?" fragte ich in das Dunkel

hinein ... Da verstärkt sich das Tanzen und Fuchteln aufs äußerste, es artet aus ins Derwischmäßige und Berserkerhafte, bei dauernder Lautlosigkeit, und in dem Augenblick, wo ich stehenbleibe, habe ich die ehrlichen, wenn auch nassen und schmutzigen Pfoten auf dem Brustaufschlag meines Mantels, und es schnappt und schlappt vor meinem Gesicht, so daß ich mich zurückbeugen muß, indes ich das magere, von Schnee oder Regen ebenfalls nasse Schulterblatt klopfe ... Ja, er hat mich von der Tram abgeholt, der Gute; wohl auf dem Laufenden über mein Tun und Lassen, wie immer, hat er sich aufgemacht, als es ihm an der Zeit schien, und mich an der Station erwartet — hat vielleicht lange gewartet, in Schnee oder Regen, und seine Freude über mein endliches Eintreffen weiß nichts von Nachträgerei meiner grausamen Treulosigkeit wegen, obgleich ich ihn heute völlig vernachlässigt habe und all sein Hoffen und Harren vergeblich war. Ich lobe ihn sehr, während ich ihn klopfe, und während wir heimwärts gehen. Ich sage ihm, daß er schön gehandelt, und gebe bindende Versprechungen ab in betreff des morgenden Tages, sichere ihm zu (das heißt: nicht sowohl ihm als mir), daß wir morgen mittag bestimmt und bei jeder Witterung auf die Jagd miteinander gehen werden, und unter solchen Vorsätzen verraucht meine Weltlaune, Ernst und Nüchternheit kehren in mein Gemüt zurück, und mit der Vorstellung der Jagdgründe und ihrer Einsamkeit verbindet sich der Gedanke an höhere, geheime und wunderliche Obliegenheiten ...

Aber ich will weitere Einzelzüge zu Bauschans Charakterbild beibringen, so, daß es dem willigen Leser in höchst

erreichbarer Lebendigkeit vor Augen trete. Vielleicht gehe ich am geschicktesten vor, indem ich dasjenige des verstorbenen Percy zur Vergleichung heranziehe; denn ein ausgeprägterer Gegensatz, als der zwischen diesen beiden Naturen ist innerhalb ein und derselben Gattung kaum erdenklich. Als grundlegend ist festzuhalten, daß Bauschan sich vollkommener geistiger Gesundheit erfreut, während Percy, wie ich schon einflocht, und wie es bei adligen Hunden nicht selten vorkommt, zeit seines Lebens ein Narr war, verrückt, das Musterbild überzüchteter Unmöglichkeit. Es ist davon früher, in größerem Zusammenhange, die Rede gewesen. Hier sei nur Bauschans volkstümlich schlichter Sinn dagegengestellt, sich äußernd zum Beispiel bei Ausgängen oder Begrüßungen, wo denn die Kundgebungen seiner Gemütsbewegung sich durchaus im Bereich des Verständigen und einer gesunden Herzlichkeit halten, ohne je die Grenzen der Hysterie auch nur zu streifen, welche Percys Gebaren bei jeder solchen Gelegenheit in oft empörender Weise überschritt.

Dennoch ist hiermit nicht der ganze Gegensatz zwischen den beiden Geschöpfen aufgezeigt; in Wahrheit ist er verwickelter und gemischter. Bauschan nämlich ist zwar derb, wie das Volk, aber auch wehleidig wie dieses; während sein adliger Vorgänger mit mehr Zartheit und Leidensfähigkeit eine unvergleichlich festere und stolzere Seele verband und trotz aller Narrheit es an Selbstzucht dem Bäuerlein bei weitem zuvortat. Nicht im Sinne einer aristokratischen Lehrmeinung, sondern einzig und allein der Lebenswahrheit zu Ehren hebe ich diese Mischung der Gegensätze von grob und weichlich, zart und standhaft

hervor. Bauschan zum Beispiel ist ganz der Mann, auch die kältesten Winternächte im Freien, das heißt auf dem Stroh und hinter den Rupfenvorhängen seiner Hütte zu verbringen. Eine Blasenschwäche hindert ihn, sieben Stunden ununterbrochen sich in geschlossenem Raume aufzuhalten, ohne sich zu vergehen; und so mußte man sich entschließen, ihn auch zu unwirtlicher Jahreszeit auszusperren, in gerechtem Vertrauen auf seine robuste Gesundheit. Denn kaum, daß er mir einmal nach besonders eisiger Nebelnacht, nicht nur mit märchenhaft bereiftem Schnurr- und Knebelbart, sondern auch ein wenig erkältet, mit dem einsilbig-stoßhaften Husten der Hunde entgegenkommt — nach wenig Stunden schon hat er die Reizbarkeit überwunden und trägt keinen Schaden davon. Wer hätte sich wohl getraut, den seidenhaarigen Perry dem Grimme solcher Nacht auszusetzen? Andererseits hegt Bauschan eine Angst vor jedem, auch dem geringsten Schmerz und antwortet auf einen solchen mit einer Erbärmlichkeit, die Widerwillen erregen müßte, wenn sie nicht eben durch ihre naive Volkstümlichkeit entwaffnete und Heiterkeit einflößte. Jeden Augenblick, während er im Unterholz pirscht, höre ich ihn laut aufquieken, weil ein Dorn ihn geritzt, ein schnellender Zweig ihn getroffen hat; und laßt ihn beim Sprung über ein Gitter sich ein wenig den Bauch geschunden, den Fuß verstaucht haben, das gibt ein antikisches Heldengeschrei, ein dreibeiniges Gehumpelt-Kommen, ein fassungsloses Weinen und Sichbeklagen, — desto durchdringender übrigens, je mitleidiger man ihm zuredet, und all dies, obgleich er nach einer Viertelstunde wieder rennen und springen wird wie zuvor.

Da war es ein ander Ding mit Perceval. Der biß die Zähne zusammen. Die Lederpeitsche fürchtete er, wie Bauschan sie fürchtet, und leider bekam er sie öfter zu kosten als dieser; denn erstens war ich jünger und hitziger in seinen Lebenstagen als gegenwärtig, und außerdem nahm seine Kopflosigkeit nicht selten ein frevelhaftes und böses Gepräge an, welches nach Züchtigung geradezu schrie und dazu aufreizte. Wenn ich denn also, zum äußersten gebracht, die Karbatsche vom Nagel nahm, so verkroch er sich wohl zusammengeduckt unter Tisch und Bank; aber nicht ein Wehelaut kam über seine Lippen, wenn der Schlag und noch einer niedersauste, höchstens ein ernstes Stöhnen, falls es ihn allzu beißend getroffen hatte, — während Gevatter Bauschan vor ordinärer Feigheit schon quiekt und schreit, wenn ich nur den Arm hebe. Kurzum, keine Ehre, keine Strenge gegen sich selbst. Übrigens gibt seine Führung zu strafendem Einschreiten kaum jemals Veranlassung, zumal ich es längst verlernt habe, Leistungen von ihm zu verlangen, die seiner Natur widersprechen, und deren Forderung also zum Zusammenstoß führen könnte.

Kunststücke, zum Beispiel, verlange ich nicht von ihm; es wäre vergebens. Er ist kein Gelehrter, kein Marktwunder, kein pudelnärrischer Aufwärter; er ist ein vitaler Jägerbursch und kein Professor. Ich hob hervor, daß er ein vorzüglicher Springer ist. Wenn es darauf ankommt, so nimmt er jedes Hindernis — ist es allzu hoch, um in freiem Sprunge bewältigt zu werden, so klettert er anspringend hinauf und läßt sich jenseits hinunterfallen, genug, er nimmt es. Aber das Hindernis muß ein wirkliches Hindernis sein, das heißt ein solches, unter dem man nicht

durchlaufen oder durchschlüpfen kann: sonst würde Bauschan es als verrückt empfinden, darüber wegzuspringen. Eine Mauer, ein Graben, ein Gitter, ein lückenloser Zaun, das sind solche Hindernisse. Eine querliegende Stange, ein vorgehaltener Stock, das ist kein solches, und also kann man auch nicht darüberspringen, ohne mit sich selbst und den Dingen in närrischen Widerspruch zu geraten. Bauschan weigert sich, dies zu tun. Er weigert sich, — versuche es, ihn zum Sprung über ein solches unwirkliches Hindernis zu bewegen; in deiner Wut wird dir schließlich nichts übrigbleiben, als ihn beim Kragen zu nehmen und den gellend Quiekenden hinüberzuwerfen, worauf er sich dann die Miene gibt, als sei hiermit das Ziel deiner Wünsche erreicht, und das Ergebnis mit Tänzen und begeistertem Bellen feiert. Schmeichle ihm, prügle ihn, — hier herrscht ein Vernunftwiderstand gegen das reine Kunststück, den du auf keine Weise brechen wirst. Er ist nicht ungefällig, die Zufriedenheit des Herrn ist ihm wert, er setzt über eine geschlossene Hecke auf meinen Wunsch oder Befehl, nicht nur aus eigenem Antriebe, und holt sich freudig das Lob und den Dank dafür. Über die Stange, den Stock springt er nicht, sondern läuft darunter hindurch und schlüge man ihn tot. Hundertfach bittet er um Vergebung, um Nachsicht, um Schonung, denn er fürchtet ja den Schmerz, fürchtet ihn bis zur Memmenhaftigkeit; aber keine Furcht und kein Schmerz vermögen ihn zu einer Leistung, die in körperlicher Hinsicht nur ein Kinderspiel für ihn wäre, zu der ihm aber offenbar die seelische Möglichkeit fehlt, zu zwingen. Sie von ihm fordern, heißt nicht, ihn vor die Frage stellen, ob er springen wird oder nicht; diese Frage ist im voraus

entschieden, und der Befehl bedeutet ohne weiteres Prügel. Denn das Unverständliche und wegen Unverständlichkeit Untunliche von ihm zu fordern, heißt in seinen Augen nur einen Vorwand für Streit, Störung der Freundschaft und Prügel suchen und ist selbst schon der Anfang von alldem. Dies ist Bauschans Auffassung, soviel ich sehe, und mir ist zweifelhaft, ob man hier von Verstocktheit reden darf. Verstocktheit ist schließlich zu brechen, ja, will sogar gebrochen sein; seinen Widerstand aber gegen das absolute Kunststück würde er mit dem Tode besiegeln.

Wunderliche Seele! So nah befreundet und doch so fremd, so abweichend in gewissen Punkten, daß unser Wort sich als unfähig erweist, ihrer Logik gerecht zu werden. Welche Bewandtnis hat es zum Beispiel mit den furchtbaren, für Beteiligte wie Zuschauer entnervenden Umständlichkeiten, unter denen das Zusammentreffen, das Bekanntschaft-Machen oder auch nur Voneinander-Kenntnis-Nehmen der Hunde sich vollzieht? Hundertmal machten meine Streifzüge mit Bauschan mich zum Zeugen eines solchen Zusammentreffens — ich sage besser: sie zwangen mich, beklommener Zeuge davon zu sein; und jedesmal, für die Dauer der Szene, wurde sein sonst vertrautes Benehmen mir undurchsichtig — ich fand es unmöglich, in die Empfindungen, Gesetze, Stammessitten, die diesem Benehmen zugrunde liegen, sympathisch einzudringen. Wirklich gehört die Begegnung zweier einander fremder Hunde im Freien zu den peinlichsten, spannendsten und fatalsten aller denkbaren Vorgänge; sie ist von Dämonie und Sonderbarkeit umwittert. Eine Gebundenheit waltet da, für die es genauere Namen nicht

gibt; sie kommen nicht aneinander vorbei, es ist eine schreckliche Verlegenheit.

Ich rede kaum von dem Fall, daß der eine Teil sich eingesperrt auf seinem Anwesen, hinter Zaun und Hecke befindet, — auch dann ist nicht einzusehen, wie den beiden zumute wird, aber die Sache ist vergleichsweise weniger brenzlich. Sie wittern einander aus unabsehbarer Ferne, und Bauschan kommt plötzlich, wie Schutz suchend, in meine Nähe, indem er ein Winseln vernehmen läßt, das von unbestimmbarer, mit keinem Worte zu treffender Seelenpein und Bedrängnis Kunde gibt, während gleichzeitig der Fremde, Eingesperrte ein wütendes Bellen anhebt, das den Charakter energisch meldender Wachsamkeit vortäuschen zu wollen scheint, zwischendurch aber unversehens in Töne umschlägt, die denen Bauschans gleichen, in ein sehnsüchtiges, weinerlich-eifersüchtiges, notvolles Winseln also. Wir nähern uns dem Orte, wir kommen heran. Der fremde Hund hat uns hinter dem Zaun erwartet, er steht dort schimpfend und seine Ohnmacht beweinend, springt wild am Zaun empor und gibt sich die Miene — wieweit es ihm ernst ist, weiß niemand — als würde er Bauschan unfehlbar in Stücke reißen, wenn er nur an ihn gelangen könnte. Trotzdem geht Bauschan, der ja an meiner Seite bleiben und vorübergehen könnte, an den Zaun; er muß es, er täte es auch gegen mein Wort; sein Fernbleiben würde innere Gesetze verletzen, — weit tiefer gegründet und unverbrüchlicher als mein Verbot. Er geht also heran und vollzieht vor allen Dingen mit demütiger und still verschlossener Miene jene Opferhandlung, durch welche, wie er wohl weiß, immer eine gewisse Beruhigung und vorüber-

gehende Versöhnung des anderen zu bewirken ist, solange nämlich dieser an anderer Stelle dasselbe tut, wenn auch unter leisem Schimpfen und Weinen. Dann beginnen die beiden eine wilde Jagd den Zaun entlang, der eine diesseits, der andere jenseits, stumm und immer hart nebeneinander. Sie machen gleichzeitig kehrt, am Ende des Anwesens kehrt, und rasen noch einmal. Plötzlich aber, in der Mitte, bleiben sie wie angewurzelt stehen, nicht mehr seitlich zum Zaun, sondern senkrecht zu ihm, und halten durch ihn hindurch ihre Nasen aneinander. So stehen sie eine geraume Weile, um hierauf ihren sonderbaren und ergebnislosen Wettlauf, Schulter an Schulter zu beiden Seiten des Zauns wieder aufzunehmen. Schließlich aber macht der meine von seiner Freiheit Gebrauch und entfernt sich. Das ist ein furchtbarer Augenblick für den Eingesperrten! Er sieht es nicht aus, er sieht eine beispiellose Niedertracht daran, daß der andere sich einfallen läßt, einfach fortzugehen; er tobt, geifert, gebärdet sich wie verrückt vor Wut, rast allein sein Anwesen auf und ab, droht über den Zaun zu springen, um den Treulosen zu erwürgen, und sendet ihm die gemeinsten Schmähungen nach. Bauschan hört dies alles und ist sehr peinlich berührt davon, wie seine stille und betretene Miene bekundet; aber er sieht sich nicht um und trollt sich sachte weiter, während hinter uns das gräßliche Fluchen allmählich wieder in Winseln übergeht und langsam verstummt.

So spielt der Auftritt sich beiläufig ab, wenn der eine Teil sich in Gewahrsam befindet. Allein die Mißlichkeit kommt auf ihren Gipfel, wenn das Zusammentreffen unter gleichen Bedingungen erfolgt und beide auf freiem Fuße

ſind, — unangenehm iſt das auszumalen; es iſt die bedrückendſte, verfänglichſte und kritiſchſte Sache von der Welt. Bauſchan, der eben noch ſorglos umherſprang, kommt zu mir, drängt ſich förmlich in meine Nähe, mit jenem aus tiefſter Seele kommenden Miefen und Winſeln, von dem nicht zu ſagen iſt, welcher Gemütsbewegung es Ausdruck gibt, das ich aber ſofort erkenne, und aus dem ich auf die Annäherung eines fremden Hundes zu ſchließen habe. Ich muß ſcharf ausſpähen: es iſt richtig, da kommt er, und man ſieht ſchon von weitem an ſeinem zögernden und geſpannten Gebaren, daß auch er des anderen wohl gewahr geworden. Meine eigene Befangenheit ſteht der der beiden kaum nach; der Zwiſchenfall iſt mir höchſt unerwünſcht. „Geh weg!“ ſage ich zu Bauſchan. „Warum an meinem Bein? Könnt ihr den Handel nicht unter euch ausmachen, in einiger Entfernung?“ Und ich ſuche ihn mit dem Stocke von mir zu ſcheuchen; denn wenn es zu einer Beißerei kommt, was, ob ich den Grund nun einſehe oder nicht, durchaus nicht unwahrſcheinlich iſt, ſo wird ſie an meinem Fuße vor ſich gehen, und ich werde die unliebſamſte Aufregung davon haben: „Geh weg!“ ſage ich leiſe. Aber Bauſchan geht nicht weg, feſt und beklommen hält er ſich zu mir, und nur auf einen Augenblick geht er ſeitwärts an einen Baum, um das Opfer zu verrichten, während der Fremde dort hinten, wie ich ſehe, dasſelbe tut. Nun iſt man einander auf zwanzig Schritte nahe gekommen, die Spannung iſt furchtbar. Der Fremde hat ſich auf den Bauch gelegt, ſich niedergekauert wie eine Tigerkatze, mit vorgeſtrecktem Kopfe, und in dieſer Wegelagererpoſe erwartet er Bauſchans Herankommen, offenbar, um

ihm im gegebenen Augenblick an die Kehle zu springen. Dies geschieht jedoch nicht, und Bauschan scheint es auch nicht zu erwarten; jedenfalls geht er, wenn auch schrecklich zögernd und schweren Herzens, gerade auf den Lauernden zu, täte es auch dann und müßte es tun, wenn ich meinerseits mich jetzt von ihm ablöste, einen Seitenpfad einschlüge und ihn allen Schwierigkeiten der Lage allein überließe. So drückend die Begegnung ihm ist, — an ein Ausweichen, ein Entkommen ist nicht zu denken. Gebannt geht er, er ist an den anderen gebunden, sie sind beide auf eine heikle und dunkle Weise aneinander gebunden und dürfen das nicht verleugnen. Wir sind nun auf zwei Schritte herangekommen.

Da steht der andere still auf, als hätte er sich nie die Miene eines Dschungeltigers gegeben, und steht nun ebenso da wie Bauschan — begossen, elend und tief verlegen stehen sie beide und kommen nicht aneinander vorbei. Sie möchten wohl, sie wenden die Köpfe ab, sie schielen traurig beiseite, ein gemeinsames Schuldbewußtsein scheint auf ihnen zu liegen. So schieben und schleichen sie sich gespannt und mit trüber Behutsamkeit zueinander und nebeneinander, Flanke an Flanke, und beschnüffeln einander das Geheimnis der Zeugung. Hierbei beginnen sie wohl zu knurren, und ich nenne Bauschan mit gesenkter Stimme bei Namen und warne ihn, denn dies ist der Augenblick, wo sich entscheidet, ob es zur Beißerei kommen wird, oder ob ich dieser Erschütterung überhoben sein werde. Die Beißerei ist da, man weiß nicht wie, und noch weniger, warum — auf einmal sind beide nur noch ein Knäuel und rasendes Getümmel, aus dem die gräßlichsten Kehllaute reißender Bestien dringen. Dann muß ich mit dem Stocke hineinregieren, um ein Unglück

zu verhüten, muß auch wohl Bauschan am Halsband oder Nackenfell zu ergreifen suchen, um ihn aus freiem Arm in die Luft zu erheben, während der andere verbissen an ihm hängt, und was der Schrecken noch mehr sein mögen, die ich noch während eines beträchtlichen Teiles des Spazierganges in den Gliedern spüre. Es kann aber auch sein, daß das Ganze, nach allen Veranstaltungen und Umständlichkeiten, ausgeht wie das Hornberger Schießen und still im Sande verläuft. Zwar schwer hält es auf jeden Fall, von der Stelle zu kommen: auch wenn sie sich nicht ineinander verbeißen, hangen die beiden doch gar zu zäh durch ein innerlich Band zusammen. Schon scheinen sie aneinander vorbei, sie zögern nicht mehr Flanke an Flanke, sondern stehen fast schon in gerader Linie, der eine hierhin gewandt, der andere dorthin, sie sehen sich nicht, sie drehen auch kaum die Köpfe zurück, nur mit den Augäpfeln schielen sie hinter sich, soweit es geht. Aber obgleich schon Raum zwischen ihnen ist, hält doch das zähe, traurige Band, und keiner weiß, ob schon der Augenblick erlaubter Befreiung gekommen, es möchten wohl beide fort, allein aus irgendeiner Gewissensbesorgnis wagt keiner sich loszumachen. Bis endlich, endlich der Bann gebrochen ist, das Band zerreißt und Bauschan dahinspringt, erlöst, erleichterten Herzens, als sei ihm das Leben wiedergeschenkt.

Ich rede von diesen Dingen, um anzudeuten, wie wildfremd und sonderbar das Wesen eines so nahen Freundes sich mir unter Umständen darstellt, — es wird mir unheimlich und dunkel dann; kopfschüttelnd betrachte ich es, und nur ahnungsweise finde ich mich hinein. Sonst aber kenne ich sein Inneres so gut, verstehe mich mit heiterer

Sympathie auf alle Äußerungen desselben, sein Mienenspiel, sein ganzes Gebaren. Wie kenne ich, um nur irgendein Beispiel anzuführen, das gewisse piepsende Gähnen, das er an sich hat, wenn ein Ausgang ihn dadurch enttäuschte, daß er allzu kurz und sportlich unfruchtbar war: wenn ich den Tag spät begonnen habe, nur gerade vor Tisch noch auf eine Viertelstunde mit Bauschan ins Freie gegangen und gleich wieder umgekehrt bin. Dann geht er neben mir und gähnt. Es ist ein unverschämtes, unhöfliches, sperrangelweites, viehisches Gähnen, begleitet von einem piepsenden Kehllaut und von beleidigend gelangweiltem Ausdruck. „Einen schönen Herrn habe ich", drückt es aus. „Spät in der Nacht habe ich ihn von der Brücke abgeholt, und da sitzt er denn heut hinter der Glastür und läßt einen auf den Ausgang warten, daß man vor Langerweile verenden möchte, wenn er aber endlich ausgeht, so tut er es, um wieder umzukehren, bevor man nur irgendein Wild gerochen. Ah — i, ein schöner Herr! Kein rechter Herr! Ein lumpiger Herr!"

Dies also drückt sein Gähnen mit grober Deutlichkeit aus, so daß es unmöglich mißzuverstehen ist. Auch sehe ich ein, daß er im Recht damit ist, und daß ich schuldig vor ihm bin, und so strecke ich denn wohl die Hand aus, um ihm tröstlich die Schulter zu klopfen oder die Schädelplatte zu streicheln. Aber er dankt für Liebkosungen unter solchen Umständen, er nimmt sie nicht an, er gähnt noch einmal, womöglich noch unhöflicher, und entzieht sich der Hand, obgleich er von Natur, zum Unterschiede von Percy und in Übereinstimmung mit seiner volkstümlichen Wehleidigkeit, ein großer Freund weichlicher Liebkosungen ist. Besonders schätzt er es, an der Kehle gekraut zu werden,

und hat eine drollig energiſche Art, die Hand durch kurze Kopfbewegungen an dieſe Stelle zu leiten. Daß er aber jetzt von Zärtlichkeiten nichts wiſſen will, hängt, außer mit ſeiner Enttäuſchtheit, damit zuſammen, daß er überhaupt im Zuſtande der Bewegung, das heißt: wenn auch ich mich in Bewegung befinde, keinen Sinn und kein Intereſſe dafür hat. Er befindet ſich dann in einer zu männlichen Gemütsverfaſſung, um Geſchmack daran zu finden, — was ſich aber ſofort ändert, wenn ich mich niederlaſſe. Dann iſt er für Freundlichkeiten von Herzen empfänglich, und ſeine Art, ſie zu erwidern, iſt von täppiſch-ſchwärmeriſcher Zudringlichkeit.

Gern, wenn ich, auf meinem Stuhl in der Mauerecke des Gartens oder draußen im Gras, den Rücken an einen bevorzugten Baum gelehnt, in einem Buche leſe, unterbreche ich mich in meiner geiſtigen Beſchäftigung, um etwas mit Bauſchan zu ſprechen und zu ſpielen. Was ich denn zu ihm ſpreche? Meiſt ſage ich ihm ſeinen Namen vor, den Laut, der ihn unter allen am meiſten angeht, weil er ihn ſelbſt bezeichnet, und der darum auf ſein ganzes Weſen elektriſierend wirkt, — ſtachle und befeuere ſein Ichgefühl, indem ich ihm mit verſchiedener Betonung verſichere und recht zu bedenken gebe, daß er Bauſchan heißt und iſt; und wenn ich dies eine Weile fortſetze, kann ich ihn dadurch in eine wahre Verzückung, eine Art von Identitätsrauſch verſetzen, ſo daß er anfängt, ſich um ſich ſelber zu drehen und aus der ſtolzen Bedrängnis ſeiner Bruſt laut und jubelnd gen Himmel zu bellen. Oder wir unterhalten uns, indem ich ihm auf die Naſe ſchlage, und er nach meiner Hand ſchnappt wie nach einer Fliege. Dies bringt

uns beide zum Lachen — ja, auch Bauschan muß lachen, und das ist für mich, der ebenfalls lacht, der wunderlichste und rührendste Anblick von der Welt. Es ist ergreifend, zu sehen, wie unter dem Reiz der Neckerei es um seine Mundwinkel, in seiner tierisch hageren Wange zuckt und ruckt, wie in der schwärzlichen Miene der Kreatur der physiognomische Ausdruck des menschlichen Lachens oder doch ein trüber, unbeholfener und melancholischer Abglanz davon erscheint, wieder verschwindet, um den Merkmalen der Erschrockenheit und Verlegenheit Platz zu machen, und abermals zerrend hervortritt . . .

Aber ich will hier abbrechen und mich nicht weiter in Einzelheiten verlieren. Ohnedies macht der Umfang mir Sorge, den diese kleine Beschreibung ganz gegen mein Vorhaben anzunehmen droht. Ich will meinen Helden nun kurzerhand in seiner Pracht und in seinem Elemente zeigen, in jener Lebenslage, worin er am meisten er selbst ist, und die alle seine Gaben am schönsten begünstigt, nämlich auf der Jagd. Vorher muß ich aber den Leser mit dem Schauplatz dieser Freuden genauer bekannt machen, unserem Jagdrevier, meiner Landschaft am Fluß; denn sie hängt nahe mit Bauschans Person zusammen, ja ist mir auf ganz verwandte Art lieb, vertraut und bedeutend, wie er — was man denn folgerechterweise auch ohne weiteren novellistischen Anlaß als Rechtstitel zu ihrer Schilderung wird gelten lassen müssen.

Das Revier

In den Gärten unserer kleinen, weiträumig angelegten Kolonie zeichnen sich alte, die Dächer überhöhende Baumriesen überall scharf gegen die zarten Neupflanzungen ab

und geben sich als Originalwuchs und Ureinwohner dieser Gegend unzweideutig zu erkennen. Sie sind der Stolz und die Zierde dieser noch jungen Niederlassung; man hat sie sorgfältig geschont und erhalten, sofern es irgend tunlich war, und wo es bei der Ausmessung und Einfriedung der Grundstücke zu einem Konflikt mit einem von ihnen kam, das heißt: wo sich erwies, daß so ein moosig-silbriger Würdenstamm gerade auf der Demarkationslinie stand, da beschreibt wohl ein Zaun eine kleine Ausbuchtung um ihn herum, um ihn mit in den Garten aufzunehmen, oder in dem Beton einer Mauer ist eine höfliche Lücke gelassen, in welcher der Alte nun ragt, halb privat und halb öffentlich, die kahlen Äste mit Schnee belastet oder im Schmuck seines kleinblättrigen, spätsprießenden Laubes.

Denn es sind Exemplare der Esche, eines Baumes, der die Feuchtigkeit wie wenige liebt, — und damit ist über die Grundbesonderheit unsres Landstriches etwas Entscheidendes ausgesagt. Es ist noch nicht lange, daß Menschenwitz ihn urbar und siedelungsfähig gemacht hat — anderthalb Jahrzehnte etwa, nicht mehr. Vordem war hier eine Sumpfwildnis — ein wahres Mückenloch, wo Weiden, Krüppelpappeln und dergleichen verkrümmtes Baumzeug sich in faul stehenden Teichen spiegelte. Die Gegend nämlich ist Schwemmgebiet; einige Meter unter dem Boden befindet sich eine undurchlässige Erdschicht; so war der Grund denn morastig von jeher, und überall in seinen Vertiefungen stand Wasser. Die Austrocknung geschah, indem man den Flußspiegel tiefer legte, — ich verstehe mich nicht auf ingeniöse Dinge, aber im wesentlichen lief es auf diesen Kunstgriff hinaus, durch welchen das Wasser, das nicht versickern

konnte, zum Ablauf bewogen wurde, so daß nun vieler Orten unterirdische Bäche sich in den Fluß ergießen und das Erdreich Festigkeit gewinnen konnte, wenigstens größtenteils; denn wenn man die Örtlichkeit kennt, wie ich und Bauschan sie kennen, so weiß man flußabwärts im Dickicht manche schilfige Niederung, die an ihren ursprünglichen Zustand gemahnt, verschwiegene Orte, deren feuchter Kühle der heißeste Sommertag nichts anhaben kann, und wo man an solchen Tagen gern ein paar Minuten atmend verweilt.

Überhaupt hat die Gegend ihre kuriose Eigenart, worin sie sich auch von den Ufern des Bergwassers, wie sie sich sonst wohl mit ihren Nadelwäldern und moosigen Wiesen gewöhnlich darstellen, auf den ersten Blick unterscheidet — sie hat, sage ich, ihre anfängliche Eigenart, auch seit das Grundstückgeschäft sich ihrer bemächtigt, vollauf bewahrt, und überall, auch außerhalb der Gärten, hält ihre Ur- und Originalvegetation deutlich das Übergewicht gegen die eingeführte und nachgepflanzte. Da kommt wohl in Alleen und öffentlichen Anlagen die Roßkastanie fort, der rasch wachsende Ahorn, selbst Buchen und allerlei Ziergesträuch; doch alles das ist nicht urwüchsig, das ist gesetzt, so gut wie die welsche Pappel, die aufgereiht ragt in ihrer sterilen Männlichkeit. Ich nannte die Esche als autochtonen Baum, — sie ist sehr stark verbreitet, man findet sie in allen Lebensaltern, als hundertjährigen Riesen wie auch als weichen Schößling, der massenweise wie Unkraut dem Kies entsproßt; und sie ist es, die zusammen mit der Silber- und Zitterpappel, der Birke, der Weide als Baum und Gebüsch der Landschaft ihr eigentliches Gepräge verleiht. Das sind aber lauter kleinblättrige Bäume, und Kleinblättrigkeit, die

Zierlichkeit des Laubwerks, bei oft gigantischen Ausmaßen der Baumgestalten, ist denn auch ein sofort auffallendes Merkmal der Gegend. Eine Ausnahme bildet die Ulme, die vielfach ihr geräumiges, wie mit der Säge gezacktes und an der Oberfläche klebrig glänzendes Blatt der Sonne hinbreitet, und dann die große Menge des Schlinggewächses, das überall im Gehölz die jüngeren Stämme umspinnt und verwirrend sein Laub mit dem ihrigen mischt. Die schlanke Figur der Erle tritt an vertieften Stellen zu kleinen Hainen zusammen. Die Linde aber findet sich sehr selten; die Eiche kommt überhaupt nicht vor; die Fichte auch nicht. Doch stehen solche an mehreren Stellen den östlichen Hang hinauf, die Grenze unsres Gebietes, an welcher mit andrer Bodenbeschaffenheit ein andrer Pflanzenwuchs, der sonst gewohnte, beginnt. Schwarz gegen den Himmel ragen sie dort und blicken wachthabend in unsre Niederung herab.

Vom Hang bis zum Fluß sind es nicht mehr als fünfhundert Meter, ich habe es ausgeschritten. Mag sein, daß sich flußabwärts der Uferstreifen ein wenig fächerförmig erweitert, — bedeutend ist die Abweichung keineswegs, und merkwürdig bleibt, welch reiche landschaftliche Abwechslung die schmale Gegend gewährt, auch wenn man von dem beliebigen Spielraum, den sie der Länge nach, in Richtung des Flußlaufes bietet, so mäßigen Gebrauch macht wie Bauschan und ich, die wir unsre Streifzüge nur selten über das Zeitmaß von zwei Stunden hin ausdehnen, den Vor- und Rückmarsch zusammengerechnet. Die Vielfältigkeit der Ansichten aber, und daß man seine Spaziergänge beständig abzuwandeln und wechselnd zusammenzusetzen vermag, auch darum der Landschaft trotz langer Vertrautheit nicht über-

drüssig und sich ihrer Enge gar nicht bewußt wird, beruht darauf, daß sie in drei untereinander ganz verschiedene Regionen oder Zonen zerfällt, denen man sich einzeln widmen oder die man auf schrägen Querpfaden nach und nach miteinander verbinden mag: die Region des Flusses und seines unmittelbaren Ufers einerseits, die Region des Hanges auf der anderen Seite und die Waldregion in der Mitte.

Den größten Teil der Breite nimmt die Zone des Waldes, des Parks, des Weidichts, des Ufergehölzes ein, — ich sehe mich nach einem Namen um für das wunderliche Gelände, der es besser träfe und anschaulicher machte, als das Wort Wald, und finde das eigentlich rechte doch nicht, wie mir scheint. Von einem Wald im üblichen Wortverstande, — so einem Saal mit Moos- und Streugrund und ungefähr gleichstarken Baumsäulen, kann keinesfalls die Rede sein. Die Bäume unsres Reviers sind ganz verschiedenen Alters und Umfanges; es gibt unter ihnen riesige Urväter des Weiden- und Pappelgeschlechtes, namentlich entlang des Flusses, doch auch im inneren Holze; dann sind andere, schon wohl ausgewachsen, die etwa zehn oder fünfzehn Jahre zählen mögen, und endlich eine Legion von dünnen Stämmchen, wilde Baumschulen einer Natursaat von jungen Eschen, Birken und Erlen, welche aber einen Eindruck von Magerkeit darum durchaus nicht hervorrufen, weil sie, wie ich schon angab, sämtlich von Schlingpflanzen dick umwandelt sind, die im ganzen vielmehr ein fast tropisch wucherisches Bild ergeben; doch habe ich sie in dem Verdachte, daß sie das Wachstum ihrer Wirte hemmen, denn in den Jahren, die ich hier lebe, meine ich nicht gesehen zu haben, daß viele dieser Stämmchen dicker geworden wären.

Der Bäume ſind wenige, nahe verwandte Arten. Die Erle iſt von der Familie der Birke, die Pappel zuletzt nichts ſehr andres als eine Weide. Und eine Annäherung ihrer aller an den Grundtypus dieſer letzteren ließe ſich behaupten, — wie ja die Forſtleute wiſſen, daß das Geſchlecht der Bäume zur Anpaſſung an das Gepräge der umgebenden Ortlichkeit, einer gewiſſen Nachahmung des jeweilig herrſchenden Linien- und Formengeſchmacks, ſehr bereit iſt. Hier nun herrſcht die phantaſtiſche, hexenhaft verwachſene Linie der Weide, dieſer getreuen Begleiterin und Anwohnerin fließender wie ruhender Gewäſſer, mit den krummfingerig ausholenden, beſenhaft bezweigten Äſten, und ihrem Weſen ſuchen die andern es ſichtlich nachzutun. Die Silberpappel krümmt ſich völlig in ihrem Geſchmack; aber von dieſer iſt oft nur ſchwer die Birke zu unterſcheiden, welche, vom Ortsgeiſt verleitet, ſich ebenfalls zuweilen in den ſonderbarſten Verkrümmungen gefällt, — womit nicht geſagt ſein ſoll, daß dieſer liebenswürdige Baum nicht auch hier, und zwar zahlreich, in höchſt wohlgeſtalteten, ja bei günſtig-farbiger Nachmittagsbeleuchtung das Auge bezaubernden Individuen vorkäme. Die Gegend kennt ihn als ſilbernes Stengelchen mit wenigen einzeln ſtehenden Blättchen zur Krone; als lieblich herangewachſene, adrett geformte Jungfrau mit dem ſchmuckſten kreidigen Stamm, die auf ziere und ſchmachtende Art die Locken ihres Laubes herabhängen läßt; und ebenſowohl in wahrhaft elefantenhaftem Wuchs, mit einem Stamm, den kein Mann mit den Armen umfaſſen könnte, und deſſen Rinde nur hoch oben noch Spuren der glatten Weiße zeigt, weiter unten aber zur groben, kohligen, riſſigen Birke geworden iſt . . .

Den Boden angehend, so hat er mit dem eines Waldes fast gar keine Ähnlichkeit. Er ist kiesig, lehmig und sogar sandig, und man sollte ihn nicht für fruchtbar halten. Dennoch ist er es in seinen Grenzen bis zur Üppigkeit. Ein hochwucherndes Gras gedeiht darauf, welches oft einen trockenen, scharfkantigen, dünenmäßigen Charakter annimmt und im Winter wie zertretenes Heu den Boden bedeckt, oft auch geradezu in Schilf übergeht, anderwärts aber weich, dick und strotzend, untermischt mit Schierling, Brennesseln, Huflattich, allerlei kriechendem Blattwerk, hoch aufgeschossenen Disteln und jungen, noch weichen Baumtrieben, ein günstiger Unterschlupf für Fasanen und andre Wildhühner, gegen die Wurzelknollen der Bäume heranwogt. Aus diesem Schwall und Bodendickicht nun aber ranken überall die Waldrebe, der wilde Hopfen spiralförmig, in breitblättrigen Girlanden an den Bäumen empor, und noch im Winter halten ihre Stengel die Stämme wie harter, unzerreißbarer Draht umschlungen.

Das ist kein Wald und kein Park, das ist ein Zaubergarten, nicht mehr und nicht weniger. Ich will das Wort vertreten, obgleich es sich im Grunde um eine karge, eingeschränkte und zur Krüppelhaftigkeit geneigte Natur handelt, die mit ein paar einfachen botanischen Namen erschöpft und bezeichnet ist. Der Grund ist wellig, er hebt und senkt sich beständig, und das ergibt die schöne Geschlossenheit der Veduten, die Unabsehbarkeit auch nach den Seiten hin; ja, wenn die Holzung sich meilenweit nach rechts und links erstreckte oder so weit, wie sie sich in die Länge erstreckt, statt daß sie von der Mitte her beiderseits nur ein hundert und etliche Schritte mißt, so könnte man sich nicht geborgener,

vertiefter und abgeschiedener in ihr fühlen. Einzig das Ohr ist durch gleichmäßiges Rauschen von Westen her gemahnt an die befreundete Nähe des Flusses, den man nicht sieht ... Es gibt da Schluchten, ganz angefüllt mit Holunder-, Liguster-, Jasmin- und Faulbaumgebüsch, so daß an qualmigen Junitagen die Brust den Duft kaum zu bergen weiß. Und wieder gibt es Bodenvertiefungen, — die reinen Kiesgruben, an deren Abhängen und auf deren Grunde nichts als ein paar Weidentriebe und ein wenig trockener Salbei gedeihen.

Das alles will nicht aufhören, sonderbar auf mich zu wirken, obwohl es mir seit manchem Jahr zum täglichen Aufenthalt geworden. Irgendwie berührt dies viele Eschenlaub, das an riesige Farren erinnert, berühren diese Schlingranken und dies Röhricht, diese Feuchtigkeit und Dürre, dies kärgliche Dickicht mich phantastisch, und um meinen ganzen Eindruck zu sagen: es ist ein wenig, als finde man sich in die Landschaft einer anderen Erdperiode versetzt, oder auch in eine unterseeische, als wandle man auf Wassersboden, — eine Vorstellung, die ja mit der Wahrheit dies und das zu tun hat; denn Wasser stand hier ehemals vielerorten, in jenen Senkungen zumal, die jetzt als viereckige Wiesenbassins, mit wilden Baumschulen naturgesäter Eschen bestanden, Schafen zur Weide dienen, und von denen eine gleich hinter meinem Hause gelegen ist.

Die Wildnis ist in die Kreuz und Quere von Pfaden durchzogen, Streifen niedergetretenen Grases teilweise nur, oder auch kiesigen Fußsteigen, die ganz offenbar nicht angelegt, sondern eben nur durch Begehung entstanden sind, ohne daß man zu sagen vermöchte, wer sie wohl ausgetreten

haben könnte; denn daß Bauschan und ich einem Menschen darauf begegnen, ist eine befremdende Ausnahme, und mein Begleiter bleibt bei solchem Anblick wohl stutzend stehen und läßt einen einzelnen dumpfen Blaff vernehmen, der ziemlich genau auch meine eigenen Empfindungen dem Zwischenfall gegenüber zum Ausdruck bringt. Selbst an schönen Sonntagnachmittagen im Sommer, wenn aus der Stadt eine große Menge Spaziergänger sich in unsere Gegend ergießt (denn immer ist es hier um ein paar Grad kühler als anderwärts), können wir auf diesen inneren Wegen so gut wie ungestört wandeln; denn die Leute kennen sie nicht, und dann zieht auch das Wasser, der Fluß, wie es zu gehen pflegt, sie mächtig an, und dicht an ihn gedrängt, so dicht wie möglich, auf dem untersten Quai, wenn es angeht, das heißt: wenn er nicht überschwemmt ist, bewegt sich der Menschenstrom in die Landschaft hinaus und abends wieder zurück. Höchstens, daß uns da drinnen im Busche ein gelagertes Liebespaar aufstößt, welches mit kecken und scheuen Tieraugen uns aus seinem Neste entgegenblickt, so, als wollte es trotzig fragen, ob wir etwa gegen seine Anwesenheit dahier und gegen sein Tun und abseitiges Treiben irgendetwas zu erinnern hätten, — was wir schweigend verneinen, indem wir uns beiseite machen: Bauschan mit jener Gleichgültigkeit, in der ihn alles beläßt, was nicht Wildgeruch nach sich zieht, und ich mit vollkommen verschlossener und ausdrucksloser Miene, welche alles auf sich beruhen und weder Beifall noch Mißbilligung im geringsten durchscheinen läßt.

Jene Pfade nun aber sind nicht die einzigen Verkehrs- und Verbindungsmittel in meinem Park. Es gibt daselbst

Straßen — genauer gesagt, Zurüstungen sind vorhanden, die einmal Straßen gewesen sind, oder solche einmal haben werden sollen, oder, will's Gott, vielleicht auch wirklich noch einmal sein werden ... Die Sache ist diese: Spuren der bahnbrechenden Hacke und eines sanguinischen Unternehmertums zeigen sich noch ein gutes Stück über den angebauten Teil der Gegend, die kleine Villenkolonie hinaus. Man hatte weit geschaut, kühn geplant. Die Handelssozietät, die vor zehn oder fünfzehn Jahren den Landstrich in die Hand genommen, hatte es anders, großartiger nämlich, damit (und mit sich selber) im Sinne gehabt, als es dann kam; nicht auf die Handvoll Villen, die dastehen, hatte die Siedelung sich beschränken sollen. Baugründe waren in Menge vorhanden, wohl einen Kilometer flußabwärts war — und ist heute noch — alles zum Empfange von Käufern und Liebhabern einer seßhaften Lebensweise bereit. Großzügigkeit hatte geherrscht in den Ratssitzungen der Genossenschaft. Man hatte sich nicht mit sichernden Uferbauten, mit der Herstellung eines gangbaren Quais, mit gärtnerischen Anpflanzungen begnügt; ziemlich weit hinaus hatte man an das Gehölz selbst die kultivierende Hand angelegt, Rodungen vorgenommen, Schwemmkies aufgeschüttet, die Wildnis durch Straßen gegliedert, ein paarmal in die Länge und öfter noch in die Quere — schön gedachte, splendide Straßen oder Entwürfe zu solchen aus grobem Schwemmkies, mit der Andeutung eines Fahrdammes und geräumiger Bürgersteige, auf welchen nun aber keine Bürger wandeln, außer Bauschan und mir: jener auf dem guten und haltbaren Leder seiner vier Sohlen, ich auf genagelten Stiefeln, von wegen des Schwemmkieses. Denn die Villen, die nach

Berechnung und Absicht der Sozietät längst freundlich an ihnen prangen müßten, sind vorderhand ausgeblieben, obgleich doch ich mit so gutem Beispiel vorangegangen bin und mein Haus in dieser Gegend gebaut habe. Sie sind, sage ich, ausgeblieben seit zehn, seit fünfzehn Jahren, und kein Wunder also, daß eine gewisse Mißstimmung sich auf die Gegend herniedersenkte, daß Unlust zu weiteren Aufwendungen und zur Fertigstellung des weitläufig Begonnenen Platz griff im Schoße der Sozietät.

Und doch war die Sache schon so weit gediehen, daß diese Straßen ohne Anwohner ihre ordnungsmäßigen Namen haben, so gut wie irgendeine im Weichbilde der Stadt oder außerhalb seiner; das aber wüßte ich gern, welcher Träumer und sinnig rückblickende Schöngeist von Spekulant sie ihnen zuerteilt haben mag. Da ist eine Gellert-, eine Opitz-, eine Flemming-, eine Bürger-Straße, und sogar eine Adalbert-Stifter-Straße ist da, auf der ich mich mit besonders sympathischer Andacht in meinen Nagelschuhen ergehe. Pfähle sind, wie es bei ungeschlossen bebauten Vorstadtstraßen, die keine Hausecke darbieten, zu geschehen pflegt, an ihren Eingängen errichtet und an ihnen die Straßenschilder befestigt: blaue Emailschilder, wie hierzulande üblich, mit weißen Lettern. Aber ach, dieselben sind nicht in dem besten Zustande, allzu lange schon nennen sie Straßenskizzen beim Namen, an denen niemand wohnen will, und nicht zuletzt sind sie es, die die Merkmale der Mißstimmung, des Fiaskos und der stockenden Entwicklung hier deutlich zur Schau stellen. Vernachlässigt ragen sie; für ihre Unterhaltung, ihre Erneuerung ist nicht gesorgt, und Wetter und Sonne haben ihnen übel mitgespielt. Die Schmalte ist vielfach

abgesprungen, die weißen Lettern vom Rost zerstört, so daß statt einzelner von ihnen nur braune Flecken und Lücken mit häßlich gezackten Rändern gähnen, welche die Namensbilder zerreißen und ihre Ablesung oft erschweren. Namentlich eines der Schilder machte mir strenge Kopfarbeit, als ich zuerst hierher kam und die Gegend forschend durchdrang. Es war ein ausnehmend langes Schild und das Wort „Straße" ohne Unterbrechung erhalten; von dem eigentlichen Namen aber, der, wie gesagt, sehr lang war oder gewesen war, zeigte sich die übergroße Mehrzahl der Buchstaben völlig blind und vom Roste zerfressen: die braunen Lücken ließen auf ihre Anzahl schließen; erkennbar aber war nichts, als am Anfange die Hälfte eines S, irgendwo in der Mitte ein e und am Schlusse wieder ein e. Das war zu wenig für meinen Scharfsinn, ich fand, daß es eine Rechnung mit allzu vielem Unbekannten sei. Lange stand ich, die Hände auf dem Rücken, blickte zu dem langen Schilde empor und studierte. Dann ging ich weiter mit Bauschan auf dem Bürgersteige. Aber während ich mir einbildete, an andre Dinge zu denken, arbeitete es unter der Hand in mir weiter, mein Geist trachtete nach dem zerstörten Namen, und plötzlich schoß es mir ein, — ich blieb stehen und erschrak: hastig ging ich zurück, nahm abermals vor dem Schilde Aufstellung, verglich und probierte. Ja, es traf zu und kam aus. Es war die Shakespeare-Straße, in der ich wandelte.

Die passenden Schilder sind das zu diesen Straßen und genau die Straßen zu diesen Schildern — träumerisch und wunderlich verkommend. Sie laufen durch das Gehölz, in das sie gebrochen sind; das Gehölz aber ruht nicht, es läßt die Straßen nicht jahrzehntelang unberührt, bis Ansiedler

kommen; es trifft alle Anstalten, sich wieder zu schließen, denn was hier wächst, scheut den Kies nicht, es ist gewohnt, darin zu gedeihen, und so sprießen purpurköpfige Disteln, blauer Salbei, silbriges Weidengebüsch und das Grün junger Eschen überall auf den Fahrdämmen und ungescheut auch auf den Bürgersteigen; es ist kein Zweifel, die Parkstraßen mit den poetischen Namen wuchern zu, das Dickicht verschlingt sie wieder, und ob man es nun beklagen oder beifällig begrüßen will, in weiteren zehn Jahren werden die Opitz-, die Flemming-Straße nicht mehr gangbar und wahrscheinlich so gut wie verschwunden sein. Im Augenblick ist freilich zur Klage kein Anlaß, denn unter dem malerischen und dem romantischen Gesichtspunkt gibt es gewiß in der ganzen Welt keine schöneren Straßen als diese in ihrem derzeitigen Zustande. Nichts erfreulicher, als durch die Verwahrlosung ihrer Unfertigkeit zu schlendern, wenn man derb beschuht ist und den groben Kies nicht zu fürchten braucht — als hinzublicken über den mannigfaltigen Wildwuchs ihres Grundes auf den kleinblättrigen, von weicher Feuchtigkeit gebundenen Baumschlag, der ihre Perspektiven umrahmt und schließt. Es ist ein Baumschlag, wie jener lothringische Landschaftsmeister vor dreihundert Jahren ihn malte ... Aber was sage ich, — *wie* er ihn malte? Diesen hat er gemalt! Er war hier, er kannte die Gegend, er hat sie sicher studiert; und wenn nicht der schwärmerische Sozietär, der meine Parkstraßen benannte, sich so streng auf die Literatur beschränkt hätte, so dürfte wohl eines der verrosteten Schilder den Namen Claude Lorrains zu erraten haben.

So habe ich die Region des mittleren Gehölzes beschrieben. Aber auch die des östlichen Hanges hat unverächtliche Reize,

für mich und für Bauschan ebenfalls, aus später folgenden Gründen. Man könnte sie auch die Zone des Baches nennen, denn ein solcher gibt ihr das idyllisch-landschaftliche Gepräge und bildet mit der Beschaulichkeit seiner Vergißmeinnicht-Gründe das diesseitige Gegenstück zu der Zone des starken Flusses dort drüben, dessen Rauschen man bei meistens wehendem Westwind leise auch hier noch vernimmt. Wo die erste der querlaufenden Kunststraßen, von der Pappelallee dammartig zwischen Wiesenbassins und Waldparzellen zum Hange laufend, an dessen Fuße mündet, führt links ein Weg, der im Winter von der Jugend als Rodelbahn benutzt wird, in das tiefer liegende Gelände hinab. Dort, wo er eben wird, beginnt der Bach seinen Lauf, und zu seiner Seite, rechts oder links von ihm, worin man wiederum abwechseln kann, ergehen Herr und Hund sich gern, entlang dem verschieden gestalteten Hange. Zur Linken breiten baumbestandene Wiesen sich aus. Eine ländliche Gartenwirtschaft ist dort gelegen und zeigt die Rückseite ihrer Ökonomiegebäude, Schafe weiden und rupfen den Klee, regiert von einem nicht ganz gescheiten kleinen Mädchen in rotem Rock, das beständig in befehlshaberischer Wut die Hände auf die Knie stützt und aus Leibeskräften mit mißtöniger Stimme schreit, sich aber dabei entsetzlich vor dem großen, durch seine Wolle majestätisch dick erscheinenden Schafbock fürchtet, welcher sich nichts untersagen läßt und völlig tut, was er will. Am gräßlichsten schreit das Kind, wenn durch Bauschans Erscheinen eine Panik unter den Schafen erregt wird, was fast regelmäßig geschieht, ganz gegen Bauschans Absicht und Meinung, welchem vielmehr die Schafe in tiefster Seele gleichgültig sind, ja, der sie völlig wie Luft behandelt

und sogar durch eine betonte Nichtachtung und verächtliche Vorsicht den Ausbruch der Torheit bei ihnen hintanzuhalten sucht. Denn obgleich sie für meine Nase stark genug (übrigens nicht unangenehm) duften, so ist es doch kein Wildgeruch, was sie ausströmen, und folglich hat Bauschan nicht das leiseste Interesse daran, sie zu hetzen. Trotzdem genügt eine plötzliche Bewegung von seiner Seite oder auch schon sein bloßes Auftreten, daß auf einmal die ganze Herde, die eben noch, mit Kinder- und Männerstimmen friedlich bähend, weit auseinandergezogen graste, in geschlossener Masse, Rücken an Rücken, nach ein und derselben Seite davonstürzt, während das unkluge Kind tief gebückt hinter ihnen herschreit, daß ihr die Stimme birst und die Augen ihr aus dem Kopfe treten. Bauschan aber sieht zu mir auf ungefähr in dem Sinne: sage selbst, ob ich schuld bin und Anlaß gegeben habe.

Einmal jedoch geschah etwas Gegenteiliges, was eher noch peinlicher und jedenfalls sonderbarer anmutete als die Panik. Eines der Schafe nämlich, ein gewöhnliches Beispiel seiner Gattung, von mittlerer Größe und durchschnittsmäßigem Schafsgesicht, übrigens mit einem schmalen, aufwärtsgebogenen Munde, der zu lächeln schien und dem Wesen einen Ausdruck fast hämischer Dummheit verlieh, schien sich in Bauschan vergafft und vernarrt zu haben und schloß sich ihm an. Es folgte ihm einfach, — es löste sich von der Herde ab, verließ die Weide und heftete sich an Bauschans Fersen, still und in übertriebener Dummheit lächelnd, wohin er sich auch wandte. Er verließ den Weg, und es folgte ihm; er lief, und es setzte sich ebenfalls in Galopp; er blieb stehen, und es tat ein gleiches, unmittelbar hinter ihm und

geheimnisvoll lächelnd. Unmut und Verlegenheit malte sich in Bauschans Miene, und wirklich war seine Lage im höchsten Grade abgeschmackt, weder im Guten noch im Bösen hatte sie irgendwelchen Sinn und Verstand, sie schien so albern, wie weder ihm noch mir jemals etwas vorgekommen war. Das Schaf entfernte sich mehr und mehr von seiner Basis, aber das schien es nicht anzufechten, es folgte dem verärgerten Bauschan immer weiter, sichtlich entschlossen, sich nicht mehr von ihm zu trennen, sondern ihm anzuhaften, wie weit und wohin er nun gehen möge. Still hielt er sich zu mir, weniger aus Besorgnis, zu der kein Grund vorhanden war, als aus Scham über die Ehrlosigkeit seines Zustandes. Endlich, als habe er es satt, blieb er stehen, wandte den Kopf und knurrte drohend. Da blökte das Schaf, daß es klang, wie wenn ein Mensch recht boshaft lacht, und das entsetzte den armen Bauschan so, daß er mit eingekniffenem Schwanze davonrannte, — das Schaf in lächerlichen Sprüngen hinter ihm drein.

Unterdessen, wir waren schon weit von der Herde, schrie das närrische kleine Mädchen, als sollte es zerspringen, indem es sich nicht nur auf seine Knie beugte, sondern diese im Schreien auch abwechselnd bis zum Gesicht emporzog, so daß es von weitem einen ganz verkrümmten und rasenden Anblick bot. Und dann kam eine geschürzte Hofmagd gelaufen, entweder auf das Schreien hin oder weil ihr der Vorgang sonst bemerklich geworden war. Sie lief, in der einen Hand eine Mistgabel, und hielt sich mit der anderen Hand die unbefestigte Brust, die im Laufen allzusehr schwankte, kam atemlos zu uns und machte sich daran, das Schaf, das wieder im Schritt ging, da auch Bauschan dies tat, mit

der Gabel in der gehörigen Richtung zurückzuscheuchen, was aber nicht gelang. Das Schaf sprang wohl vor der Gabel beiseite, sogleich aber war es mit einem Einschwenken wieder auf Bauschans Spuren, und keine Macht schien imstande, es davon abzubringen. Da sah ich, was einzig frommte, und machte kehrt. Wir gingen alle zurück, an meiner Seite Bauschan, hinter ihm das Schaf und hinter diesem die Magd mit der Gabel, indes das rotröckige Kind uns gebückt und stampfend entgegenschrie. Es war aber nicht genug, daß wir bis zur Herde zurückkehrten, wir mußten ganze Arbeit tun und den Gang zu Ende gehen. Auf den Hof mußten wir und zum Schafstall, dessen breite Schiebetür die Magd mit Leibeskraft vor uns aufrollte. Dort zogen wir ein; und als wir alle darin waren, mußten wir anderen geschickt wieder entwischen und dem betrogenen Schaf die Stalltür rasch vor der Nase zuschieben, so daß es gefangen war. Erst dann konnten Bauschan und ich unter den Danksagungen der Magd den unterbrochenen Spaziergang wieder aufnehmen, auf welchem Bauschan jedoch bis ans Ende ein verstimmtes und gedemütigtes Wesen bewahrte.

Soviel von den Schafen. An die Wirtschaftsgebäude schließt sich zur Linken eine ausgedehnte Laubenkolonie, die friedhofartig wirkt mit ihren Lauben und Sommerhäuschen, welche Kapellen gleichen, und den vielen Einhegungen ihrer winzigen Gärtchen. Sie selbst als Ganzes ist wohl umfriedet; nur die Heimgärtner haben Zutritt durch die Gitterpforte, die ihren Eingang bildet, und zuweilen sehe ich dort einen bloßarmigen Mann sein neun Schuh großes Gemüseäckerchen umgraben, so daß es aussieht, als grabe er sich sein eigenes Grab. Dann kommen wieder offene Wiesen, die

sich, mit Maulwurfshügeln bedeckt, bis zum Rande der mittleren Waldregion hindehnen, und in welchen außer den Maulwürfen auch viele Feldmäuse hausen, was im Hinblick auf Bauschan und seine vielfältige Jagdlust bemerkt sei.

Andererseits, das heißt, zur Rechten, laufen Bach und Hang immer fort, dieser, wie ich sagte, in wechselnder Gestalt. Anfangs hat er ein düsteres, unbesonntes Gepräge und ist mit Fichten bestanden. Später wird er zur Sandgrube, welche die Sonnenstrahlen warm zurückwirft, noch später zur Kiesgrube, endlich zu einem Sturz von Ziegelsteinen, als habe man dort oben ein Haus abgebrochen und die wertlosen Trümmer einfach hier heruntergeworfen, so daß dem Lauf des Baches vorübergehend Schwierigkeiten bereitet werden. Aber er wird schon fertig damit, seine Wasser stauen sich etwas und treten über, rot gefärbt von dem Staub der gebrannten Steine, und auch das Ufergras färbend, das sie benetzen. Dann aber fließen sie desto klarer und heiterer fort, Sonnengeglitzer hier und da an ihrer Oberfläche.

Wie alle Gewässer vom Meere bis zum kleinsten Schilftümpel liebe ich Bäche sehr, und wenn mein Ohr, im sommerlichen Gebirge etwa, das heimliche Geplantsch und Geplauder eines solchen von ferne vernimmt, so gehe ich dem flüssigen Laute wohl lange nach, wenn es sein muß, um seinen Ort zu finden, dem versteckt-gesprächigen Söhnchen der Höhen ins Angesicht zu sehen und seine Bekanntschaft zu machen. Schön sind Gießbäche, die zwischen Tannen und über steile Felsenstufen mit hellem Donnern herabkommen, grüne, eiskalte Bäder bilden und in weißer Auflösung senkrecht zur nächsten Stufe stürzen. Aber auch den Bächen der Ebene

sehe ich mit Vergnügen und Neigung zu, ob sie nun flach sind, so daß sie kaum die geschliffenen, silbrig-schlüpfrigen Kiesel ihres Bettes bedecken, oder so tief wie kleine Flüsse, die im Schutze beiderseits tief überhangender Weiden voll und kräftig dahinwallen, in der Mitte rascher strömend als an den Seiten. Wer folgte nicht auf Wanderungen dem Lauf der Gewässer, wenn er nur frei ist, seine Wahl zu treffen? Die Anziehungskraft, die das Wasser auf den Menschen übt, ist natürlich und sympathetischer Art. Der Mensch ist ein Kind des Wassers, zu neun Zehnteln besteht unser Leib daraus, und in einem bestimmten Stadium unserer Entwicklung vor der Geburt besitzen wir Kiemen. Für meine Person bekenne ich gern, daß die Anschauung des Wassers in jederlei Erscheinungsform und Gestalt mir die weitaus unmittelbarste nnd eindringlichste Art des Naturgenusses bedeutet, ja, daß wahre Versunkenheit, wahres Selbstvergessen, die rechte Hinlösung des eigenen beschränkten Seins in das allgemeine mir nur in dieser Anschauung gewährt ist. Sie kann mich, etwa gar die des schlafenden oder schmetternd anrennenden Meeres in einen Zustand so tiefer organischer Träumerei, so weiter Abwesenheit von mir selbst versetzen, daß jedes Zeitgefühl mir abhanden kommt und Langeweile zum nichtigen Begriff wird, da Stunden in solcher Vereinigung und Gesellschaft mir wie Minuten vergehen. Aber auch über das Geländer eines Steges, der über einen Bach führt, gebeugt, könnte ich stehen, solange ihr wollt, verloren in den Anblick des Fließens, Strudelns und Strömens, und ohne daß jenes andere Fließen um mich und in mir, das eilige Schleichen der Zeit, mir in Angst oder Ungeduld etwas anzuhaben vermöchte. Solche Sympathie mit der

Wassernatur macht es mir wert und wichtig, daß die schmale Gegend, in der ich wohne, zu beiden Seiten von Wasser eingefaßt ist.

Der hiesige Bach nun also ist von den Schlichten und Treuherzigen unter den Seinen, es ist nichts Besonderes mit ihm, sein Charakter ist der einer freundlichen Durchschnittlichkeit. Von glashelle Naivität, ohne Falsch und Hehl, ist er weit entfernt, durch Trübheit Tiefe vorzutäuschen, er ist flach und klar und zeigt harmlos, daß auf seinem Grunde verworfene Blechtöpfe und die Leiche eines Schnürschuhes im grünen Schlamme liegen. Übrigens ist er tief genug, um hübschen, silbrig-grauen und äußerst gewandten Fischlein zur Wohnung zu dienen, welche bei unserer Annäherung in weitläufigen Zickzacklinien entschlüpfen. Er erweitert sich teichartig an mehreren Stellen, und schöne Weiden stehen an seinem Rand, von denen ich eine im Vorübergehen mit Vorliebe betrachte. Sie wächst am Hange, in einiger Entfernung also von dem Gewässer. Aber einen ihrer Äste streckt sie von dorther sehnsüchtig zum Bache hinüber und hinunter, und hat es wirklich erreicht, daß das fließende Wasser das silbrige Laub dieser Zweigspitze leicht benetzt. So steht sie und genießt die Berührung.

Es ist gut, hier zu gehen, sanft angefahren vom warmen Sommerwind. Ist es sehr warm, so geht Bauschan wohl in den Bach, um sich den Bauch zu kühlen; denn höhere Körperteile bringt er freiwillig mit Wasser nicht in Berührung. Er steht dort, die Ohren zurückgelegt, mit einer Miene voller Frömmigkeit und läßt das Wasser um sich herum- und vorüberströmen. Dann kommt er zu mir, um sich abzuschütteln, was seiner Überzeugung nach in meiner

unmittelbaren Nähe geschehen muß, obgleich bei dem Nachdruck, womit er sich schüttelt, ein ganzer Sprühregen von Wasser und Schlamm mich anfliegt. Es nützt nichts, daß ich ihn mit Wort und Stock von mir abwehre. Was ihm natürlich, gesetzmäßig und unumgänglich scheint, darin läßt er sich nicht beeinträchtigen.

Weiterhin wendet der Bachlauf sich gegen Abend einer kleinen Ortschaft zu, die zwischen Wald und Hang im Norden die Aussicht beherrscht, und an deren Eingang das Wirtshaus liegt. Der Bach bildet dort wieder einen Teich, in welchem die Dörflerinnen kniend Wäsche schwemmen. Ein Steg führt hinüber, und überschreitet man ihn, so betritt man einen Fahrweg, der vom Dorf zwischen Waldsaum und Wiesenwand gegen die Stadt führt. Aber ihn nach rechts hin verlassend, kann man auf einem ebenfalls ausgefahrenen Wege durch das Gehölz mit wenigen Schritten zum Flusse gelangen.

Das ist denn nun die Zone des Flusses, er selbst liegt vor uns, grün und in weißem Brausen, er ist im Grunde nichts als ein großer Gießbach aus den Bergen, aber sein immerwährendes Geräusch, das mehr oder weniger gedämpft überall in der Gegend zu hören ist, hier aber freiwaltend das Ohr erfüllt, kann wohl Ersatz bieten für den heiligen Anprall des Meeres, wenn man dieses nun einmal nicht haben kann. Das unaufhörliche Geschrei zahlloser Möwen mischt sich darein, welche im Herbst, Winter und noch im Frühling mit hungrigem Krächzen die Mündungen der Abflußrohre umkreisen und ihre Nahrung hier finden, bis die Jahreszeit es ihnen erlaubt, an den oberen Seen wieder Aufenthalt zu nehmen — gleich den wilden und halbwilden

Enten, die ebenfalls die kühlen und kalten Monate hier in der Nähe der Stadt verbringen, sich auf den Wellen wiegen, vom Gefälle, das sie dreht und schaukelt, sich dahintragen lassen, vor einer Stromschnelle im letzten Augenblick auffliegen und sich weiter oben wieder aufs Wasser setzen . . .

Die Uferregion ist folgendermaßen gegliedert und abgestuft: Nächst dem Rand des Gehölzes erstreckt sich eine breite Kiesebene als Fortsetzung der oft genannten Pappelallee, wohl einen Kilometer weit flußabwärts, das heißt bis zum Fährhaus, vom dem noch die Rede sein wird, und hinter welchem das Dickicht näher ans Flußbett herantritt. Man weiß schon, was es auf sich hat mit der Kieswüste: es ist die erste und wichtigste der längslaufenden Kunststraßen, üppig geplant von der Sozietät als landschaftlich reizvollste Esplanade für eleganten Wagenverkehr, wo Herren zu Pferde sich dem Schlage glänzend lackierter Landauer hätten nähern und mit lächelnd zurückgelehnten Damen fein tändelnde Worte wechseln sollen. Neben dem Fährhaus belehrt eine große, schon baufällig schiefstehende Holztafel darüber, welches das unmittelbare Ziel, der vorläufige Endpunkt des Wagenkorsos hätte sein sollen, denn in breiten Buchstaben ist darauf mitgeteilt, daß dieser Eckplatz zum Zweck der Errichtung eines Parkcafés und vornehmen Erfrischungsetablissements verkäuflich ist . . . Ja, das ist er und bleibt er. Denn anstelle des Parkcafés mit seinen Tischchen, umhereilenden Kellnern und schlürfenden Gästen, ragt immer noch die schiefe Holztafel, ein verzagend hinsinkendes Angebot ohne Nachfrage, und der Korso ist nur eine Wüste aus gröbstem Schwemmkies, mit Weidengebüsch und blauem

Salbei beinah schon so dicht, wie die Opitz- und Flemmingstraße bewachsen.

Neben der Esplanade, näher gegen den Fluß hin, läuft ein schmaler und ebenfalls arg verwucherter Kiesdamm mit Grasböschungen, auf dem Telegraphenstangen stehen, den ich aber doch beim Spazierengehn gern benütze, erstens der Abwechslung halber, und dann, weil der Kies ein reinliches, wenn auch beschwerliches Gehen ermöglicht, wenn der lehmige Fußweg dort unten bei schwerem Regenwetter nicht gangbar erscheint. Dieser Fußweg, die eigentliche Promenade, die sich stundenweit längs des Flußlaufes hinzieht, um endlich in wilde Uferpfade überzugehen, ist an der Wasserseite mit jungen Bäumchen, Ahorn und Birken bepflanzt, und an der Landseite stehen die mächtigen Ureinwohner der Gegend, Weiden, Espen und Silberpappeln von kolossalischen Ausmaßen. Steil und tief fällt seine Böschung gegen das Flußbett ab. Sie ist mit klugen Arbeiten aus Weidenruten und obendrein noch durch die Betonierung ihres unteren Teiles gesichert gegen das Hochwasser, das ein- oder zweimal im Jahre, zur Zeit der Schneeschmelze im Gebirge oder bei andauernden Regengüssen, wohl zu ihr dringt. Hier und da bietet sie hölzerne Sprossensteige, halb Leitern, halb Treppen, auf denen man ziemlich bequem in das eigentliche Flußbett hinabsteigen kann: das meistens trocken liegende, ungefähr sechs Meter breite Reservekiesbett des großen Wildbaches, welcher sich ganz nach Art der kleinen und kleinsten seiner Familie verhält, nämlich zuzeiten und je nach den Wasserverhältnissen in den oberen Gegenden seines Laufs nur ein grünes Rinnsal vorstellt, mit kaum überspülten Klippen, wo Möwen hochbeinig auf dem Wasser zu stehen

ſcheinen, — unter anderen Umſtänden aber ein geradezu gefährliches Weſen annimmt, zum Strome ſchwillt, ſein weites Bett mit gräulichem Toben erfüllt, ungehörige Gegenſtände, Kiepen, Sträucher und Katzenkadaver kreiſelnd mit ſich dahinreißt und zu Übertritt und Gewalttat ſich höchſt aufgelegt zeigt. Auch das Reſervebett iſt gegen Hochwaſſer befeſtigt, durch gleichlaufend ſchrägſtehende, hürdenartige Vorkehrungen aus Weidengeflecht. Es iſt beſtanden mit Dünengras, mit Strandhafer ſowie der überall gegenwärtigen Prunkpflanze der Gegend, des trockenen, blauen Salbei; und es iſt gut gangbar dank dem Quaiſtreifen aus ebenen Steinen, der ganz außen am Rande der Wellen bereitet iſt und mir eine weitere, und zwar die liebſte Möglichkeit bietet, meine Spaziergänge abzuwandeln. Zwar iſt auf dem unnachgiebigen Stein kein ganz behagliches Gehen; aber vollauf entſchädigt dafür die intime Nähe des Waſſers, und dann kann man zuweilen auch neben dem Quai im Sande gehen — ja, es iſt Sand da, zwiſchen dem Kies und dem Dünengras, ein wenig mit Lehm verſetzt, nicht von ſo heiliger Reinlichkeit wie der des Meeres, aber wirklicher Schwemmſand doch, und das iſt ein Strandſpaziergang hier unten, unabſehbar ſich hinziehend am Rande der Flut, — es fehlt weder Rauſchen noch Möwenſchrei, noch jene Zeit und Raum verſchlingende Einförmigkeit, die eine Art von betäubender Kurzweil gewährt. Überall rauſchen die flachen Kataraktе, und auf halbem Wege zum Fährhaus miſcht ſich das Brauſen des Waſſerfalles darein, mit welchem drüben ein ſchräg einmündender Kanal ſich in den Fluß ergießt. Der Leib des Falles iſt gewölbt, blank, glaſig, wie der eines Fiſches, und an ſeinem Fuße iſt immerwährendes Kochen.

Schön ist es hier bei blauem Himmel, wenn der Fährkahn mit einem Wimpel geschmückt ist, dem Wetter zu Ehren oder sonst aus einem festlichen Anlaß. Es liegen noch andere Kähne an diesem Ort, aber der Fährkahn hängt an einem Drahtseil, welches seinerseits mit einem anderen, noch dickeren, quer über den Fluß gespannten Drahtseil verbunden ist, so nämlich, daß er mit einer Rolle daran entlang läuft. Die Strömung selbst muß die Fähre treiben, und ein Steuerdruck von der Hand des Fährmannes tut das übrige. Der Fährmann wohnt mit Weib und Kind in dem Fährhause, das von dem oberen Fußweg ein wenig zurückliegt, mit Nutzgärtchen und Hühnerstall, und das gewiß eine Amts- und Freiwohnung ist. Es ist eine Art von Villa in zwerghaften Ausmaßen, launisch und leicht gebaut mit Erkerchen und Söllerchen, und scheint zwei Stuben unten und zwei Stuben oben zu haben. Ich sitze gern auf der Bank vor dem Gärtchen, gleich an dem oberen Fußwege, Bauschan sitzt auf meinem Fuß, die Hühner des Fährmannes umwandeln mich, indem sie bei jedem Schritt den Kopf vorstoßen, und meistens erhebt sich der Hahn auf die Rückenlehne der Bank, läßt die grünen Versaglieri-Federn seines Schwanzes nach hinten herabhangen und sitzt so neben mir, mich grell von der Seite mit einem roten Auge musternd. Ich sehe dem Fährbetrieb zu, der nicht eben stürmisch, kaum lebhaft zu nennen ist, vielmehr sich in großen Pausen vollzieht. Desto lieber sehe ich es, wenn hüben oder drüben ein Mann oder eine korbtragende Frau sich einstellt, und über den Fluß gesetzt zu werden verlangt; denn die Poesie des „Holüber" bleibt menschlich anziehend wie in den ältesten Tagen, auch wenn die Handlung, wie hier, in neuzeitlich

fortgeschrittenen Formen vonstatten geht. Hölzerne Doppeltreppen, für die Kommenden und Gehenden, führen beiderseits die Böschung hinab in das Flußbett und zu den Stegen, und je ein elektrischer Klingelknopf ist hier und jenseits seitlich von ihren Eingängen angebracht. Da erscheint denn ein Mann dort drüben am anderen Ufer, steht still und blickt über das Wasser her. Er ruft nicht mehr, wie einst, durch die hohlen Hände. Er geht auf den Klingelknopf zu, streckt den Arm aus und drückt. Schrill klingelt es in der Villa des Fährmannes: das ist das „Holüber"; auch so und immer noch ist es poetisch. Dann steht der Harrende, wartet und späht. Und fast in demselben Augenblick, in dem die Klingel schrillt, tritt auch der Fährmann aus seinem Amtshäuschen, als hätte er hinter der Tür gestanden oder auf einem Stuhl, nur auf das Zeichen passend, dahinter gesessen, — er kommt heraus, und in seinen Schritten ist etwas, als sei er mechanisch unmittelbar durch den Druck auf den Knopf in Bewegung gesetzt, wie wenn man in Schießbuden auf die Tür eines Häuschens schießt: hat man getroffen, so springt sie auf, und eine Figur kommt heraus, eine Sennerin oder ein Wachtsoldat. Ohne sich zu übereilen und gleichmäßig mit den Armen schlenkernd geht der Fährmann durch sein Gärtchen, über den Fußweg und die Holztreppe hinunter zum Fluß, macht den Fährkahn flott und hält das Steuer, während die Rolle an dem querlaufenden Drahtseil entlang läuft und der Kahn hinübergetrieben wird. Drüben läßt er den Fremden zu sich hineinspringen, der ihm am diesseitigen Stege seinen Nickel reicht, froh die Treppe hinaufläuft, nachdem er den Fluß überwunden, und sich nach rechts oder links wendet. Manchmal, wenn der Fährmann verhindert

ist, sei es durch Unpäßlichkeit oder durch vordringliche häusliche Geschäfte, kommt auch sein Weib oder selbst sein Kind heraus und holen den Fremden; denn diese können es ebensogut wie er, und ich könnte es auch. Das Amt des Fährmannes ist leicht und erfordert keine besondere Veranlagung oder Vorbildung. Er kann von Glück und Schicksalsgunst sagen, daß er die Pfründe sein eigen nennt und die Zwergenvilla bewohnen darf. Jeder Dummkopf könnte ihn ohne weiteres ablösen, und er weiß es wohl auch und verhält sich bescheiden und dankbar. Auf dem Heimweg sagte er mir höflich Grüß Gott, der ich zwischen Hund und Hahn auf der Bank sitze, und man merkt ihm an, daß er sich keine Feinde zu machen wünscht.

Teergeruch, Wasserwind — und dumpf plantscht es gegen das Holz der Kähne. Was will ich mehr? Manchmal kommt eine andere heimatliche Erinnerung mich an: das Wasser steht tief, es riecht etwas faulig, — das ist die Lagune, das ist Venedig. Aber dann wieder ist Sturmflut, unendlicher Regen schüttet hernieder, im Gummimantel, das Gesicht überschwemmt, stemme ich mich auf dem obern Weg gegen den steifen West, der in der Allee die jungen Pappeln von ihren Pfählen reißt und es erklärlich macht, warum hier die Bäume zur Windschiefheit neigen, einseitig ausgewachsene Kronen haben; und Bauschan bleibt oft auf dem Wege stehen, um sich zu schütteln, daß es nach allen Seiten spritzt. Der Fluß ist nicht mehr, der er war. Geschwollen, gelbdunkel, trägt er sich mit katastrophalem Ausdruck daher. Das ist ein Schwanken, Drängen und schweres Eilen der Wildflut, — in schmutzigen Wogen nimmt sie das ganze Reservebett bis zum Rande der Böschung

ein, ja schlägt an der Betonierung, den Sicherungsarbeiten aus Weidengeflecht empor, so daß man die Vorsorge segnet, die da gewaltet. Das Unheimliche ist: der Fluß wird still, viel stiller als sonst, fast lautlos in diesem Zustande. Er bietet die gewohnten Stromschnellen nicht mehr, er steht zu hoch dazu; aber jene Stellen sind doch daran zu erkennen, daß die Wogen dort tiefere Täler bilden und höher gehen, als anderswo, und daß ihre Kämme sich rückwärts — nicht wie die Kämme der Brandung nach vorn — überschlagen. Der Wasserfall spielt überhaupt keine Rolle mehr; sein Leib ist flach und armselig, das Gebrause zu seinen Füßen durch die Höhe des Wasserstandes fast aufgehoben. Was aber bei alledem Bauschan betrifft, so kennt sein Erstaunen über eine solche Veränderung der Dinge keine Grenzen. Er kommt aus dem Stutzen überhaupt nicht heraus, er begreift es nicht, daß der trockne Raum, wo er sonst zu traben und zu rennen gewohnt war, heute verschwunden, vom Wasser bedeckt ist; erschrocken flüchtet er vor der hochanschlagenden Flut die Böschung hinauf, sieht sich wedelnd nach mir um, sieht wieder das Wasser an und hat dabei eine verlegene Art, das Maul schief zu öffnen, es wieder zu schließen und dabei mit der Zunge in den Winkel zu fahren, — ein Mienenspiel, das ebenso menschlich wie tierisch anmutet, als Ausdrucksmittel etwas unfein und untergeordnet, aber durchaus verständlich ist, und das ganz ebenso, angesichts einer vertrackten Sachlage, ein etwas einfältiger und niedriggeborener Mensch zeigen könnte, indem er sich allenfalls noch das Genick dazu kratzte. —

Nachdem ich nun auch auf die Zone des Flusses näher eingegangen, habe ich die ganze Gegend beschrieben, und,

soviel ich sehe, alles getan, um sie anschaulich zu machen. Sie gefällt mir gut in der Beschreibung, aber als Natur gefällt sie mir doch noch besser. Sie ist immerhin genauer und vielfältiger in dieser Sphäre, wie ja auch Bauschan selbst in Wirklichkeit wärmer, lebendiger und lustiger ist, als sein magisches Spiegelbild. Ich bin der Landschaft anhänglich und dankbar, darum habe ich sie beschrieben. Sie ist mein Park und meine Einsamkeit; meine Gedanken und Träume sind mit ihren Bildern vermischt und verwachsen, wie das Laub ihrer Schlingpflanzen mit dem ihrer Bäume. Ich habe sie angeschaut zu allen Tages- und Jahreszeiten: im Herbst, wenn der chemische Geruch des welkenden Laubes die Luft erfüllt, wenn die Menge der Distelstauden wollig abblüht, die großen Buchen des „Kurgartens" einen rostfarbenen Laubteppich um sich her auf die Wiese breiten und goldtriefende Nachmittage in theatralisch-romantische Frühabende übergehen, mit der am Himmel schwimmenden Mondsichel, milchigem Nebelgebräu, das über den Gründen schwebt, und einem durch schwarze Baumsilhouetten brennenden Abendrot . . . Im Herbst also und auch im Winter, wenn aller Kies mit Schnee bedeckt und weich ausgeglichen ist, so daß man mit Gummiüberschuhen darauf gehen kann; wenn der Fluß schwarz zwischen den bleichen, frostgebundenen Ufern dahinschießt und das Geschrei der Hunderte von Möwen von morgens bis abends die Luft erfüllt. Aber der zwangloseste und vertrauteste Umgang mit ihr ist eben doch in den milden Monaten, wo es keiner Zurüstung bedarf, um rasch, zwischen zwei Regenschauern, auf ein Viertelstündchen hinauszutreten, im Vorübergehen einen Faulbaumzweig vor das Gesicht zu biegen und nur eben einmal einen

Blick in die wandernden Wellen zu tun. Vielleicht waren Gäste im Hause, nun sind sie fort, zermürbt von Konversation ist man in seinen vier Wänden zurückgeblieben, wo der Hauch der Fremden noch in der Atmosphäre schwebt. Da ist es gut, wie man geht und steht ein wenig auf die Gellert-, die Stifterstraße hinauszuschlendern, um aufzuatmen und sich zu erholen. Man blickt zum Himmel empor, man blickt in die Tiefen des zierlichen und weichen Blätterschlages, die Nerven beruhigen sich, und Ernst und Stille kehren in das Gemüt zurück.

Bauschan aber ist immer dabei. Er hat das Eindringen der Welt in das Haus nicht verhindern können, mit fürchterlicher Stimme hat er Einspruch erhoben und sich ihr entgegengestellt, aber das nützte nichts, und so ging er beiseite. Nun ist er froh, daß ich wieder mit ihm im Reviere bin. Einen Ohrlappen nachlässig zurückgeschlagen und nach allgemeiner Hundeart schief laufend, so daß die Hinterbeine nicht gerade hinter den vordern, sondern etwas seitlich davon sich bewegen, trabt er auf dem Kies vor mir her. Und plötzlich sehe ich, wie es ihn an Leib und Seele packt, sein steif aufgerichteter Stummelschwanz in ein wildes Fuchteln gerät. Sein Kopf stößt vorwärts und abwärts, sein Körper spannt sich und zieht sich in die Länge, er springt dahin und dorthin und schießt im nächsten Augenblick, immer die Nase am Boden, in einer bestimmten Richtung davon. Das ist eine Fährte. Er ist einem Hasen auf der Spur.

Die Jagd

Die Gegend ist reich an jagdbarem Wild, und wir jagen es; das will sagen: Bauschan jagt es, und ich sehe zu. Auf diese Weise jagen wir: Hasen, Feldhühner, Feldmäuse,

Maulwürfe, Enten und Möwen. Aber auch vor der hohen Jagd scheuen wir nicht zurück, wir pirschen auch auf Fasanen und selbst auf Rehe, wenn ein solches sich, etwa im Winter, einmal in unser Revier verirrt. Das ist dann ein erregender Anblick, wenn das hochbeinige, leicht gebaute Tier, gelb gegen den Schnee, mit hochwippendem weißen Hinterteil, vor dem kleinen, alle Kräfte einsetzenden Bauschan dahinfliegt — ich verfolge den Vorgang mit der größten Teilnahme und Spannung. Nicht daß etwas dabei herauskäme; das ist noch nie geschehen und wird auch nicht. Aber das Fehlen handgreiflicher Ergebnisse vermindert weder Bauschans Lust und Leidenschaft, noch tut es meinem eignen Vergnügen den geringsten Abbruch. Wir pflegen die Jagd um ihrer selbst, nicht um der Beute, des Nutzens willen, und Bauschan ist, wie gesagt, der tätige Teil. Von mir versieht er sich eines mehr moralischen Beistandes nicht, da er eine andre Art des Zusammenwirkens, eine schärfere und sachlichere Manier, das Ding zu betreiben, aus persönlicher und unmittelbarer Erfahrung nicht kennt. Ich betone diese Wörter: „persönlich" und „unmittelbar"; denn daß seine Vorfahren, wenigstens soweit sie der Hühnerhundlinie angehörten, ein wirklicheres Jagen gekannt haben, ist mehr als wahrscheinlich, und gelegentlich habe ich mich gefragt, ob wohl eine Erinnerung daran auf ihn gekommen sein und durch einen zufälligen Anstoß geweckt werden könnte. Auf seiner Stufe sondert gewiß das Leben des Einzelwesens sich oberflächlicher von dem der Gattung als in unserm Falle, Geburt und Tod bedeuten ein weniger tiefreichendes Schwanken des Seins, vielleicht erhalten die Überlieferungen des Geblütes sich unversehrter, so daß es nur ein Scheinwider-

ſpruch wäre, von eingebornen Erfahrungen, unbewußten Erinnerungen zu reden, die, hervorgerufen, das Geſchöpf an ſeinen perſönlichen Erfahrungen irre zu machen, es damit unzufrieden zu machen vermöchten. Dieſem Gedanken hing ich einmal nach, mit einiger Unruhe; aber ich ſchlug ihn mir ebenſo bald wieder aus dem Sinn, wie Bauſchan ſich offenbar das brutale Vorkommnis aus dem Sinne ſchlug, deſſen Zeuge er geweſen, und das mir zu meinen Erwägungen Anlaß gegeben.

Wenn ich zur Jagd mit ihm ausziehe, pflegt es Mittag zu ſein, halb zwölf oder zwölf Uhr, zuweilen, beſonders an ſehr warmen Sommertagen, iſt es auch vorgerückter Nachmittag, ſechs Uhr und ſpäter, oder es geſchieht auch um dieſe Zeit ſchon zum zweitenmal; in jedem Falle iſt mein Zuſtand dabei ein ganz andrer als bei unſrem erſten läſſigen Ausgang am Morgen. Die Unberührtheit und Friſche jener Stunde iſt längſt dahin, ich habe geſorgt und gekämpft unterdeſſen, habe Schwierigkeiten überwunden, daß es nur ſo knirſchte, mich mit dem einzelnen herumzuſchlagen, während gleichzeitig ein weitläufiger und vielfacher Zuſammenhang feſt im Sinne zu halten, in ſeinen letzten Verzweigungen mit Geiſtesgegenwart zu durchdringen war, und mein Kopf iſt müde. Da iſt es die Jagd mit Bauſchan, die mich zerſtreut und erheitert, die mir die Lebensgeiſter weckt und mich für den Reſt des Tages, an dem noch manches zu leiſten iſt, wieder inſtandſetzt. Aus Dankbarkeit beſchreibe ich ſie.

Natürlich iſt es nicht ſo, daß wir von den Wildarten, die ich nannte, tagweiſe eine beſtimmte aufs Korn nähmen und etwa nur auf die Haſen- oder Entenjagd gingen.

Vielmehr jagen wir alles durcheinander, was uns eben, — ich hätte beinahe gesagt: vor die Flinte kommt; und wir brauchen nicht weit zu gehen, um auf Wild zu stoßen, die Jagd kann buchstäblich gleich außerhalb der Gartenpforte beginnen, denn Feldmäuse und Maulwürfe gibt es im Grunde des Wiesenbeckens hinter dem Hause schon eine Menge. Diese Pelzträger sind ja genau genommen kein Wild; aber ihr heimlich-wühlerisches Wesen, namentlich die listige Behendigkeit der Mäuse, welche nicht tagblind sind, wie ihr schaufelnder Vetter, und sich oft an der Erdoberfläche klüglich herumtreiben, bei Annäherung einer Gefahr aber in das schwarze Schlupfloch hineinzucken, ohne daß man ihre Beine und deren Bewegung zu unterscheiden vermöchte, — wirkt immerhin mächtig auf seinen Verfolgungstrieb, und dann sind gerade sie die einzige Wildart, die ihm zuweilen zur Beute wird: eine Feldmaus, ein Maulwurf, das ist ein Bissen, — nicht zu verachten in so mageren Zeiten, wie den gegenwärtigen, wo er in seinem Napf neben der Hütte oft nichts als ein wenig geschmacklose Rollgerstensuppe findet.

So habe ich denn kaum meinen Stock ein paar Schritte die Pappelallee hinaufgesetzt, und kaum hat Bauschan sich, um die Partie zu eröffnen, ein wenig ausgetollt, da sehe ich ihn schon zur Rechten die sonderbarsten Kapriolen vollführen: Schon hält die Jagdleidenschaft ihn umfangen, er hört und sieht nichts mehr als das aufreizend versteckte Treiben der Lebewesen rings um ihn her: gespannt, wedelnd, die Beine behutsam hochhebend, schleicht er durch das Gras, hält mitten im Schritte ein, von den Vorder- und Hinterbeinen je eins in der Luft, äugt schiefköpfig, mit spitzer

Schnauze von oben herab in den Grund, wobei ihm die Lappen der straff aufgerichteten Ohren zu beiden Seiten der Augen nach vorn fallen, springt zutappend mit beiden Vorderpfoten auf einmal vorwärts und wieder vorwärts und guckt mit stutziger Miene dorthin, wo eben etwas war, und wo nun nichts mehr ist. Dann beginnt er zu graben ... Ich habe die größte Lust, zu ihm zu stoßen und den Erfolg abzuwarten; aber wir kämen ja nicht vom Fleck, er würde seine ganze für diesen Tag angesammelte Jagdlust hier auf der Wiese verausgaben. So gehe ich denn weiter, unbekümmert darum, daß jener mich einholt, auch wenn er noch lange zurückbleibt und nicht gesehen hat, wohin ich mich wandte: meine Spur ist ihm nicht weniger deutlich, als die eines Wildes, den Kopf zwischen den Vorderpfoten pirscht er ihr nach, wenn er mich aus den Augen verloren, schon höre ich das Klingeln seiner Steuermarke, seinen festen Galopp in meinem Rücken, er schießt an mir vorbei und macht kehrt, um sich wedelnd zur Stelle zu melden.

Aber draußen im Holz oder auf den Wiesenbreiten der Bachregion halte ich doch so manches Mal an und sehe ihm zu, wenn ich ihm beim Graben nach einer Maus betreffe, angenommen selbst, daß es schon spät ist, und daß ich beim Zuschauen die gemessene Zeit zum Spazierengehen versäume. Seine leidenschaftliche Arbeit ist gar zu fesselnd, sein tiefer Eifer steckt an, ich kann nicht umhin, ihm von Herzen Erfolg zu wünschen und möchte um vieles gern Zeuge davon sein. Der Stelle, wo er gräbt, war vielleicht von außen nichts anzumerken — vielleicht ist es eine moosige, von Baumwurzeln durchzogene Erhöhung am Fuß einer Birke. Aber er hat das Wild dort gehört, gerochen, hat

wohl gar noch gesehen, wie es wegzuckte; er ist sicher, daß es dort unter der Erde in seinem Gange und Baue sitzt, es gilt nur zu ihm zu gelangen, und so gräbt er aus Leibeskräften, in unbedingter und weltvergessener Hingebung, nicht wütend, aber mit sportlich sachlicher Leidenschaft, — es ist prachtvoll zu sehen. Sein kleiner getigerter Körper, unter dessen glatter Haut die Rippen sich abzeichnen, die Muskeln spielen, ist in der Mitte durchgedrückt, das Hinterteil mit dem unaufhörlich im raschesten Zeitmaß hin- und hergehenden Stummelschwanz ragt steil empor, der Kopf ist unten bei den Vorderpfoten in der schon ausgehobenen, schräg einlaufenden Höhlung, und abgewandten Gesichts reißt er mit den metallharten Klauen, so geschwinde es geht, den Boden weiter und weiter auf, daß Erdklumpen, Steinchen, Grasfetzen und holzige Wurzelteilchen mir bis unter die Hutkrempe fliegen. Dazwischen tönt in der Stille sein Schnauben, wenn er nach einigem Vordringen die Schnauze ins Erdreich wühlt, um das kluge, stille, ängstliche Wesen dort innen mit dem Geruchsinn zu belagern. Dumpf tönt es: er stößt den Atem hastig hinein, um nur rasch die Lunge zu leeren und wieder einwittern — den feinen, scharfen, wenn auch noch fernen und verdeckten Mäuseduft wieder einwittern zu können. Wie mag dem Tierchen dort unten zumute sein bei diesem dumpfen Schnauben? Ja, das ist seine Sache oder auch Gottes Sache, der Bauschan zum Feind und Verfolger der Erdmäuse gesetzt hat, und dann ist die Angst ja auch ein verstärktes Lebensgefühl, das Mäuschen würde sich wahrscheinlich langweilen, wenn kein Bauschan wäre, und wozu wäre dann seine perlängige Klugheit und flinke Minierkunst gut, wodurch die Kampf-

bedingungen sich reichlich ausgleichen, so daß der Erfolg des Angreifers immer recht unwahrscheinlich bleibt? Kurzum, ich fühle kein Mitleid mit der Maus, innerlich bin ich auf Bauschans Seite, und oftmals leidet es mich nicht in der Rolle des Zuschauers: mit dem Stock greife ich ein, wenn ein festeingebetteter Kiesel, ein zäher Wurzelstrang ihm im Wege ist, und helfe ihm bohrend und hebend das Hindernis zu beseitigen. Dann sendet er wohl, aus der Arbeit heraus, einen raschen, erhitzten Blick des Einverständnisses zu mir empor. Mit vollen Kinnbacken beißt er in die zähe, durchwachsene Erde, reißt Schollen ab, wirft sie beiseite, schnaubt abermals dumpf in die Tiefe und setzt, von der Witterung befeuert, die Klauen wieder in rasende Tätigkeit . . .

In der großen Mehrzahl der Fälle ist das alles verlorene Mühe. Mit erdiger Nase, bis zu den Schultern beschmutzt, spürt Bauschan noch einmal oberflächlich an dem Orte umher, und läßt dann ab davon, trollt sich gleichgültig weiter. „Es war nichts, Bauschan", sage ich, wenn er mich ansieht. „Nichts war es", wiederhole ich, indem ich der Verständlichkeit halber den Kopf schüttle und Brauen und Schultern emporziehe. Aber es ist nicht im mindesten nötig, ihn zu trösten, der Mißerfolg drückt ihn keinen Augenblick nieder. Jagd ist Jagd, der Braten ist das wenigste, und eine herrliche Anstrengung war es doch, denkt er, soweit er überhaupt noch an die ebenso heftig betriebene Angelegenheit zurückdenkt; denn schon ist er auf neue Unternehmungen aus, zu denen es in allen drei Zonen an Gelegenheit wahrhaftig nicht fehlt.

Aber es kommt auch vor, daß er das Mäuschen erwischt, und das läuft nicht ohne Erschütterung für mich

ab, denn er frißt es ja ohne Erbarmen bei lebendigem Leibe und mit Pelz und Knochen, wenn er seiner habhaft wird. Vielleicht war das unglückselige Wesen von seinem Lebenstriebe nicht gut beraten gewesen und hatte sich eine allzu weiche, ungesicherte und leicht aufwühlbare Stelle zu seinem Bau erwählt; vielleicht reichte der Stollen nicht tief genug, und vor Schreck war es dem Tierchen mißlungen, ihn rasch weiter hinabzutreiben, es hatte den Kopf verloren und hockte nun wenige Zoll unter der Oberfläche, während ihm bei dem furchtbaren Schnauben, das zu ihm drang, vor Entsetzen die Perläuglein aus dem Kopfe traten. Genug, die eiserne Klaue legt es bloß, wirft es auf — herauf, an den grausamen Tag, verlorenes Mäuschen! Mit Recht hast du dich so geängstigt, und es ist nur gut, daß die große berechtigte Angst dich wahrscheinlich schon halb bewußtlos gemacht hat, denn nun wirst du in Speisebrei verwandelt. Er hat es am Schwanz, zwei-, dreimal schleudert er es am Boden hin und her, ein ganz schwaches Pfeifen wird hörbar, das letzte dem gottverlassnen Mäuschen vergönnte, und dann schnappt Bauschan es ein, in seinen Rachen, zwischen die weißen Zähne. Breitbeinig, die Vorderpfoten aufgestemmt, mit gebeugtem Nacken steht er da und stößt beim Kauen den Kopf vor, indem er den Bissen gleichsam immer von neuem fängt und ihn sich im Maule zurechtwirft. Die Knöchlein knacken, noch hängt ein Pelzfetzen einen Augenblick im Winkel seines Maules, er fängt ihn, dann ist es geschehen, und Bauschan beginnt eine Art von Freuden- und Siegestanz um mich herum aufzuführen, der ich auf meinen Stock gelehnt an der Stätte stehe, wie ich während des ganzen Vorganges zuschauend gestanden habe.

„Du bist mir einer!“ sage ich mit grausenvoller Anerkennung zu ihm und nicke. „Ein schöner Mörder und Kannibale bist du mir ja!“ Auf solche Worte hin verstärkt er sein Tanzen, und es fehlt nur, daß er laut dazu lachte. So gehe ich denn auf meinem Pfade weiter, etwas kalt in den Gliedern von dem, was ich gesehen habe, und doch auch wieder aufgeräumt in meinem Innern durch den rohen Humor des Lebens. Die Sache ist in der natürlichen Ordnung, und ein von seinen Instinkten mangelhaft beratenes Mäuschen wird eben in Speisebrei verwandelt. Aber lieb ist es mir doch, wenn ich in solchem Falle der natürlichen Ordnung nicht mit dem Stocke nachgeholfen, sondern mich rein betrachtend verhalten habe.

Es ist erschreckend, wenn plötzlich der Fasan aus dem Dickicht bricht, wo er schlafend saß oder wachend unentdeckt zu bleiben hoffte, und von wo Bauschans Spürnase nach einigem Suchen ihn aufstörte. Klappernd und polternd, unter angstvoll entrüstetem Geschrei und Gegacker erhebt sich der große, rostrote, langbefiederte Vogel und flüchtet sich, seinen Kot aus der Höhe ins Holz fallen lassend, mit der törichten Kopflosigkeit des Huhns auf einen Baum, wo er fortfährt zu zetern, während Bauschan, am Stamme aufgerichtet, stürmisch zu ihm emporbellt. Auf, auf! heißt dieses Gebell. Flieg weiter, alberner Gegenstand meiner Lust, daß ich dich jagen kann! Und das Wildhuhn widersteht nicht der mächtigen Stimme, rauschend löst es sich wieder von seinem Zweige und macht sich schweren Fluges durch die Wipfel weiter davon, immer krähend und sich beklagend, indes Bauschan es zu ebener Erde scharf und in männlichem Stillschweigen verfolgt.

Hierin besteht seine Wonne; er will und weiß nichts weiter. Denn was wäre auch, wenn er des Vogels habhaft würde? Nichts wäre — ich habe gesehen, wie er einen zwischen den Klauen hatte, er mochte ihn in tiefem Schlafe betreten haben, so daß das schwerfällige Geflügel sich nicht rechtzeitig vom Boden hatte erheben können: nun stand er über ihm, ein verwirrter Sieger und wußte nichts damit anzufangen. Einen Fittich gespreizt, mit weggedehntem Halse lag der Fasan im Grase und schrie, schrie ohne Pause, daß es klang, wie wenn im Gebüsch eine Greisin gemordet würde und ich herzueilte, um etwas Gräßliches zu verhüten. Aber ich überzeugte mich rasch, daß nichts zu befürchten sei: Bauschans zutage liegende Ratlosigkeit, die halb neugierige, halb angewiderte Miene, mit der er schiefköpfig auf seinen Gefangenen niederblickte, versicherte mich dessen. Das Weibsgeschrei zu seinen Füßen mochte ihm auf die Nerven gehen, der ganze Zufall ihm mehr Verlegenheit als Triumph bereiten. Rupfte er ehren- und schandenhalber das Wild ein wenig? Ich sah, glaube ich, daß er ihm mit den Lippen, ohne die Zähne zu brauchen, ein paar Federn aus seinem Kleide zog und sie mit ärgerlichem Kopfschleudern beiseite warf. Dann trat er ab von ihm und gab ihn frei, — nicht aus Großmut, sondern weil die Sachlage ihn langweilte, ihm nichts mehr mit fröhlicher Jagd zu tun zu haben schien. Nie habe ich einen verblüfferen Vogel gesehen! Er hatte mit dem Leben wohl abgeschlossen, und es schien vorübergehend, als wisse er keinen Gebrauch mehr davon zu machen: wie tot lag er eine Weile im Grase. Dann taumelte er ein Stück am Boden hin, schwankte auf einen Baum, schien herunter-

fallen zu wollen, raffte sich auf und suchte mit schwer schleppenden Gewändern das Weite. Er schrie nicht mehr, er hielt den Schnabel. Stumm flog er über den Park, den Fluß, die jenseitigen Wälder, fort, fort, so weit wie möglich, und ist gewiß nie wieder gekommen.

Aber es gibt viele seinesgleichen in unserm Revier, und Bauschan jagt sie in Züchten und Ehren. Der Mäusefraß bleibt seine einzige Blutschuld, und auch sie erscheint als etwas Entbehrlich-Beiläufiges, das Spüren, Auftreiben, Rennen, Verfolgen als hochherziger Selbstzweck, — jedem erschiene es so, der ihn bei diesem glänzenden Spiele beobachtete. Wie schön er wird, wie idealisch, wie vollkommen! So wird der bäurische, plumpe Gebirgsbursch vollkommen und bildhaft, steht er als Gemsjäger im Gesteine. Alles Edle, Echte und Beste in Bauschan wird nach außen getrieben und gelangt zu prächtiger Entfaltung in diesen Stunden; darum verlangt er so sehr nach ihnen und leidet, wenn sie unnütz verstreichen. Das ist kein Pinscher, das ist der Weidner und Spürer wie er im Buche steht, und hohe Freude an sich selbst spricht aus jeder der kriegerischen, männlich ursprünglichen Posen, die er in stetem Wechsel entwickelt. Ich wüßte nicht viele Dinge, die mir das Auge erquickten wie sein Anblick, wenn er in federndem Trabe durch das Gestrüpp zieht und dann gefesselt ansteht, eine Pfote zierlich erhoben und nach innen gebogen, klug, achtsam, bedeutend, in schöner Spannung aller seiner Eigenschaften! Dazwischen quiekt er. Er hat sich mit dem Fuße in etwas Dornigem verfangen, und laut schreit er auf. Aber auch das ist Natur, auch das erheiternder Mut zur schönen Einfalt, und nur flüchtig vermag es seine Würde zu

beeinträchtigen, die Pracht seiner Haltung ist im nächsten Augenblicke wieder vollkommen hergestellt.

Ich sehe ihm zu und erinnere mich eines Zeitpunktes, da er all seines Stolzes und seines Edelmutes verlustig gegangen und buchstäblich wieder auf den körperlichen und seelischen Tiefstand herabgekommen war, worauf er sich zuerst in der Küche des Bergfräuleins uns dargestellt, und von welchem er sich mühselig genug zum Glauben an sich selbst und die Welt erhoben hatte. Ich weiß nicht, was mit ihm war, — er blutete aus dem Maule oder aus der Nase oder aus dem Halse, ich weiß es bis heute nicht; wo er ging und stand, hinterließ er Blutspuren, im Grase des Reviers, auf dem Stroh seines Lagers, auf dem Fußboden des Zimmers, das er betrat, — ohne daß irgendeine äußere Verletzung nachzuweisen gewesen wäre. Oft erschien seine Schnauze wie mit roter Ölfarbe beschmiert. Er nieste, und es gingen Blutspritzer von ihm, in die er mit der Pfote trat, so daß der ziegelfarbene Abdruck seiner Zehen zurückblieb, wo er geschritten war. Sorgfältige Untersuchungen führten zu keinem Ergebnis und damit zu wachsender Beunruhigung. War er lungensüchtig? Oder sonst mit einem uns unbekannten Übel geschlagen, dem seine Art ausgesetzt sein mochte? Als die so unheimliche wie unreinliche Erscheinung nach einigen Tagen nicht weichen wollte, wurde seine Einlieferung in die tierärztliche Klinik beschlossen.

Am folgenden Tage, gegen Mittag, nötigte der Herr ihm mit freundlicher Festigkeit den Maulkorb auf, jene lederne Gittermaske, die Bauschan wie wenige Dinge verabscheut, und deren er sich durch Kopfschütteln und Pfotenstreichen beständig zu entledigen sucht, legte ihn an die geflochtene

Schnur und leitete den ſo Aufgeſchirrten links hin die Allee hinauf, dann durch den Stadtpark und dann eine ſtädtiſche Straße empor zu den Baulichkeiten der Hochſchule, deren Tor und Hof wir durchſchritten.' Ein Warteraum nahm uns auf, an deſſen Wänden mehrere Perſonen ſaßen, von denen eine jede gleich mir einen Hund an der Leine hielt, — Hunde verſchiedener Größe und Art, die einander durch ihre Lederviſiere ſchwermütig betrachteten. Es war da ein Mütterchen mit ihrem ſchlagflüſſigen Mops, ein Livreebedienter mit einem hohen und blütenweißen ruſſiſchen Windhund, der von Zeit zu Zeit einen vornehm krächzenden Huſten vernehmen ließ, ein ländlicher Mann mit einem Teckelhund, welcher wohl der orthopädiſchen Wiſſenſchaft vorgeführt werden ſollte, da alle Füße ihm völlig falſch, verkrümmt und verſchroben am Leibe ſaßen und andre mehr. Sie alle ließ der hin- und wiedergehende Anſtaltsdiener nach und nach in das anſtoßende Ordinationszimmer ein, deſſen Tür er endlich auch für mich und Bauſchan öffnete.

Der Profeſſor, ein Mann auf der Höhe der Jahre, in weißem Operationsmantel, mit goldner Brille, einem lockigen Scheitel und von ſo kundiger, lebensfreundlicher Milde des Weſens, daß ich ihm unbedenklich mich ſelbſt und alle die Meinen in jeder Leibesnot anvertraut haben würde, lächelte während meines Vortrages väterlich auf den vor ihm ſitzenden und von ſeiner Seite vertrauensvoll zu ihm aufblickenden Klienten hinab. „Schöne Augen hat er," ſagte er, ohne des Knebelbartes zu gedenken, und erklärte ſich dann bereit, eine Unterſuchung ſogleich zu vollziehen. Mit Hilfe des Dieners wurde der vor Erſtaunen widerſtandsloſe Bauſchan auf einen Tiſch gebreitet, und dann war es rührend

zu sehen, wie der Arzt ihm das schwarze Hörrohr ansetzte und das getigerte Männchen gewissenhaft auskultierte, ganz wie ich es mehr als einmal im Leben bei mir selbst hatte geschehen lassen. Er behorchte sein geschwinde arbeitendes Hundeherz, behorchte sein organisches Innenleben von verschiedenen Punkten aus. Hierauf untersuchte er, das Hörrohr unter dem Arm, mit beiden Händen Bauschans Augen, seine Nase sowie die Höhle seines Maules und kam dann zu einem vorläufigen Spruch. Der Hund sei ein wenig nervös und anämisch, sagte er, sonst aber in gutem Stande. Die Herkunft der Blutungen sei ungewiß. Es könne sich um Epistaksis handeln oder um Hämathemesis. Aber auch ein Fall von trachealen oder pharyngealen Blutungen könne vorliegen, das sei nicht ausgeschlossen. Vielleicht spreche man bis auf weiteres am zutreffendsten von Hämoptyse. Eine sorgfältige Beobachtung des Tieres sei geboten. Ich möge es an Ort und Stelle lassen und mich in acht Tagen wieder nach ihm umsehen.

So belehrt, empfahl ich mich dankend und klopfte Bauschan zum Abschied die Schulter. Ich sah noch, wie der Gehilfe den neu Aufgenommenen über den Hof gegen den Eingang eines rückwärts gelegenen Gebäudes führte und wie Bauschan sich mit verwirrtem und ängstlichem Gesichtsausdruck nach mir umblickte. Und doch hätte er sich geschmeichelt fühlen sollen, wie ich selbst nicht umhin konnte, mich zu fühlen, weil der Professor ihn für nervös und anämisch erklärt hatte. Es war ihm nicht an der Wiege gesungen worden, daß man ihn eines Tages dafür erklären und es überhaupt so gelehrt und genau mit ihm nehmen werde.

Aber meine Spaziergänge waren fortan, was ungesalzene Speisen dem Gaumen sind; sie gewährten mir nur wenig Vergnügen. Kein stiller Freudensturm herrschte bei meinem Ausgang, kein stolzes Jagdgetümmel um mich her unterwegs. Der Park schien mir öde, ich langweilte mich. Ich unterließ nicht, Erkundigungen durch den Fernsprecher in die Wartezeit einzulegen. Die Antwort, von einem untergeordneten Organ erteilt, lautete, der Patient befinde sich den Umständen entsprechend, — Umständen, deren nähere Kennzeichnung man aus guten oder schlimmen Gründen vermied. Da wieder der Wochentag herangekommen, an dem ich Bauschan in die Anstalt verbracht hatte, machte ich mich abermals dorthin auf.

Geleitet von reichlich angebrachten Schildern mit Inschriften und weisenden Händen, gelangte ich auf geradem Wege und ohne Irrgang vor die Tür der klinischen Abteilung, die Bauschan beherbergte, unterließ es, auf ein an der Tür angebrachtes Geheiß, zu klopfen und trat ein. Der mäßig große Raum, der mich umgab, erweckte den Eindruck eines Raubtierhauses, und auch die Atmosphäre eines solchen herrschte darin; nur daß der wildtierische Menageriegeruch hier mit allerlei medikamentösen Dünsten süßlich versetzt erschien, — eine beklemmende und erregende Mischung. Gitterkäfige liefen ringsherum, fast alle bewohnt. Tiefes Gebell schlug mir aus einem von ihnen entgegen, an dessen offener Pforte ein Mann, offenbar der Wärter, sich eben mit Rechen und Schaufel zu schaffen machte. Ohne seine Arbeit zu unterbrechen, begnügte er sich damit, meinen Gruß zu erwidern, mich übrigens vorderhand meinen Eindrücken überlassend.

Der erste Rundblick, bei noch offener Tür, hatte mich Bauschan erkennen lassen, und ich trat auf ihn zu. Er lag hinter den Trallen seines Zwingers auf einer Bodenstreu, die aus Lohe oder ähnlichem Stoffe bestehen mochte und ihren besondern Duft dem Geruch der Tierkörper und dem des Karbols oder Lysoforms noch hinzufügte, — lag dort wie ein Leopard, aber wie ein sehr müder, sehr teilnahmsloser und verdrossener Leopard: ich erschrak über die mürrische Gleichgültigkeit, die er meinem Ein- und Herantreten entgegensetzte. Schwach pochte er ein- oder zweimal mit dem Schwanz auf den Boden, und erst als ich ihn anredete, hob er den Kopf von den Pfoten, aber nur, um ihn sogleich wieder fallen zu lassen und trübe zur Seite zu blinzeln. Ein irdener Napf mit Wasser stand im Hintergrunde des Käfigs zu seiner Verfügung. Außen, an den Gitterstäben, war eine in einen Rahmen gespannte, teils vorgedruckte, teils handschriftliche Tabelle befestigt, die unter der Angabe von Bauschans Namen, Art, Geschlecht und Alter eine Fieberkurve zeigte. „Hühnerhund-Bastard," stand dort, „genannt Bauschan. Männlich. Zwei Jahre alt. Eingeliefert an dem und dem Tage und Monat des Jahres —, zur Beobachtung wegen okkulter Blutungen." Und dann folgte die mit der Feder gezogene und übrigens in geringen Schwankungen verlaufende Wärmekurve nebst ziffernmäßigen Angaben über die Häufigkeit von Bauschans Puls. Er wurde also gemessen, wie ich sah, und auch der Puls wurde ihm gefühlt von ärztlicher Seite, — in dieser Richtung fehlte es an nichts. Aber sein Gemütszustand war es, der mir Sorge machte.

„Ist das der Ihrige?" fragte der Wärter, der sich mir unterdessen, sein Gerät in Händen, genähert hatte. Er war

mit einer Art von Gärtnerſchürze bekleidet, ein gedrungener, rundbärtiger und rotbäckiger Mann mit braunen, etwas blutunterlaufenen Augen, deren treuer und feuchter Blick ſelbſt auffallend hundemäßig anmutete.

Ich bejahte ſeine Frage, berief mich auf die erhaltene Weiſung, heute wieder vorzuſprechen, auf die geführten Ferngeſpräche und erklärte, ich ſei gekommen zu hören, wie alles ſtehe. Der Mann warf einen Blick auf die Tabelle. Ja, es ſeien okkulte Blutungen, woran der Hund leide, ſagte er, und damit ſei es immer eine langwierige Sache, beſonders wenn man nicht recht wiſſe, woher ſie kämen. — Ob denn das noch immer der Fall nicht ſei. — Nein, man wiſſe es noch nicht recht. Aber der Hund ſei ja zur Beobachtung da, und er werde beobachtet. — Und die Blutungen dauerten noch an? — Ja, mitunter wiederholten ſie ſich noch. — Und dann würden ſie beobachtet? — Ja, ganz genau. — Ob denn Fieber vorhanden ſei, fragte ich, indem ich aus der Kurve am Gitter klug zu werden ſuchte. — Nein, kein Fieber. Der Hund habe ſeine ordnungsmäßige Wärme und Pulszahl, ungefähr neunzig Schläge in der Minute, das ſei das richtige, weniger dürften es gar nicht ſein, und wenn es viel weniger wären, ſo müßte er noch viel ſchärfer beobachtet werden. Überhaupt ſei ja der Hund bis auf die okkulten Blutungen recht gut beiſammen. Er habe wohl anfangs geheult, rund vierundzwanzig Stunden lang, aber dann ſei er eingelebt geweſen. Freſſen möge er freilich nicht viel; aber er habe ja auch keine Bewegung, und dann komme es darauf an, wieviel er früher gefreſſen habe. — Was man ihm denn gäbe? — Suppe, ſagte der Mann. Aber, wie ſchon geſagt, er nehme nicht viel davon. —

„Er macht einen gedrückten Eindruck", bemerkte ich mit gespielter Sachlichkeit. — Ja, das tue er wohl, aber das habe nichts weiter zu sagen. Denn es sei ja am Ende nicht lustig für einen Hund, so dazuliegen und beobachtet zu werden. Gedrückt seien sie alle mehr oder weniger, das heiße: die Gutartigen; manch einer werde sogar tückisch und bissig dabei. Aber das könne er von dem da nicht sagen. Das sei ein Gutartiger, der würde nicht bissig werden, und wenn man ihn bis an sein Lebensende beobachte. — Darin gab ich dem Manne recht, aber ich tat es, Kummer und Empörung im Herzen. Auf wie lange denn, fragte ich, man schätzungsweise Bauschans Aufenthalt dahier noch berechne. — Wieder blickte der Mann auf die Tafel. Acht Tage noch, sagte er, seien nötig zur Beobachtung, so habe der Herr Professor gesagt. Nach weiteren acht Tagen möchte ich wiederkommen und nachfragen; dann würden es vierzehn im ganzen sein, und dann werde man mir sicheren Bescheid geben können über den Hund und in betreff seiner Heilung von den okkulten Blutungen.

Ich ging, nachdem ich noch einmal versucht hatte, Bauschans Lebensgeister durch frischen Zuspruch zu wecken. Er wurde durch meinen Weggang so wenig wie durch mein Erscheinen bewegt. Verachtung und bittere Hoffnungslosigkeit schienen auf ihm zu liegen. „Da du fähig warst," schien seine Haltung auszudrücken, „mich in diesen Käfig zu liefern, erwarte ich nichts mehr von dir." Und mußte er nicht irre werden und verzweifeln an Vernunft und Gerechtigkeit? Was hatte er verschuldet, daß ihm dies geschah, und daß ich es nicht nur zuließ, sondern es selbst in die Wege geleitet? Ich hatte es gut und würdig mit ihm im Sinne

gehabt. Er hatte geblutet, und wenn das ihm ſelbſt auch weiter nichts auszumachen ſchien, ſo hatte doch ich es für angemeſſen erachtet, daß die verordnete Wiſſenſchaft ſich ſeiner annähme, als eines Hundes in guten Umſtänden, und hatte es denn ja auch erlebt, daß ſie ihn als etwas nervös und anämiſch bezeichnet hatte wie ein Grafenkind. Und nun mußte es ſo für ihn ausgehen! Wie ihm begreiflich machen, daß man ihm Ehre und Aufmerkſamkeit erwies, indem man ihn hinter Gitterſtangen ſperrte wie einen Jaguar, ihm Luft, Sonne und freie Bewegung entzog, um ihm ſtatt deſſen tagein, tagaus mit dem Thermometer beſchwerlich zu fallen?

So fragte ich mich, indem ich nach Hauſe ging, und während ich bis dahin Bauſchan nur vermißt hatte, geſellten ſich nun zu dieſer Empfindung Sorge um ihn, um ſein Seelenheil und zweifelnde Selbſtanklagen. War es nicht endlich nur Eitelkeit und ſelbſtſüchtige Hoffart geweſen, was mich vermocht hatte, ihn auf die Hochſchule zu führen? War überdies vielleicht der geheime Wunſch damit verbunden geweſen, mich ſeiner auf einige Zeit zu entledigen, eine gewiſſe Neugierde und Lüſternheit, mich von ſeiner inſtändigen Bewachung einmal frei zu machen und zu ſehen, wie es ſei, wenn ich in kühler Seelenruhe mich nach rechts oder links würde wenden können, ohne in der belebten Außenwelt irgendwelche Gefühle, ſei es der Freude oder der bitteren Enttäuſchung dadurch zu wecken? Wirklich genoß ich einer gewiſſen und lange nicht mehr erprobten inneren Unabhängigkeit ſeit Bauſchans Internierung. Niemand behelligte mich durch die Glastür mit dem Anblick ſeines Wartemartyriums. Niemand kam, um mit zag erhobener Pfote mir die Bruſt

mit einem Gelächter des Erbarmens zu erschüttern und mich zu alsbaldigem Aufbruch zu bewegen. Ob ich den Park suchte oder das Zimmer hütete, focht niemanden an. Das war bequem, beruhigend und hatte den Reiz der Neuheit. Da aber der gewohnte Ansporn fehlte, so ging ich beinahe nicht mehr spazieren. Meine Gesundheit litt; und während mein Zustand demjenigen Bauschans in seinem Käfig nachgerade auffallend ähnlich wurde, stellte ich die sittliche Betrachtung an, daß die Fessel des Mitgefühles meinem eigenen Wohlsein zuträglicher gewesen war, als die egoistische Freiheit, nach der mich gelüstet hatte.

Auch die zweite Woche lief ab, und am bestimmten Tage stand ich wieder mit dem rundbärtigen Wärter vor Bauschans Gitterhaus. Der Insasse lag auf der Seite, lag irgendwie hingestreckt auf der Lohestreu seines Käfigs, die ihm das Fell befleckte, und hielt im Liegen den Kopf emporgeworfen, so daß er rückwärts gegen die kalkige Rückwand des Zwingers blickte, mit Augen, glasig und stumpf. Er rührte sich nicht. Daß er atmete, war kaum zu sehen. Nur zuweilen wölbte sich sein Brustkorb, der jede Rippe erkennen ließ, in einem Seufzer, den er mit leisem und herzzerreißendem Anklange seiner Stimmbänder von sich hauchte. Seine Beine schienen zu lang geworden, seine Pfoten unförmig groß, was von seiner erschreckenden Abmagerung herrührte. Sein Fell war äußerst ruppig, verdrückt und, wie erwähnt, vom Wälzen im Rindenmehle verunreinigt. Er beachtete mich nicht, wie er überhaupt nie wieder irgendetwas beachten zu wollen schien.

Ganz und gar, sagte der Wärter, seien die Blutungen noch nicht verschwunden; sie kämen immer noch einmal

wieder vor. Woher sie stammten, sei noch nicht ganz entschieden, auf jeden Fall seien sie harmloser Art. Ich könnte beliebig den Hund noch zu weiterer Beobachtung hierlassen, um ganz sicher zu gehen, oder ich könnte ihn auch wieder mit nach Hause nehmen, wo sich das Übel mit der Zeit denn auch wohl verlieren würde. Da zog ich die geflochtene Schnur aus der Tasche — ich hatte sie zu mir gesteckt — und sagte, ich nähme Bauschan mit mir. Der Wärter fand es vernünftig. Er öffnete die Gittertür, und wir riefen Bauschan beide beim Namen, abwechselnd und gleichzeitig, aber er kam nicht, sondern starrte immer über sich hin gegen die Kalkwand. Indessen wehrte er sich auch nicht, als ich mit dem Arm in den Käfig griff, und ihn am Halsband herauszog. Springend fiel er zur ebenen Erde herab auf seine Füße und stand da mit eingekniffenem Schwanze, die Ohren zurückgelegt, ein Bild des Elends. Ich nahm ihn, reichte dem Wärter ein Biergeld und verließ die Abteilung, um in den vorderen Anstaltsräumen meine Schuld zu begleichen, die sich, bei einer Grundtaxe von fünfundsiebzig Pfennigen für den Tag und zuzüglich des ärztlichen Honorars für die erste Untersuchung auf zwölf Mark fünfzig bezifferte. Dann führte ich Bauschan nach Hause, eingehüllt in die süßlich-wilde Atmosphäre der Klinik, die mein Begleiter in seinem Felle trug.

Er war gebrochen an Leib und Seele. Tiere sind ungehemmter und ursprünglicher, also gewissermaßen menschlicher in dem körperlichen Ausdruck ihrer Gemütszustände als wir; Redensarten, die unter uns eigentlich nur noch in moralischer Übertragung und als Metapher fortleben, treffen bei ihnen noch — und das hat jedenfalls etwas

Erheiterndes für das Auge — im frischen Wortsinne und ohne Gleichnis zu. Bauschan „ließ", wie man sagt, „den Kopf hängen", das heißt: er tat es wirklich und anschaulich, tat es wie ein abgetriebenes Droschkenpferd, welches, Geschwüre an den Beinen und dann und wann mit der Haut zuckend, an seinem Halteplatz steht, während eine Zentnerlast seine arme Nase, die von Fliegen wimmelt, gegen das Pflaster zu ziehen scheint. Es war wie ich sagte: diese zwei Hochschulwochen hatten ihn auf den Zustand zurückgeführt, worin ich ihn einst auf dem Vorberge entgegengenommen; er war nur der Schatten seiner selbst, würde ich sagen, wenn das nicht den Schatten des frohen und stolzen Bauschan beleidigen hieße. Der Hospitalgeruch, den er mitgebracht hatte, wich wohl wiederholten Seifenbädern im Waschtroge, bis auf selten aufschwebende Reste; aber wenn ein Bad für uns Menschen den seelischen Einfluß einer symbolischen Handlung besitzen mag, so konnte dem armen Bauschan die körperliche Reinigung noch lange nicht die Wiederaufrichtung seines Gemütes bedeuten. Am ersten Tage schon nahm ich ihn mit mir ins Revier hinaus, aber mit blöde hängender Zunge schlich er an meinem Fuß, und die Fasanen erfreuten sich dauernder Schonzeit. Zu Hause lag er noch tagelang, wie er zuletzt im Zwinger gelegen, und blickte gläsern über sich hin, im Innern schlaff, ohne gesunde Ungeduld, ohne mich zum Ausgehen anzuhalten, so daß vielmehr ich ihn von seinem Lagerplatz am Eingang der Hütte abholen und auftreiben mußte. Selbst die wilde und wahllose Art, in der er das Futter in sich schlang, erinnerte an seine unwürdige Frühzeit. Dann aber war es freudig zu sehen, wie er sich wiederfand; wie nach

und nach seine Begrüßungen das alte treuherzig-scherzhafte Ungestüm zurückgewannen; wie er, statt mürrisch gehinkt zu kommen, zum ersten Male auf meinen Morgenpfiff wieder heranstürmte, um mir die Vorderpfoten auf die Brust zu setzen und nach meinem Gesicht zu schnappen; wie im Freien die stolze Lust an seiner Leiblichkeit ihm wiederkehrte, jene kühnen und anmutigen Vorsteh-Posen, jene steilen Sprünge mit angezogenen Füßen auf irgendein Lebewesen im hohen Grase hinab meinen Augen sich wieder darboten . . . Er vergaß. Der häßliche und für Bauschans Begriffsvermögen so unsinnige Zwischenfall sank hinab in die Vergangenheit, unerlöst eigentlich, unaufgehoben durch klärende Verständigung, welche unmöglich gewesen war, aber die Zeit deckte ihn zu, wie es ja auch zwischen Menschen zuweilen geschehen muß, und über ihm lebten wir fort, während das Unausgesprochene tiefer und tiefer ins Vergessen zurücktrat . . Einige Wochen lang kam es noch vor, in zunehmenden Abständen, daß Bauschan eine gerötete Nase zeigte; dann verlor die Erscheinung sich, sie war gewesen, und so galt es denn auch gleichviel, ob es sich um Epistaksis oder um Hämathemesis gehandelt hatte . . .

Da habe ich, gegen mein Vorhaben, nun auch von der Klinik erzählt! Der Leser verzeihe die weitläufige Abschweifung und kehre mit mir in den Park zum Jagdvergnügen zurück, worin wir uns unterbrachen. Kennt er das weinende Geheul, womit ein Hund, seine äußersten Kräfte zusammenreißend, die Verfolgung des flüchtigen Hasen aufnimmt, und in welchem Wut und Wonne, Sehnsucht und ekstatische Verzweiflung sich mischen? Wie oft

habe ich Bauschan es ausstoßen hören! Es ist die Leidenschaft, die gewollte, aufgesuchte und trunken genossene Leidenschaft selbst, die da durch die Landschaft gellt, und jedesmal wieder, wenn ihr wilder Schrei von fern oder nah an mein Ohr dringt, erschrecke ich auf eine heitere Weise; er fährt mir in die Glieder; froh, daß Bauschan heute auf seine Kosten kommt, eile ich vorwärts oder zur Seite, um die Hetze womöglich in mein Gesichtsfeld zu bringen, und wenn sie an mir vorübersaust, stehe ich gebannt und gespannt, obgleich der nichtige Ausgang des Abenteuers im voraus feststeht, und schaue zu, indes ein erregtes Lächeln mir das Gesicht verzieht.

Der gemeine oder furchtsame Hase! Er zieht die Ohren durch die Luft, den Kopf im Genick rennt er um sein Leben und kratzt in langen Sprüngen vor dem innig heulenden Bauschan aus, indem er das Hintergeläuf, das weißlichgelbe Gesäß in die Lüfte schleudert. Und doch sollte er im Grunde seiner angstvollen und fluchtgewohnten Seele wissen, daß es nicht ernste Gefahr hat, und daß er davonkommen wird, wie noch jeder seiner Brüder und Schwestern und auch er selbst wohl schon ein oder das andere Mal in demselben Falle davonkam. Nie im Leben hat Bauschan einen von ihnen erwischt und wird auch nicht, es ist so gut wie unmöglich. Viele Hunde, so heißt es, sind des Hasen Tod; ein einzelner kann es nicht schaffen, und überträfe er Bauschan auch noch an ausdauernder Schnelligkeit. Denn der Hase verfügt ja über den „Haken" — über den Bauschan nun einmal nicht verfügt; und damit ist die Sache entschieden. Es ist eine unfehlbare Waffe und Fähigkeit des zur Flucht Geborenen, ein jederzeit anwendbares Auskunfts-

mittel, das er im Sinne trägt, um es im entscheidenden und für Bauschan hoffnungsreichsten Augenblick anzuwenden — und Bauschan ist verkauft und verraten.

Da kommen sie schräg durch das Gehölz, überqueren vor mir den Pfad und schießen gegen den Fluß hin, der Hase stumm und seinen ererbten Trick im Herzen, Bauschan in hohen, jammernden Kopftönen heulend. „Heule nicht!" denke ich. „Du verausgabst Kräfte damit, Lungenkräfte, Atemkräfte, die du sparen solltest und alle zu Rate halten, um ihn zu bekommen!" Und ich denke so, weil ich an der Sache innerlich beteiligt bin, weil ich auf Bauschans Seite stehe, weil seine Leidenschaft auch mich ergreift, so daß ich ihm eifrig den Sieg wünsche, auf die Gefahr, daß er den Hasen vor meinen Augen in Stücke zerrisse. Wie er rennt! Ein Wesen in der äußersten Anspannung aller seiner Kräfte zu sehen, ist schön und genußreich. Er rennt besser als der Hase, seine Muskulatur ist stärker, der Abstand zwischen ihnen hatte sich deutlich verkleinert, bevor sie mir aus den Augen kamen. Und ich eile ebenfalls, ohne Weg, links hin durch den Park und gegen das Ufer und treffe eben rechtzeitig auf der Kiesstraße ein, um die Jagd von rechts anrasen zu sehen — die hoffnungsreiche, erregende Jagd, denn Bauschan ist dem Hasen fast auf den Fersen, er ist verstummt, er rennt mit zusammengebissenen Zähnen, die unmittelbare Witterung treibt ihn zum Letzten, und — „einen Vorstoß noch, Bauschan!" denke ich und möchte ich rufen; „gut gezielt und mit Besonnenheit, gib acht auf den Haken!" Aber da ist der Haken auch schon, das Unglück ist da. Der entscheidende Vorstoß geschah, und in dem gleichen Augenblick geschieht auch ein Ruck, ein kurzes,

leichtes und schnippchenhaftes Wegzucken des Hasen im rechten Winkel zur Richtung des Laufes, und an seinem Hinterteile schießt Bauschan vorbei, schießt heulend, hilflos und bremsend, daß Kies und Staub emporstieben, geradeaus, und bis er seiner Bewegung Einhalt getan, sich herumgeworfen und sich in neuer Richtung wieder flott gemacht hat, bis, sage ich, dies unter Seelenqual und Jammergeheul vollbracht, hat der Hase einen bedeutenden Vorsprung gegen das Gehölz hin gewonnen, ja, ist dem Verfolger wohl gar aus den Augen gekommen; denn während seines verzweifelten Bremsens konnte dieser nicht sehen, wohin der andre sich wandte.

„Es ist umsonst, es ist schön, aber vergeblich", denke ich, während die wilde Jagd sich in entgegengesetzter Richtung durch den Park hin entfernt. „Es müßten mehrere Hunde sein, fünf oder sechs, eine ganze Meute. Andre müßten ihm in die Flanke stoßen, ihm von vorn den Weg abschneiden, ihn stellen und ihm den Genickfang geben . . ." Und mein erregtes Auge erblickt einen Rudel von Schweißhunden, die sich mit hängenden Zungen auf den Hasen in ihrer Mitte stürzen.

Ich denke und träume so aus Jagdleidenschaft, denn was hat mir der Hase getan, daß ich ihm ein entsetzliches Ende wünsche? Zwar steht Bauschan mir näher, und es ist in der Ordnung, daß ich mit ihm fühle und ihn mit meinen Wünschen begleite; aber der Hase ist doch auch ein warmes Leben und hat meinen Jäger nicht aus Bosheit geprellt, sondern aus dem dringenden Wunsch, noch eine kleine Weile weiche Baumtriebe knabbern und seinesgleichen zeugen zu können. „Etwas andres", fahre ich trotzdem

fort, zu denken, „etwas andres, wenn dies hier“ — und ich betrachte den Spazierstock in meiner Hand — „wenn dies hier nicht so ein unnützer, gutmütiger Stock wäre, sondern ein Ding von ernsterer Konstruktion, blitzträchtig und fernwirkend, womit ich dem wackeren Bauschan zu Hilfe kommen und den Hasen aufhalten könnte, so daß er mit einem Salto mortale zur Stelle bliebe. Dann bedürfte es keiner weiteren Hunde, und Bauschan hätte das Seine getan, wenn er den Hasen nur aufgebracht hätte.“ Wie aber die Dinge liegen, ist es umgekehrt Bauschan, der, wenn er den verdammten „Haken“ parieren will, sich zuweilen überkugelt, was übrigens in einigen Fällen auch der Hase tut; aber für ihn ist es eine Kleinigkeit, etwas Leichtes und Angemessenes, mit irgendwelchem Elendsgefühl gewiß nicht verknüpft, während es für Bauschan eine schwere Erschütterung bedeutet, bei der er sich recht wohl einmal den Hals brechen kann.

Oft nimmt eine solche Jagd schon in wenigen Minuten wieder ihr Ende, wenn es nämlich dem Hasen gelingt, sich nach kurzer Hatz im Unterholze hinzuducken und zu verbergen, oder den Jäger durch Haken und Finten von seiner Fährte zu bringen, so daß dieser, unsicher stutzend, hierhin und dorthin sprengt, während ich, in meinem Blutdurst, vergeblich hinter ihm dreinrufe und ihm mit dem Stock die Richtung zu weisen suche, in der ich den Hasen entspringen sah. Oft aber auch zieht das Gejaide sich lange und weit durch die Landschaft hin, so daß Bauschans inbrünstig jaulende Stimme wie ein Hifthorn fern in der Gegend erklingt, abwechselnd näher und wieder entrückter, während ich still, in Erwartung seiner Wiederkehr, meines Weges

gehe. Und du mein Gott, in welchem Zustand kehrt er dann endlich zu mir zurück! Schaum trieft ihm vom Maule, seine Lenden sind ausgehöhlt, seine Rippen fliegen, lang hängt ihm die Zunge aus dem unmäßig klaffenden Rachen, der ihm die trunken schwimmenden Augen schief und mongolisch verzerrt, und sein Atem geht wie eine Dampfmaschine. „Lege dich, Bauschan, und ruhe dich aus, oder dich trifft der Lungenschlag!" spreche ich zu ihm und gehe nicht weiter, um ihm Zeit zur Erholung zu gönnen. Im Winter zumal wird mir angst und bange um ihn, bei Frost, wenn er keuchend die eisige Luft in sein erhitztes Inneres pumpt und als weißen Dampf wieder von sich stößt, auch ganze Mäuler voll Schnee verschlingt, um seinen Durst zu löschen. Während er aber daliegt, mit wirren Augen zu mir emporblickt und dann und wann seinen Geifer einschlappt, kann ich doch nicht völlig umhin, ihn wegen der unabänderlichen Ergebnislosigkeit seiner Anstrengungen etwas zu verspotten. „Wo ist der Hase, Bauschan?" kann ich wohl fragen. „Das Häschen bringst du mir also nicht?" Und er schlägt mit dem Schwanz auf den Boden, stellt, wenn ich spreche, einen Augenblick das hastige Pumpwerk seiner Flanken still und schlappt verlegen, denn er weiß nicht, daß mein Spott nur eine Regung der Scham und des schlechten Gewissens vor ihm und mir selber verschleiern muß, weil ich ihn meinerseits bei dem Handel wieder nicht unterstützen konnte und nicht der Mann war, den Hasen „aufzuhalten", wie es Sache eines richtigen Herrn gewesen wäre. Er weiß es nicht, und darum kann ich wohl spotten und es so hinstellen, als ob er es bei alldem irgendwie hätte fehlen lassen . . .

Seltsame Zwischenfälle ereignen sich bei diesen Jagden. Nie vergesse ich, wie der Hase mir einmal in die Arme lief . . . Es war am Fluß, auf der schmalen und lehmigen Promenade oberhalb seiner. Bauschan hetzte; und ich kam vom Gehölze her in die Uferzone, schlug mich durch die Distelstauden des Kiesdammes und sprang die grasige Böschung hinab auf den Weg in dem Augenblicke, als der Hase, Bauschan in einem Abstande von fünfzehn Schritten hinter sich, in langen und hüpfenden Sätzen aus der Richtung des Fährhauses, wohin ich mein Gesicht wandte, daherkam, mitten auf dem Wege und genau auf mich zu. Mein erster, jägerisch-feindlicher Antrieb war, die Gelegenheit wahrzunehmen und dem Hasen den Weg zu verstellen, ihn womöglich zurück in den Rachen des schmerzlich jauchzenden Verfolgers zu treiben. So stand ich, wie angewurzelt, reglos am Fleck und wog, von Leidenschaft umfangen, nur insgeheim meinen Stock in der Hand, indes der Hase näher und näher herankam. Sein Gesicht ist sehr schlecht, ich wußte es; einzig Gehör und Geruch vermitteln ihm Warnungen vor Gefahr. Er mochte mich für einen Baum halten, wie ich da stand — es war mein Plan, und ich wünschte heftig, daß er es täte und einem schrecklichen Irrtum damit unterläge, von dessen möglichen Folgen ich mir keine deutliche Rechenschaft gab, den ich aber auszunützen gedachte. Ob er diesem Irrtum zu irgendeinem Zeitpunkt wirklich verfiel, ist ungewiß. Ich glaube, er bemerkte mich überhaupt erst im allerletzten Augenblick, und was er tat, war so unerwartet, daß es all mein Sinnen und Trachten im Nu über den Haufen warf und einen erschütternd plötzlichen Wechsel meines Gemütszustandes hervorrief. War er

von Sinnen vor Todesangst? Genug, er sprang an mir hoch, genau wie ein Hündchen, lief mit den Vorderpfoten an meinem Überzieher empor und strebte aufrecht mit dem Kopfe in meinen Schoß, in des Jagdherrn schrecklichen Schoß hinein! Mit erhobenen Armen, den Oberkörper zurückgebeugt, stand ich und sah auf den Hasen nieder, der seinerseits zu mir aufblickte. Es war nur eine Sekunde lang so, oder auch nur während des Bruchteils einer Sekunde, aber es war so. Ich sah ihn so merkwürdig genau, sah seine langen Löffel, von denen der eine aufrecht stand, der andere nach unten hing, seine großen und blanken, kurzsichtig vortretenden Augen, seine schartige Lippe und langen Schnurrbarthaare, die Weiße seiner Brust und kleinen Pfoten, ich fühlte oder glaubte zu fühlen das Zucken seines gehetzten Herzchens — und es war seltsam, ihn so deutlich zu sehen und nahe an mir zu haben, den kleinen Dämon des Ortes, das innere schlagende Herz der Landschaft, dies ewig flüchtige Wesen, das ich immer nur auf kurze Augenblicke in ihren Gründen und Weiten komisch Reißaus nehmend gewahrt hatte, und das sich in seiner höchsten Not und Auskunftslosigkeit nun an mich drängte und gleichsam meine Knie umfaßte, die Knie des Menschen — nicht dessen, so schien mir, der Bauschans Herr war, sondern die Knie dessen, der Herr ist auch von den Hasen und sein Herr so gut wie Bauschans. Es war, sage ich, nur eine geringe Sekunde so: dann hatte schon der Hase sich von mir gelöst, sich wieder auf die ungleichen Beine gemacht, und die Böschung zur Linken ersprungen, während statt seiner Bauschan an meinem Standorte anlangte, Bauschan mit Hurrido und allen Kopftönen der

Leidenſchaft, worin er bei ſeiner Ankunft ſcharf unterbrochen wurde. Denn ein gezielter und vorbedachter Stockſchlag vom Herrn des Haſen ließ ihn quiekend und mit einem vorübergehend gelähmten hinteren Oberſchenkel den Abhang zur Rechten ein Stück Weges hinunterſtolpern, den er dann hinkend erſt wieder erklettern mußte, bevor er mit ſtarker Verſpätung die Fährte des nicht mehr ſichtbaren Haſen wieder aufnehmen konnte. —

Endlich iſt da noch die Jagd auf Waſſervögel, der ich ebenfalls einige Zeilen widmen will. Sie kann nur im Winter und im kälteren Frühjahr ſtattfinden, bevor die Vögel den Aufenthalt nahe der Stadt, der ihnen nur ein Notbehelf und eine Forderung des Magens iſt, mit dem an den Seen vertauſchen; und ſie iſt weniger erregend, als die Haſenhetze es ſein kann, hat aber gleichwohl ihr Anziehendes für Jäger und Hund, oder vielmehr für den Jäger und ſeinen Herrn: für dieſen namentlich in landſchaftlichem Betracht, da die vertrauliche Nähe des lebendigen Waſſers damit verbunden iſt; dann aber auch, weil es ſehr unterhält und zerſtreut; die Daſeinsform dieſer Schwimmer und Flieger anzuſchauen und dabei gleichſam aus der eigenen herauszutreten, um verſuchsweiſe an der ihrigen teilzuhaben.

Die Lebensſtimmung der Enten iſt milder, bürgerlicher, behäbiger als die der Möwen. Sie ſcheinen faſt immer ſatt und von Nahrungsſorgen wenig gequält, wahrſcheinlich, weil, was ſie brauchen, regelmäßig vorhanden und der Tiſch ihnen immer gedeckt iſt. Denn, wie ich ſehe, freſſen ſie beinahe alles: Würmer, Schnecken, Inſekten oder auch einfach einigen Schlamm und haben dann reichlich

Zeit, auf den Ufersteinen in der Sonne zu sitzen, den Schnabel behaglich unter einen Flügel geschoben ein Schläfchen zu machen, sich das Gefieder einzufetten, so daß es mit dem Wasser so gut wie gar nicht in Berührung kommt, welches vielmehr in geronnenen Tropfen von seiner äußersten Oberfläche abperlt — oder auch nur zum bloßen Vergnügen auf den strömenden Fluten spazieren zu fahren, wobei sie, den spitzen Steiß in der Luft, sich drehen und wenden und selbstgefällig die Schultern rücken.

Aber im Wesen der Möwen liegt etwas Wilderes, Heiseres, Ödes und Schwermütig-Eintöniges; eine harte Stimmung darbender Räuberei umwittert sie, wie sie beinahe den ganzen Tag in Scharen und schräg kreuzenden Fluges den Wasserfall und jene Stelle umkrächzen, wo sich bräunliche Abwässer aus dem Mündungsschlund weiter Röhren in den Fluß ergießen. Denn das Niederstoßen auf Fische, worin sich einzelne üben, ist bei weitem nicht ergiebig genug zur Stillung ihres schweifenden Massenhungers, und es mögen widrige Brocken sein, mit denen sie oft vorliebnehmen müssen, wenn sie sie im Fluge den Zuflüssen entrissen und in ihren krummen Schnäbeln beiseite entführt haben. Sie lieben das Ufer nicht. Aber bei niedrigem Wasserstande stehen und kauern sie dichtgedrängt auf den Klippen, die dann aus dem Flusse ragen, und die sie in weißer Masse bedecken, so, wie Klippen und Inseln nordischer Meere weißlich wimmeln mögen von Heeren nistender Eidergänse; und es ist prächtig zu sehen, wie sie sich alle auf einmal krächzend aufmachen und in die Lüfte erheben, wenn Bauschan sie vom Ufer her, über die zwischenliegende Flut hinweg, mit Bellen bedroht. Sie könnten sich sicher fühlen;

es hat keine ernste Gefahr. Denn von seiner eingeborenen Wasserscheu ganz zu schweigen, hütet Bauschan sich weislich und mit allem Recht vor der Strömung des Flusses, der seine Kräfte nie und nimmer gewachsen wären, und die ihn unfehlbar, Gott weiß wohin, ins Weite risse, zum Donaustrome vermutlich, doch würde er dahin in äußerst entstelltem Zustande gelangen, wofür wir schon Beispiele vor Augen hatten in Form geblähter Katzenkadaver, die wir unterwegs erblickten nach jenen Fernen. Nie geht er weiter in den Fluß hinein als bis auf die vordersten, schon überspülten Ufersteine, und wenn auch die genußreiche Jagdwut an seinen Gliedern zerrt, wenn er sich auch die Miene gibt, als sei er im genauen Begriff, sich in die Wellen zu stürzen, und nun, im allernächstfolgenden Augenblick werde er es tun: so ist doch Verlaß auf seine Besonnenheit, die unter der Leidenschaft wachsam bleibt, und es hat bei dem mimischen Anlauf, der äußersten Vorbereitung zur Tat sein Bewenden — leeren Drohungen, die am Ende wohl überhaupt nicht von Leidenschaft diktiert, sondern auf Einschüchterung der Schwimmfüßler in höherer Kaltblütigkeit berechnet sind.

Und die Möwen erweisen sich zu arm an Kopf und Herz, um seiner Anstalten zu spotten. Bauschan kann nicht zu ihnen, aber er sendet sein Gebell, seine über das Wasser hindröhnende Stimme zu ihnen hinüber, diese erreicht sie, und auch sie ist etwas Materielles, ein Ansturm, der sie erschüttert, und dem sie nicht lange standzuhalten vermögen. Sie versuchen es wohl, sie bleiben sitzen, aber ein unruhiges Rücken geht durch ihr Gewimmel, sie drehen die Köpfe, eine und wieder eine lüftet auf alle Fälle die Flügel, und

plötzlich rauscht ihre ganze Masse, einer weißlichen Wolke gleich, aus der es bitter und fatalistisch krächzt, in die Lüfte empor, und Bauschan sprengt auf den Steinen hierhin und dorthin, um sie auseinanderzuscheuchen und in Bewegung zu halten: denn Bewegung ist es, worauf es ihm ankommt, sie sollen nicht sitzen, sie sollen fliegen, flußaufwärts und -abwärts, daß er sie jagen kann.

Er fegt das Gestade entlang, von weither presscht er die ganze Länge des Ufers ab, denn überall sitzen Enten, den Schnabel in schnöder Behaglichkeit unter dem Flügel und überall, wohin er kommt, fliegen sie auf vor ihm, so daß es in der Tat wie ein Reinfegen und lustiges Aufwirbeln des ganzen Strandstreifens ist — gleiten und plumpsen aufs Wasser, das sie in Sicherheit wiegt und dreht, oder fliegen gestreckten Kopfes über ihm hin, während Bauschan, am Ufer rennend, die Kraft seiner Füße ehrenvoll mit der ihrer Schwingen mißt.

Er ist entzückt und dankbar, wenn sie nur fliegen, wenn sie ihm zum herrlichen Wettrennen den Fluß hinauf und hinunter Gelegenheit geben, und sie kennen wohl seine Wünsche und ziehen gelegentlich Nutzen daraus. Ich sah eine Entenmutter mit ihrer Brut — es war im Frühling, der Fluß war schon leer von Vögeln, diese allein war mit ihren Kleinen, die noch nicht ziehen konnten, bei uns zurückgeblieben, und sie hütete sie in einem schlammigen Tümpel, der, von dem letzten Hochwasser zurückgeblieben, eine Vertiefung des trocken liegenden Flußbettes füllte. Dort traf Bauschan sie — ich beobachtete die Szene vom oberen Wege aus. Er sprang in die Pfütze, sprang mit Gebell und wilden Gebärden darin herum und jagte die Enten-

familie schrecklich durcheinander. Versteht sich, er tat keinem Mitgliede etwas Ernstliches an, aber er ängstigte sie über die Maßen, so daß die Küken, mit ihren Stummelflügeln schlagend, nach allen Seiten stoben, die Ente aber von jenem Mutterheroismus ergriffen wurde, der sich blind und tollkühn auch dem stärksten Feinde zur Deckung der Brut entgegenwirft, und diesen oft durch einen rauschhaften, die natürlichen Grenzen scheinbar überschreitenden Mut zu verwirren und ins Bockshorn zu jagen weiß. Mit gesträubten Federn, den Schnabel gräßlich aufgerissen, flatterte sie in wiederholten Angriffen gegen Bauschans Gesicht, stieß heldisch aber- und abermals gegen ihn vor, wobei sie zischte, und wirklich erzielte sie durch den Anblick ihrer verzerrten Unbedingtheit ein verblüfftes Zurückweichen des Feindes, wenn auch, ohne ihn ernstlich und endgültig zum Abzug vermögen zu können, denn immer drang er Laut gebend aufs neue vor. Da wechselte die Ente ihr Verfahren und wählte die Klugheit, da der Heldenmut sich als unpraktisch erwiesen hatte. Wahrscheinlich kannte sie Bauschan, kannte von früher her seine Schwächen und kindischen Wünsche. Sie ließ ihre Kleinen im Stich — sie tat es *scheinbar*, sie nahm ihre Zuflucht zur List, flog auf, flog über den Fluß, „verfolgt" von Bauschan, verfolgt, wie er meinte, den sie im Gegenteil führte, und zwar am Narrenseil seiner Passion, flog mit dem Strome, dann gegen ihn, weiter und weiter, während Bauschan im Wettrennen neben ihr her sprengte, so weit flußabwärts und vom Pfuhl mit den Küken weg, daß ich Ente und Hund im Weitergehen ganz aus den Augen verlor. Späterhin fand der Gimpel sich wieder zu mir, gänzlich verhetzt und um den Atem gebracht.

Die bestürmte Pfütze aber war, wie wir wieder vorbeikamen, geräumt . . .

So machte es jene Mutter, und Bauschan wußte ihr noch Dank dafür. Aber er haßt die Enten, die sich in bürgerlicher Gemütsruhe weigern, ihm als Jagdwild zu dienen, die sich einfach, wenn er daherbraust, von den Ufersteinen auf das Wasser hinablassen und sich dort in schnöder Sicherheit vor seiner Nase schaukeln, unerschüttert durch seine machtvolle Stimme, nicht beirrt, wie die nervösen Möwen, durch seine mimischen Anläufe gegen die Flut. Da stehen wir auf den Steinen nebeneinander, Bauschan und ich, und zwei Schritte vor uns schwankt in frecher Sicherheit, den Schnabel in gezierter Würde gegen die Brust gedrückt, die Ente auf den Wellen, bestürmt von Bauschans wütender Stimme, doch gänzlich unangefochten davon in ihrer Vernunft und Nüchternheit. Sie rudert gegen den Strom, so daß sie ungefähr auf der Stelle bleibt; aber ein wenig wird sie doch in seiner Richtung abwärts gezogen, und einen Meter seitlich von ihr ist eine Stromschnelle, einer der schönen, schäumenden Katarakte, dem sie den eitel emporstehenden Steiß zuwendet. Bauschan bellt, indem er die Vorderfüße gegen die Steine stemmt, und ich belle innerlich mit; denn einiger Teilnahme an seinen Haßempfindungen gegen die Ente und ihre freche Vernünftigkeit kann ich mich nicht erwehren und wünsche ihr Böses. „Gib wenigstens acht auf unser Gebell," denke ich, „und nicht auf den Katarakt, damit du unversehens in den Strudel gezogen wirst und vor unsern Augen in eine schimpfliche und gefährliche Lage gerätst." Aber auch diese zornige Hoffnung erfüllt sich nicht, denn knapp und genau im Augenblick

ihrer Ankunft am Rande des Falles flattert die Ente ein wenig auf, fliegt ein paar Manneslängen gegen den Strom und setzt sich wieder, die Unverschämte.

Ich kann nicht denken an den Ärger, mit dem wir beide in solchen Fällen die Ente betrachten, ohne daß ein Abenteuer mir ins Gedächtnis kommt, von dem ich zum Schlusse Bericht erstatten will. Es war mit einer gewissen Genugtuung für mich und meinen Begleiter verbunden, hatte aber auch sein Peinliches, Störendes und Verwirrendes, ja führte eine vorübergehende Erkältung des Verhältnisses zwischen Bauschan und mir herbei, und wenn ich es hätte voraussehen können, würde ich den Ort, wo er unserer wartete, lieber gemieden haben.

Es war weit draußen, flußabwärts, jenseits des Fährhauses, dort, wo schon die Uferwildnis nahe an den oberen Strandweg herantritt, auf dem wir uns hinbewegten, ich im Schritte und Bauschan, ein wenig vor mir, in schiefem und lässigem Bummeltrabe. Er hatte einen Hasen gehetzt, oder, wenn man so will, sich von ihm hetzen lassen, hatte drei, vier Fasanen aufgebracht und hielt sich nun eben ein wenig zu mir, um auch den Herrn nicht ganz zu vernachlässigen. Eine kleine Gruppe von Enten flog, die Hälse gestreckt und in keilförmiger Anordnung, über den Fluß, ziemlich hoch und näher gegen das andere Ufer hin, so daß sie als Jagdwild für uns auf keine Weise in Betracht kamen. Sie flogen mit uns, in unserer Richtung, ohne uns zu beachten oder auch nur zu bemerken, und auch von uns warf nur dann und wann der eine und andere einen absichtlich gleichgültigen Blick zu ihnen hinüber.

Da geschah's, daß am jenseitigen, gleich dem unsrigen ziemlich steilen Ufer ein Mann sich aus dem Gebüsche

hervorschlug und, sobald er den Schauplatz betreten, in eine Pose fiel, die uns beide, Bauschan ebenso unmittelbar wie mich, bewog, unsre Schritte zu hemmen und betrachtend gegen ihn Front zu machen. Es war ein hinlänglich stattlicher Mann, etwas rauh seinem Äußeren nach, mit einem hängenden Schnurrbart und bekleidet mit Wickelgamaschen, einem Lodenhut, der ihm schief in der Stirne saß, bauschigen Hosen, die aus einer Sorte harten Sammets, sogenanntem Manchester bestehen mochten und einem entsprechenden Wams, an dem man allerlei Gurt- und Lederwerk bemerkte, denn er trug einen Rucksack auf den Rücken geschnallt und eine Flinte am Riemen über der Schulter. Besser gesagt: er hatte sie so getragen; denn kaum war er auf dem Plan erschienen, als er die Waffe an sich zog und, die Wange schief gegen den Kolben gelehnt, ihren Lauf schräg aufwärts gegen den Himmel richtete. Ein Bein in der Wickelgamasche hatte er vorgestellt, in der Höhle seiner auswärts gedrehten Linken ruhte der Lauf, während er den Ellbogen einwärts unter denselben bog, den andern aber, den des rechten Armes, dessen Hand am Hahne lag, stark seitlich spreizte und sein visierendes Antlitz schief und kühn dem Himmelslicht darbot. Etwas entschieden Opernhaftes lag in des Mannes Erscheinung, wie sie dort über dem Ufergeröll, in dieser Freiluftszenerie von Buschwerk, Fluß und Himmel ragte. Unsere achtungsvolle und eindringliche Anschauung aber konnte nur einen Augenblick währen — da platzte drüben der flache Knall, auf den ich mit innerer Anspannung gewartet hatte, und der mich also zusammenfahren ließ; ein Lichtlein, blaß vor dem hellen Tag, blitzte gleichzeitig auf, ein Wölkchen dampfte ihm

nach, und während der Mann sich einen Operuschritt vorwärts fallen ließ, Brust und Angesicht gen Himmel geworfen, die Flinte am Riemen in der rechten Faust, spielte sich dort oben, wohin er blickte und wohin auch wir blickten, ein Vorgang kurzer, stiebender Verwirrung ab: die Entengruppe fuhr auseinander, ein wildes Flattern entstand, wie wenn ein Stoßwind in losen Segeln knallt, der Versuch eines Gleitflugs folgte und plötzlich zur Sache geworden, fiel der getroffene Körper, rasch wie ein Stein, in der Nähe des jenseitigen Ufers auf die Wasserfläche hinab.

Es war dies nur die erste Hälfte der Handlung. Doch muß ich mich hier in ihrer Ausmalung unterbrechen, um den lebendigen Blick meiner Erinnerung auf Bauschan zu richten. Geprägte Redensarten bieten sich an, um sein Verhalten zu kennzeichnen, Kurrentmünze, gangbar in großen Fällen, ich könnte sagen, er sei wie vom Donner gerührt gewesen. Allein das mißfallt mir, und ich mag es nicht. Die großen Worte, abgenutzt wie sie sind, eignen sich gar nicht sehr, das Außerordentliche auszudrücken; vielmehr geschieht dies am besten, indem man die kleinen in die Höhe treibt und auf den Gipfel ihrer Bedeutung bringt. Ich sage nichts weiter, als daß Bauschan beim Flintenknall, bei seinen Begleitumständen und Folgeerscheinungen stutzte, und es war dasselbe Stutzen, das ihm überhaupt vor auffälligen Dingen eigentümlich und mir an ihm wohlbekannt ist, nur allerdings ins Grenzenlose gesteigert. Es war ein Stutzen, das seinen Körper nach hinten, nach links und nach rechts schleuderte, ein Stutzen, das ihm beim Zurückprallen den Kopf gegen die Brust riß und ihm beim Vorstoß denselben beinahe aus den Schultern jagte, ein Stutzen,

das aus ihm zu schreien schien: „Was? Was? Was war das? Halt, in drei Teufels Namen! Wie war das?!“ Er schaute und lauschte die Dinge mit einer Art von Entrüstung, wie das höchste Erstaunen sie auslöst, in sich hinein, und dort waren sie auch schon, dort waren sie, als was für ungeheuerliche Neuigkeiten sie sich auch darstellen mochten, schon immer irgendwie anwesend gewesen. Ja, wenn es ihn riß, so daß er sich satzweise nach rechts und links halb um sich selber drehte, so war es, als schaute er sich im Ruck nach sich selber um, fragend: „Was bin ich? Wer bin ich? Bin ich's?“ In dem Augenblick, da der Entenleib auf das Wasser fiel, tat Bauschan einen Sprung nach vorn, gegen den Rand der Böschung hin, als wollte er in das Flußbett hinab und sich ins Wasser stürzen. Doch besann er sich auf die Strömung, stoppte seinen Impuls, schämte sich und verlegte sich wieder aufs Schauen.

Ich beobachtete ihn mit Unruhe. Als die Ente gefallen war, fand ich, daß wir genug gesehen hätten, und schlug vor, wir sollten weitergehen. Er aber hatte sich hingesetzt, auf seine Hinterpfoten, das Gesicht mit den hochgespannten Ohren gegen das jenseitige Ufer gewandt, und als ich sagte: „Gehen wir, Bauschan?“ wandte er nur äußerst kurz den Kopf nach meiner Seite, wie wenn jemand nicht ohne Barschheit sagt: „Bitte mich nicht zu stören!“ — und schaute wieder. So beschied ich mich denn, kreuzte die Füße, stützte mich auf meinen Stock und sah ebenfalls zu, was weiter geschah.

Die Ente also, eine jener Enten, die sich oft in frecher Sicherheit vor unsrer Nase geschaukelt hatten, trieb auf dem Wasser, ein Wrack, man wußte nicht mehr, wo vorn

und hinten war. Der Fluß ist ruhiger hier draußen, sein Gefälle nicht mehr so reißend, wie weiter aufwärts. Immerhin ward der Entenbalg sogleich von der Strömung ergriffen, um sich selbst gedreht und fortgezogen, und wenn es dem Manne nicht nur ums Treffen und Töten zu tun gewesen war, sondern wenn er mit seinem Tun einen praktischen Zweck verfolgt hatte, so mußte er sich sputen. Das tat er, ohne einen Augenblick zu verlieren, es spielte sich alles in größter Schnelle ab. Kaum war die Ente gestürzt, als er auch schon springend, stolpernd und beinahe fallend die Böschung hinunterstürmte. Er hielt die Flinte gestreckten Armes dabei von sich, und wieder mutete es höchst opernhaft und romantisch an, wie er, gleich einem Räuber und kühnen Schmuggler des Melodrams, über das dekorationsmäßig wirkende Steingerölle hinabsprang. Berechnenderweise hielt er sich ein wenig schräg links, da die treibende Ente vor ihm davonschwamm und es für ihn darauf ankam, sie abzufangen. Und wirklich glückte es ihm, mit dem Flintenkolben, den er nach ihr ausstreckte, weit vorgebeugt und die Füße im Wasser, ihrem Zuge Einhalt zu tun und sie zu fassen; behutsam und unter Schwierigkeiten bugsierte er sie vor dem schiebenden Kolben gegen die Steine und zog sie an Land.

So war das Werk getan, und der Mann atmete auf. Er legte die Waffe neben sich an das Ufer, zog sein Felleisen von den Schultern, stopfte die Beute hinein, schnallte den Sack wieder auf und stieg, so angenehm beladen, gestützt auf seine Flinte wie auf einen Stock, in guter Ruhe über das Geröll und gegen die Büsche empor.

„Nun, der hat seinen Braten für morgen", dachte ich mit Beifall und Mißgunst. „Komm, Bauschan, nun gehen

wir, weiter geschieht nichts." Aber Bauschan, nachdem er aufgestanden war und sich einmal um sich selbst gedreht hatte, setzte sich wieder und schaute dem Manne nach, auch als dieser vom Schauplatz schon abgetreten und zwischen den Sträuchern verschwunden war. Es fiel mir nicht ein, ihn zweimal zum Mitgehen aufzufordern. Er wußte, wo wir wohnten, und wenn er es vernünftig fand, mochte er noch längere Zeit hier sitzen und klotzen, nachdem die Sache sich abgespielt hatte und nichts mehr zu sehen war. Der Heimweg war lang, und ich für mein Teil machte mich daran, ihn zurückzulegen. Da folgte er denn.

Er hielt sich zu mir auf diesem ganzen peinlichen Heimwege, ohne zu jagen. Er lief nicht schräg vor mir, wie es sonst seine Gewohnheit, wenn er eben zum Stöbern und Spüren nicht aufgelegt ist, sondern ging etwas hinter mir im Schritt und zog eine Art von Maul, wie ich bemerken mußte, wenn ich mich zufällig einmal nach ihm umsah. Das hätte hingehen mögen und viel fehlte, daß ich mich dadurch in Harnisch hätte jagen lassen; im Gegenteil war ich geneigt, zu lachen und die Achseln zu zucken. Aber alle dreißig bis fünfzig Schritte gähnte er, und das war es, was mich erbitterte. Es war das unverschämte, sperrangelweite, grob gelangweilte und von einem piepsenden Kehllaut begleitete Gähnen, das deutlich ausdrückt: „Ein schöner Herr! Kein rechter Herr! Ein lumpiger Herr!", und wenn der beleidigende Laut mich niemals unempfindlich läßt, so war er diesmal vermögend, unsre Freundschaft bis in den Grund zu stören.

„Geh!" sagte ich. „Geh fort! Geh doch zu deinem Herrn mit der Donnerbüchse und schließ dich ihm an, er scheint

ja nicht im Besitze eines Hundes, vielleicht kann er dich brauchen bei seinen Taten. Er ist zwar nur ein Mann in Manchester und kein Herr, aber in deinen Augen mag er ja einer sein, ein Herr für dich, und darum empfehle ich dir aufrichtig, zu ihm überzugehen, da er dir denn nun einmal einen Floh ins Ohr gesetzt hat, zu deinen übrigen." (So weit ging ich.) „Ob er auch nur einen Jagdschein aufzuweisen hat, wollen wir ihn nicht fragen, es könnte sein, daß ihr in Ungelegenheiten kämet, wenn man euch eines Tages bei eurem sauberen Treiben ertappt, aber das ist eure Sache, und mein Rat ist, wie gesagt, der aufrichtigste. Über dich Jäger! Hast du mir je einen Hasen gebracht für meine Küche, von all denen, die ich dich hetzen ließ? Meine Schuld ist es nicht, wenn du keinen Haken zu schlagen verstehst und mit der Nase in den Kies fährst wie ein Narr, in dem Augenblick, wo es gälte, Gewandtheit zu zeigen! Oder einen Fasan, der doch nicht minder willkommen gewesen wäre in den schmalen Zeiten? Und jetzt gähnst du! Geh, sage ich. Geh zu deinem Herrn mit den Wickelgamaschen und sieh zu, ob er der Mann ist, dich an der Kehle zu krauen oder dich gar dahin zu bringen, daß du lachst — meinem Dafürhalten nach kann er selbst kaum lachen, höchstens sehr roh! Wenn du glaubst, daß er dich wissenschaftlicher Beobachtung übergeben wird, falls es dir einfällt, okkult zu bluten, oder daß du als *sein* Hund für nervös und anämisch erklärt werden wirst, so geh nur zu ihm, doch könnte es sein, daß du dich im Irrtum wiegtest in Hinsicht auf das Maß von Achtung, das diese Art Herr dir entgegenbringen würde! Es gibt Dinge und Unterschiede, für die solche bewaffneten Leute viel

Sinn und Blick besitzen, natürliche Verdienste oder Nachteile, um meine Anspielung schon deutlicher zu machen, knifflige Fragen des Stammbaumes und der Ahnenprobe, daß ich mich ganz unmißverständlich ausdrücke, über die nicht jedermann mit zarter Humanität hinweggeht, und wenn er dir bei der ersten Meinungsverschiedenheit deinen Knebelbart vorhält, dein rüstiger Herr, und dich mit mißlautenden Namen belegt, dann denke an mich und diese meine gegenwärtigen Worte . . ."

So beißend sprach ich während des Heimweges zu dem hinter mir schleichenden Bauschan, und wenn ich auch nur innerlich redete und meine Worte nicht laut werden ließ, um nicht exaltiert zu erscheinen, so bin ich doch überzeugt, daß er genau verstand, wie ich es meinte, und jedenfalls der Hauptlinie meines Gedankenganges sehr wohl zu folgen vermochte. Kurz, das Zerwürfnis war tiefgreifend, und zu Hause angelangt, ließ ich absichtlich die Gartenpforte knapp hinter mir ins Schloß fallen, so daß er nicht mehr mit durchschlüpfen konnte und mit Ansprung hinüberklettern mußte. Ohne mich auch nur umzusehen, ging ich ins Haus und hörte noch, daß er quiekte, da er sich beim Klettern den Bauch gestoßen, worüber ich nur höhnisch die Achseln zuckte. —

Das aber ist nun schon lange her, mehr als ein halbes Jahr, und es ist damit gegangen wie mit dem klinischen Zwischenfall: Zeit und Vergessen haben es zugedeckt, und auf ihrem Schwemmgrunde, welcher der Grund alles Lebens ist, leben wir fort. Längst, obgleich er noch einige Tage nachdenklich schien, erfreut Bauschan sich wieder in voller Unbefangenheit der Jagd auf Mäuse, Fasanen, Hasen

und Waſſervögel, und bei unſerer Heimkehr beginnt ſchon ſein Warten aufs nächſte Mal. Oben vor der Haustür wende ich mich dann wohl noch einmal nach ihm um, und das iſt das Zeichen für ihn, in zwei großen Sätzen über die Stufen zu mir heraufzuſpringen und mit den Vorderpfoten an der Haustür hinaufzugehen, ſich hoch daran aufzurichten, damit ich ihm zum Abſchied die Schulter klopfe. „Morgen wieder, Bauſchan," ſage ich, „falls ich nicht in die Welt gehen muß." Und dann ſpute ich mich, hineinzukommen und meine Nagelſchuhe loszuwerden, denn die Suppe ſteht auf dem Tiſch.

Der Tod in Venedig

1911

Gustav Aschenbach oder von Aschenbach, wie seit seinem fünfzigsten Geburtstag amtlich sein Name lautete, hatte an einem Frühlingsnachmittag des Jahres 19 . ., das unserem Kontinent monatelang eine so gefahrdrohende Miene zeigte, von seiner Wohnung in der Prinzregentenstraße zu München aus allein einen weiteren Spaziergang unternommen. Überreizt von der schwierigen und gefährlichen, eben jetzt eine höchste Behutsamkeit, Umsicht, Eindringlichkeit und Genauigkeit des Willens erfordernden Arbeit der Vormittagsstunden, hatte der Schriftsteller dem Fortschwingen des produzierenden Triebwerkes in seinem Innern, jenem „motus animi continuus", worin nach Cicero das Wesen der Beredsamkeit besteht, auch nach der Mittagsmahlzeit nicht Einhalt zu tun vermocht und den entlastenden Schlummer nicht gefunden, der ihm, bei zunehmender Abnutzbarkeit seiner Kräfte, einmal untertags so nötig war. So hatte er bald nach dem Tee das Freie gesucht, in der Hoffnung, daß Luft und Bewegung ihn wiederherstellen und ihm zu einem ersprießlichen Abend verhelfen würden.

Es war Anfang Mai und, nach naßkalten Wochen, ein falscher Hochsommer eingefallen. Der Englische Garten, obgleich nur erst zart belaubt, war dumpfig wie im August und in der Nähe der Stadt voller Wagen und Spaziergänger gewesen. Beim Aumeister, wohin stillere und stillere

Wege ihn geführt, hatte Aschenbach eine kleine Weile den volkstümlich belebten Wirtsgarten überblickt, an dessen Rand einige Droschken und Equipagen hielten, hatte von dort bei sinkender Sonne seinen Heimweg außerhalb des Parks über die offene Flur genommen und erwartete, da er sich müde fühlte und über Föhring Gewitter drohte, am Nördlichen Friedhof die Tram, die ihn in gerader Linie zur Stadt zurückbringen sollte.

Zufällig fand er den Halteplatz und seine Umgebung von Menschen leer. Weder auf der gepflasterten Ungererstraße, deren Schienengeleise sich einsam gleißend gegen Schwabing erstreckten, noch auf der Föhringer Chaussee war ein Fuhrwerk zu sehen; hinter den Zäunen der Steinmetzereien, wo zu Kauf stehende Kreuze, Gedächtnistafeln und Monumente ein zweites, unbehauftes Gräberfeld bilden, regte sich nichts, und das byzantinische Bauwerk der Aussegnungshalle gegenüber lag schweigend im Abglanz des scheidenden Tages. Ihre Stirnseite, mit griechischen Kreuzen und heraldischen Schildereien in lichten Farben geschmückt, weist überdies symmetrisch angeordnete Inschriften in Goldlettern auf, ausgewählte, das jenseitige Leben betreffende Schriftworte, wie etwa: „Sie gehen ein in die Wohnung Gottes" oder: „Das ewige Licht leuchte ihnen"; und der Wartende hatte während einiger Minuten eine ernste Zerstreuung darin gefunden, die Formeln abzulesen und sein geistiges Auge in ihrer durchscheinenden Mystik sich verlieren zu lassen, als er, aus seinen Träumereien zurückkehrend, im Portikus, oberhalb der beiden apokalyptischen Tiere, welche die Freitreppe bewachen, einen Mann bemerkte, dessen nicht ganz gewöhnliche Erscheinung seinen Gedanken eine völlig andere Richtung gab.

Ob er nun aus dem Innern der Halle durch das bronzene Tor hervorgetreten oder von außen unversehens heran und hinauf gelangt war, blieb ungewiß. Aschenbach, ohne sich sonderlich in die Frage zu vertiefen, neigte zur ersteren Annahme. Mäßig hochgewachsen, mager, bartlos und auffallend stumpfnäsig, gehörte der Mann zum rothaarigen Typ und besaß dessen milchige und sommersprossige Haut. Offenbar war er durchaus nicht bajuwarischen Schlages: wie denn wenigstens der breit und gerade gerandete Basthut, der ihm den Kopf bedeckte, seinem Aussehen ein Gepräge des Fremdländischen und Weitherkommenden verlieh. Freilich trug er dazu den landesüblichen Rucksack um die Schultern geschnallt, einen gelblichen Gurtanzug aus Lodenstoff, wie es schien, einen grauen Wetterkragen über dem linken Unterarm, den er in die Weiche gestützt hielt, und in der Rechten einen mit eiserner Spitze versehenen Stock, welchen er schräg gegen den Boden stemmte und auf dessen Krücke er, bei gekreuzten Füßen, die Hüfte lehnte. Erhobenen Hauptes, so daß an seinem hager dem losen Sporthemd entwachsenden Halse der Adamsapfel stark und nackt hervortrat, blickte er mit farblosen, rotbewimperten Augen, zwischen denen, sonderbar genug zu seiner kurz aufgeworfenen Nase passend, zwei senkrechte, energische Furchen standen, scharf spähend ins Weite. So — und vielleicht trug sein erhöhter und erhöhender Standort zu diesem Eindruck bei — hatte seine Haltung etwas herrisch Überschauendes, Kühnes oder selbst Wildes; denn sei es, daß er, geblendet, gegen die untergehende Sonne grimassierte oder daß es sich um eine dauernde physiognomische Entstellung handelte: seine Lippen schienen zu kurz, sie waren völlig von den Zähnen

zurückgezogen, dergestalt, daß diese, bis zum Zahnfleisch bloßgelegt, weiß und lang dazwischen hervorblickten.

Wohl möglich, daß Aschenbach es bei seiner halb zerstreuten, halb inquisitiven Musterung des Fremden an Rücksicht hatte fehlen lassen, denn plötzlich ward er gewahr, daß jener seinen Blick erwiderte, und zwar so kriegerisch, so gerade ins Auge hinein, so offenkundig gesonnen, die Sache aufs äußerste zu treiben und den Blick des andern zum Abzug zu zwingen, daß Aschenbach, peinlich berührt, sich abwandte und einen Gang die Zäune entlang begann, mit dem beiläufigen Entschluß, des Menschen nicht weiter achtzuhaben. Er hatte ihn in der nächsten Minute vergessen. Mochte nun aber das Wandererhafte in der Erscheinung des Fremden auf seine Einbildungskraft gewirkt haben oder sonst irgendein physischer oder seelischer Einfluß im Spiele sein: eine seltsame Ausweitung seines Innern ward ihm ganz überraschend bewußt, eine Art schweifender Unruhe, ein jugendlich durstiges Verlangen in die Ferne, ein Gefühl, so lebhaft, so neu oder doch so längst entwöhnt und verlernt, daß er, die Hände auf dem Rücken und den Blick am Boden, gefesselt stehen blieb, um die Empfindung auf Wesen und Ziel zu prüfen.

Es war Reiselust, nichts weiter; aber wahrhaft als Anfall auftretend und ins Leidenschaftliche, ja bis zur Sinnestäuschung gesteigert. Seine Begierde ward sehend, seine Einbildungskraft, noch nicht zur Ruhe gekommen seit den Stunden der Arbeit, schuf sich ein Beispiel für alle Wunder und Schrecken der mannigfaltigen Erde, die sie auf einmal sich vorzustellen bestrebt war: er sah, sah eine Landschaft, ein tropisches Sumpfgebiet unter dickdunstigem Himmel,

feucht, üppig und ungeheuer, eine Art Urweltwildnis aus Inseln, Morästen und Schlamm führenden Wasserarmen, — sah aus geilem Farrengewucher, aus Gründen von fettem, gequollenem und abenteuerlich blühendem Pflanzenwerk haarige Palmenschäfte nah und fern emporstreben, sah wunderlich ungestalte Bäume ihre Wurzeln durch die Luft in den Boden, in stockende, grünschattig spiegelnde Fluten versenken, wo zwischen schwimmenden Blumen, die milchweiß und groß wie Schüsseln waren, Vögel von fremder Art, hochschultrig, mit unförmigen Schnäbeln, im Seichten standen und unbeweglich zur Seite blickten, sah zwischen den knotigen Rohrstämmen des Bambusdickichts die Lichter eines kauernden Tigers funkeln — und fühlte sein Herz pochen vor Entsetzen und rätselhaftem Verlangen. Dann wich das Gesicht; und mit einem Kopfschütteln nahm Aschenbach seine Promenade an den Zäunen der Grabsteinmetzereien wieder auf.

Er hatte, zum mindesten, seit ihm die Mittel zu Gebote gewesen waren, die Vorteile des Weltverkehrs beliebig zu genießen, das Reisen nicht anders, denn als eine hygienische Maßregel betrachtet, die gegen Sinn und Neigung dann und wann hatte getroffen werden müssen. Zu beschäftigt mit den Aufgaben, welche sein Ich und die europäische Seele ihm stellten, zu belastet von der Verpflichtung zur Produktion, der Zerstreuung zu abgeneigt, um zum Liebhaber der bunten Außenwelt zu taugen, hatte er sich durchaus mit der Anschauung begnügt, die jedermann, ohne sich weit aus seinem Kreise zu rühren, von der Oberfläche der Erde gewinnen kann, und war niemals auch nur versucht gewesen, Europa zu verlassen. Zumal seit sein Leben sich langsam

neigte, seit seine Künstlerfurcht, nicht fertig zu werden, — diese Besorgnis, die Uhr möchte abgelaufen sein, bevor er das Seine getan und völlig sich selbst gegeben, nicht mehr als bloße Grille von der Hand zu weisen war, hatte sein äußeres Dasein sich fast ausschließlich auf die schöne Stadt, die ihm zur Heimat geworden, und auf den rauhen Landsitz beschränkt, den er sich im Gebirge errichtet und wo er die regnerischen Sommer verbrachte.

Auch wurde denn, was ihn da eben so spät und plötzlich angewandelt, sehr bald durch Vernunft und von jung auf geübte Selbstzucht gemäßigt und richtiggestellt. Er hatte beabsichtigt, das Werk, für welches er lebte, bis zu einem gewissen Punkte zu fördern, bevor er aufs Land übersiedelte, und der Gedanke einer Weltbummelei, die ihn auf Monate seiner Arbeit entführen würde, schien allzu locker und planwidrig, er durfte nicht ernstlich in Frage kommen. Und doch wußte er nur zu wohl, aus welchem Grunde die Anfechtung so unversehens hervorgegangen war. Fluchtdrang war sie, daß er sich eingestand, diese Sehnsucht ins Ferne und Neue, diese Begierde nach Befreiung, Entbürdung und Vergessen, — der Drang hinweg vom Werke, von der Alltagsstätte eines starren, kalten und leidenschaftlichen Dienstes. Zwar liebte er ihn und liebte auch fast schon den entnervenden, sich täglich erneuernden Kampf zwischen seinem zähen und stolzen, so oft erprobten Willen und dieser wachsenden Müdigkeit, von der niemand wissen und die das Produkt auf keine Weise, durch kein Anzeichen des Versagens und der Laßheit verraten durfte. Aber verständig schien es, den Bogen nicht zu überspannen und ein so lebhaft ausbrechendes Bedürfnis nicht eigensinnig zu ersticken. Er dachte an

seine Arbeit, dachte an die Stelle, an der er sie auch heute wieder, wie gestern schon, hatte verlassen müssen und die weder geduldiger Pflege noch einem raschen Handstreich sich fügen zu wollen schien. Er prüfte sie aufs neue, versuchte die Hemmung zu durchbrechen oder aufzulösen und ließ mit einem Schauder des Widerwillens vom Angriff ab. Hier bot sich keine außerordentliche Schwierigkeit, sondern was ihn lähmte, waren die Skrupeln der Unlust, die sich als eine durch nichts mehr zu befriedigende Ungenügsamkeit darstellte. Ungenügsamkeit freilich hatte schon dem Jüngling als Wesen und innerste Natur des Talentes gegolten, und um ihretwillen hatte er das Gefühl gezügelt und erkältet, weil er wußte, daß es geneigt ist, sich mit einem fröhlichen Ungefähr und mit einer halben Vollkommenheit zu begnügen. Rächte sich nun also die geknechtete Empfindung, indem sie ihn verließ, indem sie seine Kunst fürder zu tragen und zu beflügeln sich weigerte und alle Lust, alles Entzücken an der Form und am Ausdruck mit sich hinwegnahm? Nicht, daß er Schlechtes herstellte: dies wenigstens war der Vorteil seiner Jahre, daß er sich seiner Meisterschaft jeden Augenblick in Gelassenheit sicher fühlte. Aber er selbst, während die Nation sie ehrte, er ward ihrer nicht froh, und es schien ihm, als ermangle sein Werk jener Merkmale feurig spielender Laune, die, ein Erzeugnis der Freude, mehr als irgendein innerer Gehalt, ein gewichtiger Vorzug, die Freude der genießenden Welt bildeten. Er fürchtete sich vor dem Sommer auf dem Lande, allein in dem kleinen Hause mit der Magd, die ihm das Essen bereitete, und dem Diener, der es ihm auftrug; fürchtete sich vor den vertrauten Angesichten der Berggipfel und -wände, die wiederum seine unzufriedene

Langsamkeit umstehen würden. Und so tat denn eine Einschaltung not, etwas Stegreifdasein, Tagedieberei, Fernluft und Zufuhr neuen Blutes, damit der Sommer erträglich und ergiebig werde. Reisen also, — er war es zufrieden. Nicht gar weit, nicht gerade bis zu den Tigern. Eine Nacht im Schlafwagen und eine Siesta von drei, vier Wochen an irgendeinem Allerweltsferienplatze im liebenswürdigen Süden . . .

So dachte er, während der Lärm der elektrischen Tram die Ungererstraße daher sich näherte, und einsteigend beschloß er, diesen Abend dem Studium von Karte und Kursbuch zu widmen. Auf der Plattform fiel ihm ein, nach dem Manne im Basthut, dem Genossen dieses immerhin folgereichen Aufenthaltes, Umschau zu halten. Doch wurde ihm dessen Verbleib nicht deutlich, da er weder an seinem vorherigen Standort, noch auf dem weiteren Halteplatz, noch auch im Wagen ausfindig zu machen war.

Der Autor der klaren und mächtigen Prosaepopöe vom Leben Friedrichs von Preußen; der geduldige Künstler, der in langem Fleiß den figurenreichen, so vielerlei Menschenschicksal im Schatten einer Idee versammelnden Romanteppich, „Maja" mit Namen, wob; der Schöpfer jener starken Erzählung, die „Ein Elender" überschrieben ist und einer ganzen dankbaren Jugend die Möglichkeit sittlicher Entschlossenheit jenseits der tiefsten Erkenntnis zeigte; der Verfasser endlich (und damit sind die Werke seiner Reifezeit kurz bezeichnet) der leidenschaftlichen Abhandlung über „Geist und Kunst", deren ordnende Kraft und antithetische Beredsamkeit ernste Beurteiler vermochte, sie unmittelbar neben

Schillers Raisonnement über naive und sentimentalische Dichtung zu stellen: Gustav Aschenbach also war zu L., einer Kreisstadt der Provinz Schlesien, als Sohn eines höheren Justizbeamten geboren. Seine Vorfahren waren Offiziere, Richter, Verwaltungsfunktionäre gewesen, Männer, die im Dienste des Königs, des Staates ihr straffes, anständig karges Leben geführt hatten. Innigere Geistigkeit hatte sich einmal, in der Person eines Predigers, unter ihnen verkörpert; rascheres, sinnlicheres Blut war der Familie in der vorigen Generation durch die Mutter des Dichters, Tochter eines böhmischen Kapellmeisters, zugekommen. Von ihr stammten die Merkmale fremder Rasse in seinem Äußern. Die Vermählung dienstlich nüchterner Gewissenhaftigkeit mit dunkleren, feurigeren Impulsen ließ einen Künstler und diesen besonderen Künstler erstehen.

Da sein ganzes Wesen auf Ruhm gestellt war, zeigte er sich, wenn nicht eigentlich frühreif, so doch, dank der Entschiedenheit und persönlichen Prägnanz seines Tonfalls, früh für die Öffentlichkeit reif und geschickt. Beinahe noch Gymnasiast, besaß er einen Namen. Zehn Jahre später hatte er gelernt, von seinem Schreibtische aus zu repräsentieren, seinen Ruhm zu verwalten, in einem Briefsatz, der kurz sein mußte (denn viele Ansprüche dringen auf den Erfolgreichen, den Vertrauenswürdigen ein), gütig und bedeutend zu sein. Der Vierziger hatte, ermattet von den Strapazen und Wechselfällen der eigentlichen Arbeit, alltäglich eine Post zu bewältigen, die Wertzeichen aus aller Herren Ländern trug.

Ebenso weit entfernt vom Banalen wie vom Exzentrischen, war sein Talent geschaffen, den Glauben des breiten

Publikums und die bewundernde, fordernde Teilnahme der Wähleriſchen zugleich zu gewinnen. So, ſchon als Jüngling von allen Seiten auf die Leiſtung — und zwar die außerordentliche — verpflichtet, hatte er niemals den Müßiggang, niemals die ſorgloſe Fahrläſſigkeit der Jugend gekannt. Als er um ſein fünfunddreißigſtes Jahr in Wien erkrankte, äußerte ein feiner Beobachter über ihn in Geſellſchaft: „Sehen Sie, Aſchenbach hat von jeher nur ſo gelebt" — und der Sprecher ſchloß die Finger ſeiner Linken feſt zur Fauſt —; „niemals ſo" — und er ließ die geöffnete Hand bequem von der Lehne des Seſſels hängen. Das traf zu; und das Tapfer-Sittliche daran war, daß ſeine Natur von nichts weniger als robuſter Verfaſſung und zur ſtändigen Anſpannung nur berufen, nicht eigentlich geboren war.

Ärztliche Fürſorge hatte den Knaben vom Schulbeſuch ausgeſchloſſen und auf häuslichen Unterricht gedrungen. Einzeln, ohne Kameradſchaft war er aufgewachſen und hatte doch zeitig erkennen müſſen, daß er einem Geſchlecht angehörte, in dem nicht das Talent, wohl aber die phyſiſche Baſis eine Seltenheit war, deren das Talent zu ſeiner Erfüllung bedarf, — einem Geſchlechte, das früh ſein Beſtes zu geben pflegt und in dem das Können es ſelten zu Jahren bringt. Aber ſein Lieblingswort war „Durchhalten", — er ſah in ſeinem Friedrich-Roman nichts anderes, als die Apotheoſe dieſes Befehlswortes, das ihm als der Inbegriff leidend-tätiger Tugend erſchien. Auch wünſchte er ſehnlichſt, alt zu werden, denn er hatte von jeher dafür gehalten, daß wahrhaft groß, umfaſſend, ja wahrhaft ehrenwert nur das Künſtlertum zu nennen ſei, dem es beſchieden war, auf allen Stufen des Menſchlichen charakteriſtiſch fruchtbar zu ſein.

Da er also die Aufgaben, mit denen sein Talent ihn belud, auf zarten Schultern tragen und weit gehen wollte, so bedurfte er höchlich der Zucht, — und Zucht war ja zum Glücke sein eingeborenes Erbteil von väterlicher Seite. Mit vierzig, mit fünfzig Jahren wie schon in einem Alter, wo andere verschwenden, schwärmen, die Ausführung großer Pläne getrost verschieben, begann er seinen Tag beizeiten mit Stürzen kalten Wassers über Brust und Rücken und brachte dann, ein Paar hoher Wachskerzen in silbernen Leuchtern zu Häupten des Manuskripts, die Kräfte, die er im Schlaf gesammelt, in zwei oder drei inbrünstig gewissenhaften Morgenstunden der Kunst zum Opfer dar. Es war verzeihlich, ja, es bedeutete recht eigentlich den Sieg seiner Moralität, wenn Unkundige die Maja-Welt oder die epischen Massen, in denen sich Friedrichs Heldenleben entrollte, für das Erzeugnis gedrungener Kraft und eines langen Atems hielten, während sie vielmehr in kleinen Tagewerken aus aberhundert Einzelinspirationen zur Größe emporgeschichtet und nur darum so durchaus und an jedem Punkte vortrefflich waren, weil ihr Schöpfer mit einer Willensdauer und Zähigkeit, derjenigen ähnlich, die seine Heimatprovinz eroberte, jahrelang unter der Spannung eines und desselben Werkes ausgehalten und an die eigentliche Herstellung ausschließlich seine stärksten und würdigsten Stunden gewandt hatte.

Damit ein bedeutendes Geistesprodukt auf der Stelle eine breite und tiefe Wirkung zu üben vermöge, muß eine geheime Verwandtschaft, ja Übereinstimmung zwischen dem persönlichen Schicksal seines Urhebers und dem allgemeinen des mitlebenden Geschlechtes bestehen. Die Menschen wissen

nicht, warum sie einem Kunstwerke Ruhm bereiten. Weit entfernt von Kennerschaft, glauben sie hundert Vorzüge daran zu entdecken, um so viel Teilnahme zu rechtfertigen; aber der eigentliche Grund ihres Beifalls ist ein Unwägbares, ist Sympathie. Aschenbach hatte es einmal an wenig sichtbarer Stelle unmittelbar ausgesprochen, daß beinahe alles Große, was dastehe, als ein Trotzdem dastehe, trotz Kummer und Qual, Armut, Verlassenheit, Körperschwäche, Laster, Leidenschaft und tausend Hemmnissen zustande gekommen sei. Aber das war mehr als eine Bemerkung, es war eine Erfahrung, war geradezu die Formel seines Lebens und Ruhmes, der Schlüssel zu seinem Werk; und was Wunder also, wenn es auch der sittliche Charakter, die äußere Gebärde seiner eigentümlichsten Figuren war?

Über den neuen, in mannigfach individuellen Erscheinungen wiederkehrenden Heldentyp, den dieser Schriftsteller bevorzugte, hatte schon frühzeitig ein kluger Zergliederer geschrieben: daß er die Konzeption „einer intellektuellen und jünglinghaften Männlichkeit" sei, „die in stolzer Scham die Zähne aufeinanderbeißt und ruhig dasteht, während ihr die Schwerter und Speere durch den Leib gehen." Das war schön, geistreich und exakt, trotz seiner scheinbar allzu passivischen Prägung. Denn Haltung im Schicksal, Anmut in der Qual bedeutet nicht nur ein Dulden; sie ist eine aktive Leistung, ein positiver Triumph, und die Sebastian-Gestalt ist das schönste Sinnbild, wenn nicht der Kunst überhaupt, so doch gewiß der in Rede stehenden Kunst. Blickte man hinein in diese erzählte Welt, sah man: die elegante Selbstbeherrschung, die bis zum letzten Augenblick eine innere Unterhöhlung, den biologischen Verfall vor den

Augen der Welt verbirgt; die gelbe, sinnlich benachteiligte Häßlichkeit, die es vermag, ihre schwelende Brunst zur reinen Flamme zu entfachen, ja, sich zur Herrschaft im Reiche der Schönheit aufzuschwingen; die bleiche Ohnmacht, welche aus den glühenden Tiefen des Geistes die Kraft holt, ein ganzes übermütiges Volk zu Füßen des Kreuzes, zu ihren Füßen niederzuwerfen; die liebenswürdige Haltung im leeren und strengen Dienste der Form; das falsche, gefährliche Leben, die rasch entnervende Sehnsucht und Kunst des geborenen Betrügers: betrachtete man all dies Schicksal und wieviel gleichartiges noch, so konnte man zweifeln, ob es überhaupt einen anderen Heroismus gäbe als denjenigen der Schwäche. Welches Heldentum aber jedenfalls wäre zeitgemäßer als dieses? Gustav Aschenbach war der Dichter all derer, die am Rande der Erschöpfung arbeiten, der Überbürdeten, schon Aufgeriebenen, sich noch Aufrechthaltenden, all dieser Moralisten der Leistung, die, schmächtig von Wuchs und spröde von Mitteln, durch Willensverzückung und kluge Verwaltung sich wenigstens eine Zeitlang die Wirkungen der Größe abgewinnen. Ihrer sind viele, sie sind die Helden des Zeitalters. Und sie alle erkannten sich wieder in seinem Werk, sie fanden sich bestätigt, erhoben, besungen darin, sie wußten ihm Dank, sie verkündeten seinen Namen.

Er war jung und roh gewesen mit der Zeit und, schlecht beraten von ihr, war er öffentlich gestrauchelt, hatte Mißgriffe getan, sich bloßgestellt, Verstöße gegen Takt und Besonnenheit begangen in Wort und Werk. Aber er hatte die Würde gewonnen, nach welcher, wie er behauptete, jedem großen Talente ein natürlicher Drang und Stachel

eingeboren ist, ja, man kann sagen, daß seine ganze Entwicklung ein bewußter und trotziger, alle Hemmungen des Zweifels und der Ironie zurücklassender Aufstieg zur Würde gewesen war.

Lebendige, geistig unverbindliche Greifbarkeit der Gestaltung bildet das Ergötzen der bürgerlichen Massen, aber leidenschaftlich unbedingte Jugend wird nur durch das Problematische gefesselt: und Aschenbach war problematisch, war unbedingt gewesen wie nur irgendein Jüngling. Er hatte dem Geiste gefrönt, mit der Erkenntnis Raubbau getrieben, Saatfrucht vermahlen, Geheimnisse preisgegeben, das Talent verdächtigt, die Kunst verraten, — ja, während seine Bildwerke die gläubig Genießenden unterhielten, erhoben, belebten, hatte er, der jugendliche Künstler, die Zwanzigjährigen durch seine Zynismen über das fragwürdige Wesen der Kunst, des Künstlertums selbst in Atem gehalten.

Aber es scheint, daß gegen nichts ein edler und tüchtiger Geist sich rascher, sich gründlicher abstumpft, als gegen den scharfen und bitteren Reiz der Erkenntnis; und gewiß ist, daß die schwermütig gewissenhafteste Gründlichkeit des Jünglings Seichtheit bedeutet im Vergleich mit dem tiefen Entschlusse des Meister gewordenen Mannes, das Wissen zu leugnen, es abzulehnen, erhobenen Hauptes darüber hinwegzugehen, sofern es den Willen, die Tat, das Gefühl und selbst die Leidenschaft im geringsten zu lähmen, zu entmutigen, zu entwürdigen geeignet ist. Wie wäre die berühmte Erzählung vom „Elenden" wohl anders zu deuten, denn als Ausbruch des Ekels gegen den unanständigen Psychologismus der Zeit, verkörpert in der Figur jenes weichen und albernen Halbschurken, der sich ein Schicksal

erschleicht, indem er sein Weib, aus Ohnmacht, aus Lasterhaftigkeit, aus ethischer Velleität, in die Arme eines Unbärtigen treibt und aus Tiefe Nichtswürdigkeiten begehen zu dürfen glaubt? Die Wucht des Wortes, mit welcher hier das Verworfene verworfen wurde, verkündete die Abkehr von allem moralischen Zweifelsinn, von jeder Sympathie mit dem Abgrund, die Absage an die Lahheit des Mitleidssatzes, daß alles verstehen alles verzeihen heiße, und was sich hier vorbereitete, ja schon vollzog, war jenes „Wunder der wiedergeborenen Unbefangenheit", auf welches ein wenig später in einem der Dialoge des Autors ausdrücklich und nicht ohne geheimnisvolle Betonung die Rede kam. Seltsame Zusammenhänge! War es eine geistige Folge dieser „Wiedergeburt", dieser neuen Würde und Strenge, daß man um dieselbe Zeit ein fast übermäßiges Erstarken seines Schönheitssinnes beobachtete, jene adelige Reinheit, Einfachheit und Ebenmäßigkeit der Formgebung, welche seinen Produkten fortan ein so sinnfälliges, ja gewolltes Gepräge der Meisterlichkeit und Klassizität verlieh? Aber moralische Entschlossenheit jenseits des Wissens, der auflösenden und hemmenden Erkenntnis, — bedeutet sie nicht wiederum eine Vereinfachung, eine sittliche Vereinfältigung der Welt und der Seele und also auch ein Erstarken zum Bösen, Verbotenen, zum sittlich Unmöglichen? Und hat Form nicht zweierlei Gesicht? Ist sie nicht sittlich und unsittlich zugleich, — sittlich als Ergebnis und Ausdruck der Zucht, unsittlich aber und selbst widersittlich, sofern sie von Natur eine moralische Gleichgültigkeit in sich schließt, ja wesentlich bestrebt ist, das Moralische unter ihr stolzes und unumschränktes Zepter zu beugen?

Wie dem auch sei! Eine Entwicklung ist ein Schicksal; und wie sollte nicht diejenige anders verlaufen, die von der Teilnahme, dem Massenzutrauen einer weiten Öffentlichkeit begleitet wird, als jene, die sich ohne den Glanz und die Verbindlichkeiten des Ruhmes vollzieht? Nur ewiges Zigeunertum findet es langweilig und ist zu spotten geneigt, wenn ein großes Talent dem libertinischen Puppenstande entwächst, die Würde des Geistes ausdrucksvoll wahrzunehmen sich gewöhnt und die Hofsitten einer Einsamkeit annimmt, die voll unberatener, hart selbständiger Leiden und Kämpfe war und es zu Macht und Ehren unter den Menschen brachte. Wieviel Spiel, Trotz, Genuß ist übrigens in der Selbstgestaltung des Talentes! Etwas Amtlich-Erzieherisches trat mit der Zeit in Gustav Aschenbachs Vorführungen ein, sein Stil entriet in späteren Jahren der unmittelbaren Kühnheiten, der subtilen und neuen Abschattungen, er wandelte sich ins Mustergültig-Feststehende, Geschliffen-Herkömmliche, Erhaltende, Formelle, selbst Formelhafte, und wie die Überlieferung es von Ludwig XIV. wissen will, so verbannte der Alternde aus seiner Sprachweise jedes gemeine Wort. Damals geschah es, daß die Unterrichtsbehörde ausgewählte Seiten von ihm in die vorgeschriebenen Schul-Lesebücher übernahm. Es war ihm innerlich gemäß, und er lehnte nicht ab, als ein deutscher Fürst, soeben zum Throne gelangt, dem Dichter des „Friedrich" zu seinem fünfzigsten Geburtstag den persönlichen Adel verlieh.

Nach einigen Jahren der Unruhe, einigen Versuchsaufenthalten da und dort, wählte er frühzeitig München zum dauernden Wohnsitz und lebte dort in bürgerlichem

Ehrenstande, wie er dem Geiste in besonderen Einzelfällen zuteil wird. Die Ehe, die er in noch jugendlichem Alter mit einem Mädchen aus gelehrter Familie eingegangen, wurde nach kurzer Glücksfrist durch den Tod getrennt. Eine Tochter, schon Gattin, war ihm geblieben. Einen Sohn hatte er nie besessen.

Gustav von Aschenbach war etwas unter Mittelgröße, brünett, rasiert. Sein Kopf erschien ein wenig zu groß im Verhältnis zu der fast zierlichen Gestalt. Sein rückwärts gebürstetes Haar, am Scheitel gelichtet, an den Schläfen sehr voll und stark ergraut, umrahmte eine hohe, zerklüftete und gleichsam narbige Stirn. Der Bügel einer Goldbrille mit randlosen Gläsern schnitt in die Wurzel der gedrungenen, edel gebogenen Nase ein. Der Mund war groß, oft schlaff, oft plötzlich schmal und gespannt; die Wangenpartie mager und gefurcht, das wohlausgebildete Kinn weich gespalten. Bedeutende Schicksale schienen über dies meist leidend seitwärts geneigte Haupt hinweggegangen zu sein, und doch war die Kunst es gewesen, die hier jene physiognomische Durchbildung übernommen hatte, welche sonst das Werk eines schweren, bewegten Lebens ist. Hinter dieser Stirn waren die blitzenden Repliken des Gesprächs zwischen Voltaire und dem Könige über den Krieg geboren; diese Augen, müde und tief durch die Gläser blickend, hatten das blutige Inferno der Lazarette des Siebenjährigen Krieges gesehen. Auch persönlich genommen ist ja die Kunst ein erhöhtes Leben. Sie beglückt tiefer, sie verzehrt rascher. Sie gräbt in das Antlitz ihres Dieners die Spuren imaginärer und geistiger Abenteuer, und sie erzeugt, selbst bei klösterlicher Stille des äußeren Daseins, auf die Dauer eine Verwöhntheit, Über-

feinerung, Müdigkeit und Neugier der Nerven, wie ein Leben voll ausschweifender Leidenschaft und Genüsse sie kaum hervorzubringen vermag.

Mehrere Geschäfte weltlicher und literarischer Natur hielten den Reiselustigen noch etwa zwei Wochen nach jenem Spaziergang in München zurück. Er gab endlich Auftrag, sein Landhaus binnen vier Wochen zum Einzuge instandzusetzen und reiste an einem Tage zwischen Mitte und Ende des Mai mit dem Nachtzuge nach Triest, wo er nur vierundzwanzig Stunden verweilte und sich am nächstfolgenden Morgen nach Pola einschiffte.

Was er suchte, war das Fremdartige und Bezuglose, welches jedoch rasch zu erreichen wäre, und so nahm er Aufenthalt auf einer seit einigen Jahren gerühmten Insel der Adria, unfern der istrischen Küste gelegen, mit farbig zerlumptem, in wildfremden Lauten redendem Landvolk und schön zerrissenen Klippenpartien dort, wo das Meer offen war. Allein Regen und schwere Luft, eine kleinweltliche, geschlossen österreichische Hotelgesellschaft, und der Mangel jenes ruhevoll innigen Verhältnisses zum Meere, das nur ein sanfter, sandiger Strand gewährt, verdrossen ihn, ließen ihn nicht das Bewußtsein gewinnen, den Ort seiner Bestimmung getroffen zu haben; ein Zug seines Innern, ihm war noch nicht deutlich, wohin, beunruhigte ihn, er studierte Schiffsverbindungen, er blickte suchend umher, und auf einmal, zugleich überraschend und selbstverständlich, stand ihm sein Ziel vor Augen. Wenn man über Nacht das Unvergleichliche, das märchenhaft Abweichende zu erreichen wünschte, wohin ging man? Aber

das war klar. Was sollte er hier? Er war fehlgegangen. Dorthin hatte er reisen wollen. Er säumte nicht, den irrigen Aufenthalt zu kündigen. Anderthalb Wochen nach seiner Ankunft auf der Insel trug ein geschwindes Motorboot ihn und sein Gepäck in dunstiger Frühe über die Wasser in den Kriegshafen zurück, und er ging dort nur an Land, um sogleich über einen Bretterstieg das feuchte Verdeck eines Schiffes zu beschreiten, das unter Dampf zur Fahrt nach Venedig lag.

Es war ein betagtes Fahrzeug italienischer Nationalität, veraltet, rußig und düster. In einer höhlenartigen, künstlich erleuchteten Koje des inneren Raumes, wohin Aschenbach sofort nach Betreten des Schiffes von einem buckligen und unreinlichen Matrosen mit grinsender Höflichkeit genötigt wurde, saß hinter einem Tische, den Hut schief in der Stirn und einen Zigarettenstummel im Mundwinkel, ein ziegenbärtiger Mann von der Physiognomie eines altmodischen Zirkusdirektors, der mit grimassenhaft leichtem Geschäftsgebaren die Personalien der Reisenden aufnahm und ihnen die Fahrscheine ausstellte. „Nach Venedig!“ wiederholte er Aschenbachs Ansuchen, indem er den Arm reckte und die Feder in den breiigen Restinhalt eines schräg geneigten Tintenfasses stieß. „Nach Venedig erster Klasse! Sie sind bedient, mein Herr.“ Und er schrieb große Krähenfüße, streute aus einer Büchse blauen Sand auf die Schrift, ließ ihn in eine tönerne Schale ablaufen, faltete das Papier mit gelben und knochigen Fingern und schrieb aufs neue. „Ein glücklich gewähltes Reiseziel!“ schwatzte er unterdessen. „Ah, Venedig! Eine herrliche Stadt! Eine Stadt von unwiderstehlicher Anziehungskraft für den Gebildeten, ihrer

Geſchichte ſowohl wie ihrer gegenwärtigen Reize wegen!" Die glatte Raſchheit ſeiner Bewegungen und das leere Gerede, womit er ſie begleitete, hatten etwas Betäubendes und Ablenkendes, etwa als beſorgte er, der Reiſende möchte in ſeinem Entſchluß, nach Venedig zu fahren, noch wankend werden. Er kaſſierte eilig und ließ mit Croupiergewandtheit den Differenzbetrag auf den fleckigen Tuchbezug des Tiſches fallen. „Gute Unterhaltung, mein Herr!" ſagte er mit ſchauſpieleriſcher Verbeugung. „Es iſt mir eine Ehre, Sie zu befördern . . . Meine Herren!" rief er ſogleich mit erhobenem Arm und tat, als ſei das Geſchäft im flotteſten Gange, obgleich niemand mehr da war, der nach Abfertigung verlangt hätte. Aſchenbach kehrte auf das Verdeck zurück.

Einen Arm auf die Brüſtung gelehnt, betrachtete er das müßige Volk, das, der Abfahrt des Schiffes beizuwohnen, am Quai lungerte, und die Paſſagiere am Bord. Diejenigen der zweiten Klaſſe kauerten, Männer und Weiber, auf dem Vorderdeck, indem ſie Kiſten und Bündel als Sitze benutzten. Eine Gruppe junger Leute bildete die Reiſegeſellſchaft des erſten Verdecks, Poleſaner Handelsgehilfen, wie es ſchien, die ſich in angeregter Laune zu einem Ausfluge nach Italien vereinigt hatten. Sie machten nicht wenig Aufhebens von ſich und ihrem Unternehmen, ſchwatzten, lachten, genoſſen ſelbſtgefällig das eigene Gebärdenſpiel und riefen den Kameraden, die, Portefeuilles unterm Arm, in Geſchäften die Hafenſtraße entlang gingen und den Feiernden mit dem Stöckchen drohten, über das Geländer gebeugt, zungengeläufige Spottreden nach. Einer, in hellgelbem, übermodiſch geſchnittenem Sommeranzug, roter Krawatte

und kühn aufgebogenem Panama, tat sich mit krähender Stimme an Aufgeräumtheit vor allen andern hervor. Kaum aber hatte Aschenbach ihn ein wenig genauer ins Auge gefaßt, als er mit einer Art von Entsetzen erkannte, daß der Jüngling falsch war. Er war alt, man konnte nicht zweifeln. Runzeln umgaben ihm Augen und Mund. Das matte Karmesin der Wangen war Schminke, das braune Haar unter dem farbig umwundenen Strohhut Perücke, sein Hals verfallen und sehnig, sein aufgesetztes Schnurrbärtchen und die Fliege am Kinn gefärbt, sein gelbes und vollzähliges Gebiß, das er lachend zeigte, ein billiger Ersatz, und seine Hände, mit Siegelringen an beiden Zeigefingern, waren die eines Greises. Schauerlich angemutet sah Aschenbach ihm und seiner Gemeinschaft mit den Freunden zu. Wußten, bemerkten sie nicht, daß er alt war, daß er zu Unrecht ihre stutzerhafte und bunte Kleidung trug, zu Unrecht einen der ihren spielte? Selbstverständlich und gewohnheitsmäßig, wie es schien, duldeten sie ihn in ihrer Mitte, behandelten ihn als ihresgleichen, erwiderten ohne Widerwillen seine neckischen Rippenstöße. Wie ging das zu? Aschenbach bedeckte seine Stirn mit der Hand und schloß die Augen, die heiß waren, da er zu wenig geschlafen hatte. Ihm war, als lasse nicht alles sich ganz gewöhnlich an, als beginne eine träumerische Entfremdung, eine Entstellung, der Welt ins Sonderbare um sich zu greifen, der vielleicht Einhalt zu tun wäre, wenn er sein Gesicht ein wenig verdunkelte und aufs neue um sich schaute. In diesem Augenblick jedoch berührte ihn das Gefühl des Schwimmens, und mit unvernünftigem Erschrecken aufsehend, gewahrte er, daß der schwere und düstere Körper des Schiffes sich langsam vom

gemauerten Ufer löste. Zollweise, unter dem Vorwärts- und Rückwärtsarbeiten der Maschine, verbreiterte sich der Streifen schmutzig schillernden Wassers zwischen Quai und Schiffswand, und nach schwerfälligen Manövern kehrte der Dampfer seinen Bugspriet dem offenen Meere zu. Aschenbach ging nach der Steuerbordseite hinüber, wo der Bucklige ihm einen Liegestuhl aufgeschlagen hatte und ein Steward in fleckigem Frack nach seinen Befehlen fragte.

Der Himmel war grau, der Wind feucht. Hafen und Inseln waren zurückgeblieben, und rasch verlor sich aus dem dunstigen Gesichtskreise alles Land. Flocken von Kohlenstaub gingen, gedunsen von Nässe, auf das gewaschene Deck nieder, das nicht trocknen wollte. Schon nach einer Stunde spannte man ein Segeldach aus, da es zu regnen begann.

In seinen Mantel geschlossen, ein Buch im Schoße, ruhte der Reisende, und die Stunden verrannen ihm unversehens. Es hatte zu regnen aufgehört; man entfernte das leinene Dach. Der Horizont war vollkommen. Unter der trüben Kuppel des Himmels dehnte sich rings die ungeheure Scheibe des öden Meeres. Aber im leeren, im ungegliederten Raume fehlt unserem Sinn auch das Maß der Zeit, und wir dämmern im Ungemessenen. Schattenhaft sonderbare Gestalten, der greise Geck, der Ziegenbart aus dem Schiffsinnern, gingen mit unbestimmten Gebärden, mit verwirrten Traumworten durch den Geist des Ruhenden, und er schlief ein.

Um Mittag nötigte man ihn zur Kollation in den korridorartigen Speisesaal hinab, auf den die Türen der Schlafkojen mündeten und wo am Ende des langen Tisches, zu dessen Häuptern er speiste, die Handelsgehilfen, einschließlich des

Alten, seit zehn Uhr mit dem munteren Kapitän pokulierten. Die Mahlzeit war armselig, und er beendete sie rasch. Es trieb ihn ins Freie, nach dem Himmel zu sehen: ob er denn nicht über Venedig sich erhellen wollte.

Er hatte nicht anders gedacht, als daß dies geschehen müsse, denn stets hatte die Stadt ihn im Glanze empfangen. Aber Himmel und Meer blieben trüb und bleiern, zeitweilig ging neblichter Regen nieder, und er fand sich darein, auf dem Wasserwege ein anderes Venedig zu erreichen, als er, zu Lande sich nähernd, je angetroffen hatte. Er stand am Fockmast, den Blick im Weiten, das Land erwartend. Er gedachte des schwermütig-enthusiastischen Dichters, dem vormals die Kuppeln und Glockentürme seines Traumes aus diesen Fluten gestiegen waren, er wiederholte im stillen einiges von dem, was damals an Ehrfurcht, Glück und Trauer zu maßvollem Gesange geworden, und von schon gestalteter Empfindung mühelos bewegt, prüfte er sein ernstes und müdes Herz, ob eine neue Begeisterung und Verwirrung, ein spätes Abenteuer des Gefühles dem fahrenden Müßiggänger vielleicht noch vorbehalten sein könne.

Da tauchte zur Rechten die flache Küste auf, Fischerboote belebten das Meer die Bäderinsel erschien, der Dampfer ließ sie zur Linken, glitt verlangsamten Ganges durch den schmalen Port, der nach ihr benannt ist, und auf der Lagune, angesichts bunt armseliger Behausungen, hielt er ganz, da die Barke des Sanitätsdienstes erwartet werden mußte.

Eine Stunde verging, bis sie erschien. Man war angekommen und war es nicht; man hatte keine Eile und fühlte sich doch von Ungeduld getrieben. Die jungen Polesaner, patriotisch angezogen auch wohl von den militärischen

Hornſignalen, die aus der Gegend der öffentlichen Gärten her über das Waſſer klangen, waren auf Deck gekommen und, vom Aſti begeiſtert, brachten ſie Lebehochs auf die drüben exerzierenden Berſaglieri aus. Aber widerlich war es zu ſehen, in welchen Zuſtand den aufgeſtutzten Greiſen ſeine falſche Gemeinſchaft mit der Jugend gebracht hatte. Sein altes Hirn hatte dem Weine nicht wie die jugendlich rüſtigen ſtandzuhalten vermocht, er war kläglich betrunken. Verblödeten Blicks, eine Zigarette zwiſchen den zitternden Fingern, ſchwankte er, mühſam das Gleichgewicht haltend, auf der Stelle, vom Rauſche vorwärts und rückwärts gezogen. Da er beim erſten Schritte gefallen wäre, getraute er ſich nicht vom Fleck, doch zeigte er einen jammervollen Übermut, hielt jeden, der ſich ihm näherte, am Knopfe feſt, lallte, zwinkerte, kicherte, hob ſeinen beringten, runzeligen Zeigefinger zu alberner Neckerei und leckte auf abſcheulich zweideutige Art mit der Zungenſpitze die Mundwinkel. Aſchenbach ſah ihm mit finſteren Brauen zu, und wiederum kam ein Gefühl von Benommenheit ihn an, ſo, als zeige die Welt eine leichte, doch nicht zu hemmende Neigung, ſich ins Sonderbare und Fratzenhafte zu entſtellen: ein Gefühl, dem nachzuhängen freilich die Umſtände ihn abhielten, da eben die ſtampfende Tätigkeit der Maſchine aufs neue begann und das Schiff ſeine ſo nah dem Ziel unterbrochene Fahrt durch den Kanal von San Marco wieder aufnahm.

So ſah er ihn denn wieder, den erſtaunlichſten Landungsplatz, jene blendende Kompoſition phantaſtiſchen Bauwerks, welche die Republik den ehrfürchtigen Blicken nahender Seefahrer entgegenſtellte: die leichte Herrlichkeit des Palaſtes und die Seufzerbrücke, die Säulen mit Löw' und Heiligem

am Ufer, die prunkend vortretende Flanke des Märchentempels, den Durchblick auf Torweg und Riesenuhr, und anschauend bedachte er, daß zu Lande, auf dem Bahnhof in Venedig anlangen, einen Palast durch eine Hintertür betreten heiße, und daß man nicht anders, als wie nun er, als zu Schiffe, als über das hohe Meer die unwahrscheinlichste der Städte erreichen sollte.

Die Maschine stoppte, Gondeln drängten herzu, die Fallreepstreppe ward hinabgelassen, Zollbeamte stiegen an Bord und walteten obenhin ihres Amtes; die Ausschiffung konnte beginnen. Aschenbach gab zu verstehen, daß er eine Gondel wünsche, die ihn und sein Gepäck zur Station jener kleinen Dampfer bringen solle, welche zwischen der Stadt und dem Lido verkehren; denn er gedachte am Meere Wohnung zu nehmen. Man billigt sein Vorhaben, man schreit seinen Wunsch zur Wasserfläche hinab, wo die Gondelführer im Dialekt miteinander zanken. Er ist noch gehindert, hinabzusteigen, sein Koffer hindert ihn, der eben mit Mühsal die leiterartige Treppe hinuntergezerrt und geschleppt wird. So sieht er sich minutenlang außerstande, den Zudringlichkeiten des schauderhaften Alten zu entkommen, den die Trunkenheit dunkel antreibt, dem Fremden Abschiedshonneurs zu machen. „Wir wünschen den glücklichsten Aufenthalt", meckert er unter Kratzfüßen. „Man empfiehlt sich geneigter Erinnerung! Au revoir, excusez und bon jour, Euer Exzellenz!" Sein Mund wässert, er drückt die Augen zu, er leckt die Mundwinkel, und die gefärbte Bartfliege an seiner Greisenlippe sträubt sich empor. „Unsere Komplimente", lallt er, zwei Fingerspitzen am Munde, „unsere Komplimente dem Liebchen, dem allerliebsten, dem schönsten Liebchen . . ." Und

plötzlich fällt ihm das falsche Obergebiß vom Kiefer auf die Unterlippe. Aschenbach konnte entweichen. „Dem Liebchen, dem feinen Liebchen", hörte er in girrenden, hohlen und behinderten Lauten in seinem Rücken, während er, am Strickgeländer sich haltend, die Fallreepstreppe hinabklomm.

Wer hätte nicht einen flüchtigen Schauder, eine geheime Scheu und Beklommenheit zu bekämpfen gehabt, wenn es zum ersten Male oder nach langer Entwöhnung galt, eine venezianische Gondel zu besteigen? Das seltsame Fahrzeug, aus balladesken Zeiten ganz unverändert überkommen und so eigentümlich schwarz, wie sonst unter allen Dingen nur Särge es sind, — es erinnert an lautlose und verbrecherische Abenteuer in plätschernder Nacht, es erinnert noch mehr an den Tod selbst, an Bahre und düsteres Begängnis und letzte, schweigsame Fahrt. Und hat man bemerkt, daß der Sitz einer solchen Barke, dieser sargschwarz lackierte, mattschwarz gepolsterte Armstuhl, der weichste, üppigste, der erschlaffendste Sitz von der Welt ist? Aschenbach ward es gewahr, als er zu Füßen des Gondoliers, seinem Gepäck gegenüber, das am Schnabel reinlich beisammen lag, sich niedergelassen hatte. Die Ruderer zankten immer noch; rauh, unverständlich, mit drohenden Gebärden. Aber die besondere Stille der Wasserstadt schien ihre Stimmen sanft aufzunehmen, zu entkörpern, über der Flut zu zerstreuen. Es war warm hier im Hafen. Lau angerührt vom Hauch des Scirocco, auf dem nachgiebigen Element in Kissen gelehnt, schloß der Reisende die Augen im Genusse einer so ungewohnten als süßen Lässigkeit. Die Fahrt wird kurz sein, dachte er; möchte sie immer währen! In leisem Schwanken fühlte er sich dem Gedränge, dem Stimmengewirr entgleiten,

Wie still und stiller es um ihn wurde! Nichts war zu vernehmen, als das Plätschern des Ruders, das hohle Aufschlagen der Wellen gegen den Schnabel der Barke, der steil, schwarz und an der Spitze hellebardenartig bewehrt über dem Wasser stand, und noch ein drittes, ein Reden, ein Raunen, — das Flüstern des Gondoliers, der zwischen den Zähnen, stoßweise, in Lauten, die von der Arbeit seiner Arme gepreßt waren, zu sich selber sprach. Aschenbach blickte auf, und mit leichter Befremdung gewahrte er, daß um ihn her die Lagune sich weitete und seine Fahrt gegen das offene Meer gerichtet war. Es schien folglich, daß er nicht allzu sehr ruhen dürfe, sondern auf den Vollzug seines Willens ein wenig bedacht sein müsse.

„Zur Dampferstation also", sagte er mit einer halben Wendung rückwärts. Das Raunen verstummte. Er erhielt keine Antwort.

„Zur Dampferstation also!" wiederholte er, indem er sich vollends umwandte und in das Gesicht des Gondoliers emporblickte, der hinter ihm, auf erhöhtem Borde stehend, vor dem fahlen Himmel aufragte. Es war ein Mann von ungefälliger, ja brutaler Physiognomie, seemännisch blau gekleidet, mit einer gelben Schärpe gegürtet und einen formlosen Strohhut, dessen Geflecht sich aufzulösen begann, verwegen schief auf dem Kopfe. Seine Gesichtsbildung, sein blonder, lockiger Schnurrbart unter der kurz aufgeworfenen Nase ließen ihn durchaus nicht italienischen Schlages erscheinen. Obgleich eher schmächtig von Leibesbeschaffenheit, so daß man ihn für seinen Beruf nicht sonderlich geschickt geglaubt hätte, führte er das Ruder, bei jedem Schlage den ganzen Körper einsetzend, mit großer Energie. Ein paarmal

zog er vor Anstrengung die Lippen zurück und entblößte seine weißen Zähne. Die rötlichen Brauen gerunzelt, blickte er über den Gast hinweg, indem er bestimmten, fast groben Tones erwiderte:

„Sie fahren zum Lido."

Aschenbach entgegnete:

„Allerdings. Aber ich habe die Gondel nur genommen, um mich nach San Marco übersetzen zu lassen. Ich wünsche den Vaporetto zu benutzen."

„Sie können den Vaporetto nicht benutzen, mein Herr."

„Und warum nicht?"

„Weil der Vaporetto kein Gepäck befördert."

Das war richtig; Aschenbach erinnerte sich. Er schwieg. Aber die schroffe, überhebliche, einem Fremden gegenüber so wenig landesübliche Art des Menschen schien unleidlich. Er sagte:

„Das ist meine Sache. Vielleicht will ich mein Gepäck in Verwahrung geben. Sie werden umkehren."

Es blieb still. Das Ruder plätscherte, das Wasser schlug dumpf an den Bug. Und das Reden und Rauschen begann wieder: Der Gondolier sprach zwischen den Zähnen mit sich selbst.

Was war zu tun? Allein auf der Flut mit dem sonderbar unbotmäßigen, unheimlich entschlossenen Menschen, sah der Reisende kein Mittel, seinen Willen durchzusetzen. Wie weich er übrigens ruhen durfte, wenn er sich nicht empörte! Hatte er nicht gewünscht, daß die Fahrt lange, daß sie immer dauern möge? Es war das Klügste, den Dingen ihren Lauf zu lassen, und es war hauptsächlich höchst angenehm. Ein Bann der Trägheit schien auszugehen von seinem Sitz,

von diesem niedrigen, schwarzgepolsterten Armstuhl, so sanft gewiegt von den Ruderschlägen des eigenmächtigen Gondoliers in seinem Rücken. Die Vorstellung, einem Verbrecher in die Hände gefallen zu sein, streifte träumerisch Aschenbachs Sinne, — unvermögend seine Gedanken zu tätiger Abwehr aufzurufen. Verdrießlicher schien die Möglichkeit, daß alles auf simple Geldschneiderei angelegt sei. Eine Art von Pflichtgefühl oder Stolz, die Erinnerung gleichsam, daß man dem vorbeugen müsse, vermochte ihn, sich noch einmal aufzuraffen. Er fragte:

„Was fordern Sie für die Fahrt?"

Und über ihn hinsehend, antwortete der Gondolier:

„Sie werden bezahlen."

Es stand fest, was hierauf zurückzugeben war. Aschenbach sagte mechanisch:

„Ich werde nichts bezahlen, durchaus nichts, wenn Sie mich fahren, wohin ich nicht will."

„Sie wollen zum Lido."

„Aber nicht mit Ihnen."

„Ich fahre Sie gut."

Das ist wahr, dachte Aschenbach und spannte sich ab. Das ist wahr, du fährst mich gut. Selbst, wenn du es auf meine Barschaft abgesehen hast und mich hinterrücks mit einem Ruderschlage ins Haus des Aides schickst, wirst du mich gut gefahren haben.

Allein nichts dergleichen geschah. Sogar Gesellschaft stellte sich ein, ein Boot mit musikalischen Wegelagerern, Männern und Weibern, die zur Gitarre, zur Mandoline sangen, aufdringlich Bord an Bord mit der Gondel fuhren und die Stille über den Wassern mit ihrer gewinnsüchtigen

Fremdenpoeſie erfüllten. Aſchenbach warf Geld in den hingehaltenen Hut. Sie ſchwiegen dann und fuhren davon. Und das Flüſtern des Gondoliers ward wieder vernehmbar, der ſtoßweiſe und abgeriſſen mit ſich ſelber ſprach.

So kam man denn an, geſchaukelt vom Kielwaſſer eines zur Stadt fahrenden Dampfers. Zwei Munizipalbeamte, die Hände auf dem Rücken, die Geſichter der Lagune zugewandt, gingen am Ufer auf und ab. Aſchenbach verließ am Stege die Gondel, unterſtützt von jenem Alten, der an jedem Landungsplatze Venedigs mit ſeinem Enterhaken zur Stelle iſt; und da es ihm an kleinerem Gelde fehlte, ging er hinüber in das der Dampferbrücke benachbarte Hotel, um dort zu wechſeln und den Ruderer nach Gutdünken abzulohnen. Er wird in der Halle bedient, er kehrt zurück, er findet ſein Reiſegut auf einem Karren am Quai, und Gondel und Gondolier ſind verſchwunden.

„Er hat ſich fortgemacht," ſagte der Alte mit dem Enterhaken. „Ein ſchlechter Mann, ein Mann ohne Konzeſſion, gnädiger Herr. Er iſt der einzige Gondolier, der keine Konzeſſion beſitzt. Die anderen haben hierher telephoniert. Er ſah, daß er erwartet wurde. Da hat er ſich fortgemacht."

Aſchenbach zuckte die Achſeln.

„Der Herr iſt umſonſt gefahren," ſagte der Alte und hielt den Hut hin. Aſchenbach warf Münze hinein. Er gab Weiſung, ſein Gepäck ins Bäder-Hotel zu bringen und folgte dem Karren durch die Allee, die weißblühende Allee, welche, Tavernen, Baſare, Penſionen zu beiden Seiten, quer über die Inſel zum Strande läuft.

Er betrat das weitläufige Hotel von hinten, von der Gartenterraſſe aus und begab ſich durch die große Halle

in die Vorhalle ins Office. Da er angemeldet war, wurde er mit dienstfertigem Einverständnis empfangen. Ein Manager, ein kleiner, leiser, schmeichelnd höflicher Mann mit schwarzem Schnurrbart und in französisch geschnittenem Gehrock, begleitete ihn im Lift zum zweiten Stockwerk hinauf und wies ihm sein Zimmer an, einen angenehmen, in Kirschholz möblierten Raum, den man mit stark duftenden Blumen geschmückt hatte und dessen hohe Fenster die Aussicht aufs offene Meer gewährten. Er trat an eins davon, nachdem der Angestellte sich zurückgezogen, und während man hinter ihm sein Gepäck hereinschaffte und im Zimmer unterbrachte, blickte er hinaus auf den nachmittäglich menschenarmen Strand und die unbesonnte See, die Flutzeit hatte und niedrige, gestreckte Wellen in ruhigem Gleichtakt gegen das Ufer sandte.

Die Beobachtungen und Begegnisse des Einsam-Stummen sind zugleich verschwommener und eindringlicher, als die des Geselligen, seine Gedanken schwerer, wunderlicher und nie ohne einen Anflug von Traurigkeit. Bilder und Wahrnehmungen, die mit einem Blick, einem Lachen, einem Urteilsaustausch leichthin abzutun wären, beschäftigen ihn über Gebühr, vertiefen sich im Schweigen, werden bedeutsam, Erlebnis, Abenteuer, Gefühl. Einsamkeit zeitigt das Originale, das gewagt und befremdend Schöne, das Gedicht. Einsamkeit zeitigt aber auch das Verkehrte, das Unverhältnismäßige, das Absurde und Unerlaubte. — So beunruhigten die Erscheinungen der Herreise, der gräßliche alte Stutzer mit seinem Gefasel vom Liebchen, der verpönte, um seinen Lohn geprellte Gondolier, noch jetzt das Gemüt des Reisenden. Ohne der Vernunft Schwierigkeiten zu

bieten, ohne eigentlich Stoff zum Nachdenken zu geben, waren sie dennoch grundsonderbar von Natur, wie es ihm schien, und beunruhigend wohl eben durch diesen Widerspruch. Dazwischen grüßte er das Meer mit den Augen und empfand Freude, Venedig in so leicht erreichbarer Nähe zu wissen. Er wandte sich endlich, badete sein Gesicht, traf gegen das Zimmermädchen einige Anordnungen zur Vervollständigung seiner Bequemlichkeit und ließ sich von dem grüngekleideten Schweizer, der den Lift bediente, ins Erdgeschoß hinunterfahren.

Er nahm seinen Tee auf der Terrasse der Seeseite, stieg dann hinab und verfolgte den Promenadenquai eine gute Strecke in der Richtung auf das Hotel Excelsior. Als er zurückkehrte, schien es schon an der Zeit, sich zur Abendmahlzeit umzukleiden. Er tat es langsam und genau, nach seiner Art, da er bei der Toilette zu arbeiten gewöhnt war, und fand sich trotzdem ein wenig verfrüht in der Halle ein, wo er einen großen Teil der Hotelgäste, fremd untereinander und in gespielter gegenseitiger Teilnahmslosigkeit, aber in der gemeinsamen Erwartung des Essens, versammelt fand. Er nahm eine Zeitung vom Tische, ließ sich in einen Ledersessel nieder und betrachtete die Gesellschaft, die sich von derjenigen seines ersten Aufenthaltes in einer ihm angenehmen Weise unterschied.

Ein weiter, duldsam vieles umfassender Horizont tat sich auf. Gedämpft vermischten sich die Laute der großen Sprachen. Der weltgültige Abendanzug, eine Uniform der Gesittung, faßte äußerlich die Spielarten des Menschlichen zu anständiger Einheit zusammen. Man sah die trockene und lange Miene des Amerikaners, die vielgliedrige russische

Familie, englische Damen, deutsche Kinder mit französischen Bonnen. Der slawische Bestandteil schien vorzuherrschen. Gleich in der Nähe ward polnisch gesprochen.

Es war eine Gruppe halb und kaum Erwachsener, unter der Obhut einer Erzieherin oder Gesellschafterin um ein Rohrtischchen versammelt: Drei junge Mädchen, fünfzehn- bis siebzehnjährig, wie es schien, und ein langhaariger Knabe von vielleicht vierzehn Jahren. Mit Erstaunen bemerkte Aschenbach, daß der Knabe vollkommen schön war. Sein Antlitz, bleich und anmutig verschlossen, von honigfarbenem Haar umringelt, mit der gerade abfallenden Nase, dem lieblichen Munde, den Ausdruck von holdem und göttlichem Ernst, erinnerte an griechische Bildwerke aus edelster Zeit, und bei reinster Vollendung der Form war es von so einmalig persönlichem Reiz, daß der Schauende weder in Natur noch bildender Kunst etwas ähnlich Geglücktes angetroffen zu haben glaubte. Was ferner auffiel, war ein offenbar grundsätzlicher Kontrast zwischen den erzieherischen Gesichtspunkten, nach denen die Geschwister gekleidet und allgemein gehalten schienen. Die Herrichtung der drei Mädchen, von denen die Älteste für erwachsen gelten konnte, war bis zum Entstellenden herb und keusch. Eine gleichmäßig klösterliche Tracht, schieferfarben, halblang, nüchtern und gewollt unkleidsam von Schnitt, mit weißen Fallkrägen als einziger Aufhellung, unterdrückte und verhinderte jede Gefälligkeit der Gestalt. Das glatt und fest an den Kopf geklebte Haar ließ die Gesichter nonnenhaft leer und nichtssagend erscheinen. Gewiß, es war eine Mutter, die hier waltete, und sie dachte nicht einmal daran, auch auf den Knaben die pädagogische Strenge anzuwenden, die ihr den

Mädchen gegenüber geboten schien. Weichheit und Zärtlichkeit bestimmten ersichtlich seine Existenz. Man hatte sich gehütet, die Schere an sein schönes Haar zu legen; wie beim Dornauszieher lockte es sich in die Stirn, über die Ohren und tiefer noch in den Nacken. Das englische Matrosenkostüm, dessen bauschige Ärmel sich nach unten verengerten und die feinen Gelenke seiner noch kindlichen, aber schmalen Hände knapp umspannten, verlieh mit seinen Schnüren, Maschen und Stickereien der zarten Gestalt etwas Reiches und Verwöhntes. Er saß, im Halbprofil gegen den Betrachtenden, einen Fuß im schwarzen Lackschuh vor den andern gestellt, einen Ellenbogen auf die Armlehne seines Korbsessels gestützt, die Wange an die geschlossene Hand geschmiegt, in einer Haltung von lässigem Anstand und ganz ohne die fast untergeordnete Steifheit, an die seine weiblichen Geschwister gewöhnt schienen. War er leidend? Denn die Haut seines Gesichtes stach weiß wie Elfenbein gegen das goldige Dunkel der umrahmenden Locken ab. Oder war er einfach ein verzärteltes Vorzugskind, von parteilicher und launischer Liebe getragen? Aschenbach war geneigt, dies zu glauben. Fast jedem Künstlernaturell ist ein üppiger und verräterischer Hang eingeboren, Schönheit schaffende Ungerechtigkeit anzuerkennen und aristokratischer Bevorzugung Teilnahme und Huldigung entgegenzubringen.

Ein Kellner ging umher und meldete auf englisch, daß die Mahlzeit bereit sei. Allmählich verlor sich die Gesellschaft durch die Glastür in den Speisesaal. Nachzügler, vom Vestibül, von den Lifts kommend, gingen vorüber. Man hatte drinnen zu servieren begonnen, aber die jungen Polen verharrten noch um ihr Rohrtischchen, und Aschenbach,

in tiefem Sessel behaglich aufgehoben und übrigens das Schöne vor Augen, wartete mit ihnen.

Die Gouvernante, eine kleine und korpulente Halbdame mit rotem Gesicht, gab endlich das Zeichen, sich zu erheben. Mit hochgezogenen Brauen schob sie ihren Stuhl zurück und verneigte sich, als eine große Frau, grauweiß gekleidet und sehr reich mit Perlen geschmückt, die Halle betrat. Die Haltung dieser Frau war kühl und gemessen, die Anordnung ihres leicht gepuderten Haares sowohl wie die Machart ihres Kleides von jener Einfachheit, die überall da den Geschmack bestimmt, wo Frömmigkeit als Bestandteil der Vornehmheit gilt. Sie hätte die Frau eines hohen deutschen Beamten sein können. Etwas phantastisch Luxuriöses kam in ihre Erscheinung einzig durch ihren Schmuck, der in der Tat kaum schätzbar war und aus Ohrgehängen, sowie einer dreifachen, sehr langen Kette kirschengroßer, mild schimmernder Perlen bestand.

Die Geschwister waren rasch aufgestanden. Sie beugten sich zum Kuß über die Hand ihrer Mutter, die mit einem zurückhaltenden Lächeln ihres gepflegten, doch etwas müden und spitznäsigen Gesichtes über ihre Köpfe hinwegblickte und einige Worte in französischer Sprache an die Erzieherin richtete. Dann schritt sie zur Glastür. Die Geschwister folgten ihr: die Mädchen in der Reihenfolge ihres Alters, nach ihnen die Gouvernante, zuletzt der Knabe. Aus irgendeinem Grunde wandte er sich um, bevor er die Schwelle überschritt, und da niemand sonst mehr in der Halle sich aufhielt, begegneten seine eigentümlich dämmergrauen Augen denen Aschenbachs, der, seine Zeitung auf den Knien, in Anschauung versunken, der Gruppe nachblickte.

Was er gesehen, war gewiß in keiner Einzelheit auffallend gewesen. Man war nicht vor der Mutter zu Tische gegangen, man hatte sie erwartet, sie ehrerbietig begrüßt und beim Eintritt in den Saal gebräuchliche Formen beobachtet. Allein das alles hatte sich so ausdrücklich, mit einem solchen Akzent von Zucht, Verpflichtung und Selbstachtung dargestellt, daß Aschenbach sich sonderbar ergriffen fühlte. Er zögerte noch einige Augenblicke, ging dann auch seinerseits in den Speisesaal hinüber und ließ sich sein Tischchen anweisen, das, wie er mit einer kurzen Regung des Bedauerns feststellte, sehr weit von der polnischen Familie entfernt war.

Müde und dennoch geistig bewegt, unterhielt er sich während der langwierigen Mahlzeit mit abstrakten, ja transzendenten Dingen, sann nach über die geheimnisvolle Verbindung, welche das Gesetzmäßige mit dem Individuellen eingehen müsse, damit menschliche Schönheit entstehe, kam von da aus auf allgemeine Probleme der Form und der Kunst und fand am Ende, daß seine Gedanken und Funde gewissen scheinbar glücklichen Einflüsterungen des Traumes glichen, die sich bei ernüchtertem Sinn als vollständig schal und untauglich erweisen. Er hielt sich nach Tische rauchend, sitzend, umherwandelnd, in dem abendlich duftenden Parke auf, ging zeitig zur Ruhe und verbrachte die Nacht in anhaltend tiefem, aber von Traumbildern verschiedentlich belebtem Schlaf.

Das Wetter ließ sich am folgenden Tage nicht günstiger an. Landwind ging. Unter fahl bedecktem Himmel lag das Meer in stumpfer Ruhe, verschrumpft gleichsam, mit nüchtern nahem Horizont und so weit vom Strande zurückgetreten, daß es mehrere Reihen langer Sandbänke freiließ.

Als Aschenbach sein Fenster öffnete, glaubte er den fauligen Geruch der Lagune zu spüren.

Verstimmung befiel ihn. Schon in diesem Augenblick dachte er an Abreise. Einmal, vor Jahren, hatte nach heiteren Frühlingswochen hier dies Wetter ihn heimgesucht und sein Befinden so schwer geschädigt, daß er Venedig wie ein Fliehender hatte verlassen müssen. Stellte nicht schon wieder die fiebrige Unlust von damals, der Druck in den Schläfen, die Schwere der Augenlider sich ein? Noch einmal den Aufenthalt zu wechseln, würde lästig sein; wenn aber der Wind nicht umschlug, so war seines Bleibens hier nicht. Er packte zur Sicherheit nicht völlig aus. Um neun Uhr frühstückte er in dem hierfür vorbehaltenen Buffetzimmer zwischen Halle und Speisesaal.

In dem Raum herrschte die feierliche Stille, die zum Ehrgeiz der großen Hotels gehört. Die bedienenden Kellner gingen auf leisen Sohlen umher. Ein Klappern des Teegerätes, ein halbgeflüstertes Wort war alles, was man vernahm. In einem Winkel, schräg gegenüber der Tür und zwei Tische von seinem entfernt, bemerkte Aschenbach die polnischen Mädchen mit ihrer Erzieherin. Sehr aufrecht, das aschblonde Haar neu geglättet und mit geröteten Augen, in steifen blauleinenen Kleidern mit kleinen weißen Fallkrägen und Manschetten saßen sie da und reichten einander ein Glas mit Eingemachtem. Sie waren mit ihrem Frühstück fast fertig. Der Knabe fehlte.

Aschenbach lächelte. Nun, kleiner Phäake! dachte er. Du scheinst vor diesen das Vorrecht beliebigen Ausschlafens zu genießen. Und plötzlich aufgeheitert, rezitierte er bei sich selbst den Vers:

„Oft veränderten Schmuck und warme Bäder und Ruhe."

Er frühstückte ohne Eile, empfing aus der Hand des Portiers, der mit gezogener Tressenmütze in den Saal kam, einige nachgesandte Post und öffnete, eine Zigarette rauchend, ein paar Briefe. So geschah es, daß er dem Eintritt des Langschläfers noch beiwohnte, den man dort drüben erwartete.

Er kam durch die Glastür und ging in der Stille schräg durch den Raum zum Tisch seiner Schwestern. Sein Gehen war sowohl in der Haltung des Oberkörpers wie in der Bewegung der Knie, dem Aufsetzen des weiß beschuhten Fußes von außerordentlicher Anmut, sehr leicht, zugleich zart und stolz und verschönt noch durch die kindliche Verschämtheit, in welcher er zweimal unterwegs, mit einer Kopfwendung in den Saal, die Augen aufschlug und senkte. Lächelnd, mit einem halblauten Wort in seiner weich verschwommenen Sprache nahm er seinen Platz ein, und jetzt zumal, da er dem Schauenden sein genaues Profil zuwandte, erstaunte dieser aufs neue, ja erschrak über die wahrhaft gottähnliche Schönheit des Menschenkindes. Der Knabe trug heute einen leichten Blusenanzug aus blau und weiß gestreiftem Waschstoff mit rotseidener Masche auf der Brust und am Halse von einem einfachen weißen Stehkragen abgeschlossen. Auf diesem Kragen aber, der nicht einmal sonderlich elegant zum Charakter des Anzugs passen wollte, ruhte die Blüte des Hauptes in unvergleichlichem Liebreiz, — das Haupt des Eros, vom gelblichen Schmelze parischen Marmors, mit feinen und ernsten Brauen, Schläfen und Ohr vom rechtwinklig einspringenden Geringel des Haares dunkel und weich bedeckt.

Gut, gut! dachte Aschenbach mit jener fachmännisch kühlen Billigung, in welche Künstler zuweilen einem Meisterwerk

gegenüber ihr Entzücken, ihre Hingerissenheit kleiden. Und weiter dachte er: Wahrhaftig, erwarteten mich nicht Meer und Strand, ich bliebe hier, solange du bleibst! So aber ging er denn, ging unter den Aufmerksamkeiten des Personals durch die Halle, die große Terrasse hinab und geradeaus über den Bretterstieg zum abgesperrten Strand der Hotelgäste. Er ließ sich von dem barfüßigen Alten, der sich in Leinwandhose, Matrosenbluse und Strohhut dort unten als Bademeister tätig zeigte, die gemietete Strandhütte zuweisen, ließ Tisch und Sessel hinaus auf die sandig bretterne Plattform stellen und machte es sich bequem in dem Liegestuhl, den er weiter zum Meere hin in den wachsgelben Sand gezogen hatte.

Das Strandbild, dieser Anblick sorglos sinnlich genießender Kultur am Rande des Elementes, unterhielt und erfreute ihn wie nur je. Schon war die graue und flache See belebt von watenden Kindern, Schwimmern, bunten Gestalten, welche, die Arme unter dem Kopf verschränkt, auf den Sandbänken lagen. Andere ruderten in kleinen rot und blau gestrichenen Booten ohne Kiel und kenterten lachend. Vor der gedehnten Zeile der Capannen, auf deren Plattformen man wie auf kleinen Veranden saß, gab es spielende Bewegung und träg hingestreckte Ruhe, Besuche und Geplauder, sorgfältige Morgeneleganz neben der Nacktheit, die keck-behaglich die Freiheiten des Ortes genoß. Vorn auf dem feuchten und festen Sande lustwandelten einzelne in weißen Bademänteln, in weiten, starkfarbigen Hemdgewändern. Eine vielfältige Sandburg zur Rechten, von Kindern hergestellt, war rings mit kleinen Flaggen in den Farben aller Länder besteckt. Verkäufer von Muscheln, Kuchen und Früchten

breiteten kniend ihre Waren aus. Links, vor einer der Hütten, die quer zu den übrigen und zum Meere standen und auf dieser Seite einen Abschluß des Strandes bildeten, kampierte eine russische Familie: Männer mit Bärten und großen Zähnen, mürbe und träge Frauen, ein baltisches Fräulein, das an einer Staffelei sitzend unter Ausrufen der Verzweiflung das Meer malte, zwei gutmütig-häßliche Kinder, eine alte Magd im Kopftuch und mit zärtlich unterwürfigen Sklavenmanieren. Dankbar genießend lebten sie dort, riefen unermüdlich die Namen der unfolgsam sich tummelnden Kinder, scherzten vermittelst weniger italienischer Worte lange mit dem humoristischen Alten, von dem sie Zuckerwerk kauften, küßten einander auf die Wangen und kümmerten sich um keinen Beobachter ihrer menschlichen Gemeinschaft.

Ich will also bleiben, dachte Aschenbach. Wo wäre es besser? Und die Hände im Schoß gefaltet, ließ er seine Augen sich in den Weiten des Meeres verlieren, seinen Blick entgleiten, verschwimmen, sich brechen im eintönigen Dunst der Raumeswüste. Er liebte das Meer aus tiefen Gründen: aus dem Ruheverlangen des schwer arbeitenden Künstlers, der vor der anspruchsvollen Vielgestalt der Erscheinungen an der Brust des Einfachen, Ungeheueren sich zu bergen begehrt; aus einem verbotenen, seiner Aufgabe gerade entgegengesetzten und ebendarum verführerischen Hange zum Ungegliederten, Maßlosen, Ewigen, zum Nichts. Am Vollkommenen zu ruhen, ist die Sehnsucht dessen, der sich um das Vortreffliche müht; und ist nicht das Nichts eine Form des Vollkommenen? Wie er nun aber so tief ins Leere träumte, ward plötzlich die Horizontale des Ufersaumes von

einer menschlichen Gestalt überschnitten, und als er seinen Blick aus dem Unbegrenzten einholte und sammelte, da war es der schöne Knabe, der, von links kommend, vor ihm im Sande vorüberging. Er ging barfuß, zum Waten bereit, die schlanken Beine bis über die Knie entblößt, langsam, aber so leicht und stolz, als sei er ohne Schuhwerk sich zu bewegen ganz gewöhnt, und schaute sich nach den querstehenden Hütten um. Kaum aber hatte er die russische Familie bemerkt, die dort in dankbarer Eintracht ihr Wesen trieb, als ein Unwetter zorniger Verachtung sein Gesicht überzog. Seine Stirn verfinsterte sich, sein Mund ward emporgehoben, von den Lippen nach einer Seite ging ein erbittertes Zerren, das die Wange zerriß, und seine Brauen waren so schwer gerunzelt, daß unter ihrem Druck die Augen eingesunken schienen und böse und dunkel darunter hervor die Sprache des Hasses führten. Er blickte zu Boden, blickte noch einmal drohend zurück, tat dann mit der Schulter eine heftig wegwerfende, sich abwendende Bewegung und ließ die Feinde im Rücken.

Eine Art Zartgefühl oder Erschrockenheit, etwas wie Achtung und Scham, veranlaßte Aschenbach, sich abzuwenden, als ob er nichts gesehen hätte; denn dem ernsten Zufallsbeobachter der Leidenschaft widerstrebt es, von seinen Wahrnehmungen auch nur vor sich selber Gebrauch zu machen. Er war aber erheitert und erschüttert zugleich, das heißt: beglückt. Dieser kindische Fanatismus, gerichtet gegen das gutmütigste Stück Leben, — er stellte das Göttlich-Nichtssagende in menschliche Beziehungen, er ließ ein kostbares Bildwerk der Natur, das nur zur Augenweide getaugt hatte, einer tieferen Teilnahme wert erscheinen; und er verlieh der

ohnehin durch Schönheit bedeutenden Gestalt des Halbwüchsigen eine Folie, die gestattete, ihn über seine Jahre ernst zu nehmen.

Noch abgewandt, lauschte Aschenbach auf die Stimme des Knaben, seine helle, ein wenig schwache Stimme, mit der er sich von weitem schon den um die Sandburg beschäftigten Gespielen grüßend anzukündigen suchte. Man antwortete ihm, indem man ihm seinen Namen oder eine Koseform seines Namens mehrfach entgegenrief, und Aschenbach horchte mit einer gewissen Neugier darauf, ohne Genaueres erfassen zu können, als zwei melodische Silben wie „Adgio" oder öfter noch „Adgiu", mit rufend gedehntem u-Laut am Ende. Er freute sich des Klanges, er fand ihn in seinem Wohllaut dem Gegenstande angemessen, wiederholte ihn im stillen und wandte sich befriedigt seinen Briefen und Papieren zu.

Seine kleine Reiseschreibmappe auf den Knien, begann er, mit dem Füllfederhalter diese und jene Korrespondenz zu erledigen. Aber nach einer Viertelstunde schon fand er es schade, die Situation, die genießenswerteste, die er kannte, so im Geist zu verlassen und durch gleichgültige Tätigkeit zu versäumen. Er warf das Schreibzeug beiseite, er kehrte zum Meere zurück; und nicht lange, so wandte er, abgelenkt von den Stimmen der Jugend am Sandbau, den Kopf bequem an der Lehne des Stuhles nach rechts, um sich nach dem Treiben und Bleiben des trefflichen Adgio wieder umzutun.

Der erste Blick fand ihn; die rote Masche auf seiner Brust war nicht zu verfehlen. Mit anderen beschäftigt, eine alte Planke als Brücke über den feuchten Graben der Sandburg

zu legen, gab er rufend und mit dem Kopfe winkend seine Anweisungen zu diesem Werk. Es waren da mit ihm ungefähr zehn Genossen, Knaben und Mädchen, von seinem Alter und einige jünger, die in Zungen, polnisch, französisch und auch in Balkan-Idiomen durcheinander schwatzten. Aber sein Name war es, der am öftesten erklang. Offenbar war er begehrt, umworben, bewundert. Einer namentlich, Pole gleich ihm, ein stämmiger Bursche, der ähnlich wie „Jaschu" gerufen wurde, mit schwarzem, pomadisiertem Haar und leinenem Gürtelanzug, schien sein nächster Vasall und Freund. Sie gingen, als für diesmal die Arbeit am Sandbau beendigt war, umschlungen den Strand entlang und der, welcher „Jaschu" gerufen wurde, küßte den Schönen.

Aschenbach war versucht, ihm mit dem Finger zu drohen. „Dir aber rate ich, Kritobulos," dachte er lächelnd, „geh' ein Jahr auf Reisen! Denn soviel brauchst du mindestens Zeit zur Genesung." Und dann frühstückte er große, vollreife Erdbeeren, die er von einem Händler erstand. Es war sehr warm geworden, obgleich die Sonne die Dunstschicht des Himmels nicht zu durchdringen vermochte. Trägheit fesselte den Geist, indes die Sinne die ungeheure und betäubende Unterhaltung der Meeresstille genossen. Zu erraten, zu erforschen, welcher Name es sei, der ungefähr „Adgio" lautete, schien dem ernsten Mann eine angemessene, vollkommen ausfüllende Aufgabe und Beschäftigung. Und mit Hilfe einiger polnischer Erinnerungen stellte er fest, daß „Tadzio" gemeint sein müsse, die Abkürzung von „Tadeuß" und im Anrufe „Tadziu" lautend.

Tadzio badete. Aschenbach, der ihn aus den Augen verloren hatte, entdeckte seinen Kopf, seinen Arm, mit dem er

rudernd ausholte, weit draußen im Meer; denn das Meer mochte flach sein bis weit hinaus. Aber schon schien man besorgt um ihn, schon riefen Frauenstimmen nach ihm von den Hütten, stießen wiederum diesen Namen aus, der den Strand beinahe wie eine Losung beherrschte und, mit seinen weichen Mitlauten, seinem gezogenen u-Ruf am Ende, etwas zugleich Süßes und Wildes hatte: „Tadziu! Tadziu!“ Er kehrte zurück, er lief, das widerstrebende Wasser mit den Beinen zu Schaum schlagend, hintübergeworfenen Kopfes durch die Flut; und zu sehen, wie die lebendige Gestalt, vormännlich hold und herb, mit triefenden Locken und schön wie ein zarter Gott, herkommend aus den Tiefen von Himmel und Meer, dem Elemente entstieg und entrann: dieser Anblick gab mythische Vorstellungen ein, er war wie Dichterkunde von anfänglichen Zeiten, vom Ursprung der Form und von der Geburt der Götter. Aschenbach lauschte mit geschlossenen Augen auf diesen in seinem Innern antönenden Gesang, und abermals dachte er, daß es hier gut sei und daß er bleiben wolle.

Später lag Tadzio, vom Bade ausruhend, im Sande, gehüllt in sein weißes Laken, das unter der rechten Schulter durchgezogen war, den Kopf auf den bloßen Arm gebettet; und auch wenn Aschenbach ihn nicht betrachtete, sondern einige Seiten in seinem Buche las, vergaß er fast niemals, daß jener dort lag und daß es ihn nur eine leichte Wendung des Kopfes nach rechts kostete, um das Bewunderungswürdige zu erblicken. Beinahe schien es ihm, als säße er hier, um den Ruhenden zu behüten, — mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt und dabei doch in beständiger Wachsamkeit für das edle Menschenbild dort zur Rechten, nicht

weit von ihm. Und eine väterliche Huld, die gerührte Hinneigung dessen, der sich opfernd im Geiste das Schöne zeugt, zu dem, der die Schönheit hat, erfüllte und bewegte sein Herz.

Nach Mittag verließ er den Strand, kehrte ins Hotel zurück und ließ sich hinauf vor sein Zimmer fahren. Er verweilte dort drinnen längere Zeit vor dem Spiegel und betrachtete sein graues Haar, sein müdes und scharfes Gesicht. In diesem Augenblick dachte er an seinen Ruhm und daran, daß viele ihn auf den Straßen kannten und ehrerbietig betrachteten, um seines sicher treffenden und mit Anmut gekrönten Wortes willen, — rief alle äußeren Erfolge seines Talentes auf, die ihm irgend einfallen wollten, und gedachte sogar seiner Nobilitierung. Er begab sich dann zum Lunch hinab in den Saal und speiste an seinem Tischchen. Als er nach beendeter Mahlzeit den Lift bestieg, drängte junges Volk, das gleichfalls vom Frühstück kam, ihm nach in das schwebende Kämmerchen, und auch Tadzio trat ein. Er stand ganz nahe bei Aschenbach, zum ersten Male so nah, daß dieser ihn nicht in bildmäßigem Abstand, sondern genau, mit den Einzelheiten seiner Menschlichkeit wahrnahm und erkannte. Der Knabe ward angeredet von irgend jemandem, und während er mit unbeschreiblich lieblichem Lächeln antwortete, trat er schon wieder aus, im ersten Stockwerk, rückwärts, mit niedergeschlagenen Augen. Schönheit macht schamhaft, dachte Aschenbach und bedachte sehr eindringlich, warum. Er hatte jedoch bemerkt, daß Tadzios Zähne nicht recht erfreulich waren: etwas zackig und blaß, ohne den Schmelz der Gesundheit und von eigentümlich spröder Durchsichtigkeit, wie zuweilen bei Bleichsüchtigen. Er ist sehr zart,

er ist kränklich, dachte Aschenbach. Er wird wahrscheinlich nicht alt werden. Und er verzichtete darauf, sich Rechenschaft von einem Gefühl der Genugtuung oder Beruhigung zu geben, das diesen Gedanken begleitete.

Er verbrachte zwei Stunden auf seinem Zimmer und fuhr am Nachmittag mit dem Vaporetto über die faul riechende Lagune nach Venedig. Er stieg aus bei San Marco, nahm den Tee auf dem Platze und trat dann, seiner hiesigen Tagesordnung gemäß, einen Spaziergang durch die Straßen an. Es war jedoch dieser Gang, der einen völligen Umschwung seiner Stimmung, seiner Entschlüsse herbeiführte.

Eine widerliche Schwüle lag in den Gassen; die Luft war so dick, daß die Gerüche, die aus Wohnungen, Läden, Garküchen quollen, Öldunst, Wolken von Parfüm und viele andere in Schwaden standen, ohne sich zu zerstreuen. Zigarettenrauch hing an seinem Orte und entwich nur langsam. Das Menschengeschiebe in der Enge belästigte den Spaziergänger, statt ihn zu unterhalten. Je länger er ging, desto quälender bemächtigte sich seiner der abscheuliche Zustand, den die Seeluft zusammen mit dem Scirocco hervorbringen kann, und der zugleich Erregung und Erschlaffung ist. Peinlicher Schweiß brach ihm aus. Die Augen versagten den Dienst, die Brust war beklommen, er fieberte, das Blut pochte im Kopf. Er floh aus den drangvollen Geschäftsgassen über Brücken in die Gänge der Armen. Dort behelligten ihn Bettler, und die üblen Ausdünstungen der Kanäle verleideten das Atmen. Auf stillem Platz, einer jener vergessen und verwunschen anmutenden Ortlichkeiten, die sich im Innern Venedigs finden, am Rande eines Brunnens rastend, trocknete er die Stirn und sah ein, daß er reisen müsse.

Zum zweitenmal und nun endgültig war es erwiesen, daß diese Stadt bei dieser Witterung ihm höchst schädlich war. Eigensinniges Ausharren erschien vernunftwidrig, die Aussicht auf ein Umschlagen des Windes ganz ungewiß. Es galt rasche Entscheidung. Schon jetzt nach Hause zurückzukehren, verbot sich. Weder Sommer- noch Winterquartier war bereit, ihn aufzunehmen. Aber nicht nur hier gab es Meer und Strand, und anderwärts fanden sie sich ohne die böse Zutat der Lagune und ihres Fieberdunstes. Er erinnerte sich eines kleinen Seebades nicht weit von Triest, das man ihm rühmlich genannt hatte. Warum nicht dorthin? Und zwar ohne Verzug, damit der abermalige Aufenthaltswechsel sich noch lohne. Er erklärte sich für entschlossen und stand auf. Am nächsten Gondel-Halteplatz nahm er ein Fahrzeug und ließ sich durch das trübe Labyrinth der Kanäle unter zierlichen Marmorbalkonen hin, die von Löwenbildern flankiert waren, um glitschige Mauerecken, vorbei an trauernden Palastfässaden, die große Firmenschilder im Abfall schaukelnden Wassers spiegelten, nach San Marco leiten. Er hatte Mühe, dorthin zu gelangen, denn der Gondolier, der mit Spitzenfabriken und Glasbläsereien im Bunde stand, versuchte überall, ihn zu Besichtigung und Einkauf abzusetzen, und wenn die bizarre Fahrt durch Venedig ihren Zauber zu üben begann, so tat der beutelschneiderische Geschäftsgeist der gesunkenen Königin das Seine, den Sinn wieder verdrießlich zu ernüchtern.

Ins Hotel zurückgekehrt, gab er noch vor dem Diner im Bureau die Erklärung ab, daß unvorhergesehene Umstände ihn nötigten, morgen früh abzureisen. Man bedauerte, man quittierte seine Rechnung. Er speiste und verbrachte den

lauen Abend Journale lesend in einem Schaukelstuhl auf der rückwärtigen Terrasse. Bevor er zur Ruhe ging, machte er sein Gepäck vollkommen zur Abreise fertig.

Er schlief nicht zum besten, da der bevorstehende Wiederaufbruch ihn beunruhigte. Als er am Morgen die Fenster öffnete, war der Himmel bezogen nach wie vor, aber die Luft schien frischer, und — es begann auch schon seine Reue. War diese Kündigung nicht überstürzt und irrtümlich, die Handlung eines kranken und unmaßgeblichen Zustandes gewesen? Hätte er sie ein wenig zurückbehalten, hätte er es, ohne so rasch zu verzagen, auf den Versuch einer Anpassung an die venezianische Luft oder auf Besserung des Wetters ankommen lassen, so stand ihm jetzt, statt Hast und Last, ein Vormittag am Strande gleich dem gestrigen bevor. Zu spät. Nun mußte er fortfahren, zu wollen, was er gestern gewollt hatte. Er kleidete sich an und fuhr um acht Uhr zum Frühstück ins Erdgeschoß hinab.

Der Büffetraum war, als er eintrat, noch leer von Gästen. Einzelne kamen, während er saß und das Bestellte erwartete. Die Teetasse am Munde, sah er die polnischen Mädchen nebst ihrer Begleiterin sich einfinden: streng und morgenfrisch, mit geröteten Augen, schritten sie zu ihrem Tisch in der Fensterecke. Gleich darauf näherte sich ihm der Portier mit gezogener Mütze und mahnte zum Aufbruch. Das Automobil stehe bereit, ihn und andere Reisende nach dem Hotel Excelsior zu bringen, von wo das Motorboot die Herrschaften durch den Privatkanal der Gesellschaft zum Bahnhof befördern werde. Die Zeit dränge. — Aschenbach fand, daß sie das keineswegs tue. Mehr als eine Stunde blieb bis zur Abfahrt seines Zuges. Er ärgerte sich an der Gasthofssitte,

den Abreisenden vorzeitig aus dem Hause zu schaffen und bedeutete den Portier, daß er in Ruhe zu frühstücken wünsche. Der Mann zog sich zögernd zurück, um nach fünf Minuten wieder aufzutreten. Unmöglich, daß der Wagen länger warte. Dann möge er fahren und seinen Koffer mitnehmen, entgegnete Aschenbach gereizt. Er selbst wolle zur gegebenen Zeit das öffentliche Dampfboot benutzen und bitte, die Sorge um sein Fortkommen ihm selbst zu überlassen. Der Angestellte verbeugte sich. Aschenbach, froh, die lästigen Mahnungen abgewehrt zu haben, beendete seinen Imbiß ohne Eile, ja, ließ sich sogar noch vom Kellner eine Zeitung reichen. Die Zeit war recht knapp geworden, als er sich endlich erhob. Es fügte sich, daß im selben Augenblick Tadzio durch die Glastür hereinkam.

Er kreuzte, zum Tische der Seinen gehend, den Weg des Aufbrechenden, schlug vor dem grauhaarigen, hochgestirnten Mann bescheiden die Augen nieder, um sie nach seiner lieblichen Art sogleich wieder weich und voll zu ihm aufzuschlagen und war vorüber. Adieu, Tadzio! dachte Aschenbach. Ich sah dich kurz. Und indem er gegen seine Gewohnheit das Gedachte wirklich mit den Lippen ausbildete und vor sich hinsprach, fügte er hinzu: „Sei gesegnet!" — Er hielt dann Abreise, verteilte Trinkgelder, ward von dem kleinen, leisen Manager im französischen Gehrock verabschiedet und verließ das Hotel zu Fuß, wie er gekommen, um sich, gefolgt von dem Handgepäck tragenden Hausdiener, durch die weiß blühende Allee quer über die Insel zur Dampferbrücke zu begeben. Er erreicht sie, er nimmt Platz, — und was folgte, war eine Leidensfahrt, kummervoll, durch alle Tiefen der Reue.

Es war die vertraute Fahrt über die Lagune, an San Marco vorbei, den großen Kanal hinauf. Aſchenbach ſaß auf der Rundbank am Buge, den Arm aufs Geländer geſtützt, mit der Hand die Augen beſchattend. Die öffentlichen Gärten blieben zurück, die Piazzetta eröffnete ſich noch einmal in fürſtlicher Anmut und ward verlaſſen, es kam die große Flucht der Paläſte, und als die Waſſerſtraße ſich wendete, erſchien des Rialto prächtig geſpannter Marmorbogen. Der Reiſende ſchaute, und ſeine Bruſt war zerriſſen. Die Atmoſphäre der Stadt, dieſen leis fauligen Geruch von Meer und Sumpf, den zu fliehen es ihn ſo ſehr gedrängt hatte, — er atmete ihn jetzt in tiefen, zärtlich ſchmerzlichen Zügen. War es möglich, daß er nicht gewußt, nicht bedacht hatte, wie ſehr ſein Herz an dem allen hing? Was heute morgen ein halbes Bedauern, ein leiſer Zweifel an der Richtigkeit ſeines Tuns geweſen war, das wurde jetzt zum Harm, zum wirklichen Weh, zu einer Seelennot, ſo bitter, daß ſie ihm mehrmals Tränen in die Augen trieb, und von der er ſich ſagte, daß er ſie unmöglich habe vorherſehen können. Was er als ſo ſchwer erträglich, ja zuweilen als völlig unleidlich empfand, war offenbar der Gedanke, daß er Venedig nie wiederſehen ſolle, daß dies ein Abſchied für immer ſei. Denn da ſich zum zweiten Male gezeigt hatte, daß die Stadt ihn krank mache, da er ſie zum zweiten Male Hals über Kopf zu verlaſſen gezwungen war, ſo hatte er ſie ja fortan als einen ihm unmöglichen und verbotenen Aufenthalt zu betrachten, dem er nicht gewachſen war und den wieder aufzuſuchen ſinnlos geweſen wäre. Ja, er empfand, daß, wenn er jetzt abreiſe, Scham und Trotz ihn hindern müßten, die geliebte Stadt je wieder-

zusehen, vor der er zweimal körperlich versagt hatte; und dieser Streitfall zwischen seelischer Neigung und körperlichem Vermögen schien dem Alternden auf einmal so schwer und wichtig, die physische Niederlage so schmählich, so um jeden Preis hintanzuhalten, daß er die leichtfertige Ergebung nicht begriff, mit welcher er gestern, ohne ernstlichen Kampf, sie zu tragen und anzuerkennen beschlossen hatte.

Unterdessen nähert sich das Dampfboot dem Bahnhof, und Schmerz und Ratlosigkeit steigen bis zur Verwirrung. Die Abreise dünkt dem Gequälten unmöglich, die Umkehr nicht minder. So ganz zerrissen betritt er die Station. Es ist sehr spät, er hat keinen Augenblick zu verlieren, wenn er den Zug erreichen will. Er will es und will es nicht. Aber die Zeit drängt, sie geißelt ihn vorwärts; er eilt, sich sein Billett zu verschaffen und sieht sich im Tumult der Halle nach dem hier stationierten Beamten der Hotelgesellschaft um. Der Mensch zeigt sich und meldet, der große Koffer sei aufgegeben. Schon aufgegeben? Ja, bestens, — nach Como. Nach Como? Und aus hastigem Hin und Her, aus zornigen Fragen und betretenen Antworten kommt zutage, daß der Koffer, schon im Gepäckbeförderungsamt des Hotels Excelsior, zusammen mit anderer, fremder Bagage, in völlig falsche Richtung geleitet wurde.

Aschenbach hatte Mühe, die Miene zu bewahren, die unter diesen Umständen einzig begreiflich war. Eine abenteuerliche Freude, eine unglaubliche Heiterkeit erschütterte von innen fast krampfhaft seine Brust. Der Angestellte stürzte davon, um möglicherweise den Koffer noch anzuhalten und kehrte, wie zu erwarten gewesen, unverrichteter Dinge zurück. Da erklärte denn Aschenbach, daß er ohne sein

Gepäck nicht zu reisen wünsche, sondern umzukehren und das Wiedereintreffen des Stückes im Bäder-Hotel zu erwarten entschlossen sei. Ob das Motorboot der Gesellschaft am Bahnhof liege. Der Mann beteuerte, es liege vor der Tür. Er bestimmte in italienischer Suade den Schalterbeamten, den gelösten Fahrschein zurückzunehmen, er schwor, daß depeschiert werden, daß nichts gespart und versäumt werden solle, um den Koffer in Bälde zurückzugewinnen, und — so fand das Seltsame statt, daß der Reisende, zwanzig Minuten nach seiner Ankunft am Bahnhof, sich wieder im Großen Kanal auf dem Rückweg zum Lido sah.

Wunderlich unglaubhaftes, beschämendes, komisch-traumartiges Abenteuer: Stätten, von denen man eben in tiefster Wehmut Abschied auf immer genommen, vom Schicksal umgewandt und zurückverschlagen, in derselben Stunde noch wiederzusehen! Schaum vor dem Buge, drollig behend zwischen Gondeln und Dampfern lavierend, schoß das kleine eilfertige Fahrzeug seinem Ziele zu, indes sein einziger Passagier unter der Maske ärgerlicher Resignation die ängstlich-übermütige Erregung eines entlaufenen Knaben verbarg. Noch immer, von Zeit zu Zeit, ward seine Brust bewegt von Lachen über dies Mißgeschick, das, wie er sich sagte, ein Sonntagskind nicht gefälliger hätte heimsuchen können. Es waren Erklärungen zu geben, erstaunte Gesichter zu bestehen, — dann war, so sagte er sich, alles wieder gut, dann war ein Unglück verhütet, ein schwerer Irrtum richtig gestellt, und alles, was er im Rücken zu lassen geglaubt hatte, eröffnete sich ihm wieder, war auf beliebige Zeit wieder sein ... Täuschte ihn übrigens die rasche Fahrt oder kam wirklich zum Überfluß der Wind nun dennoch vom Meere her?

Die Wellen schlugen gegen die betonierten Wände des schmalen Kanals, der durch die Insel zum Hotel Exzelsior gelegt ist. Ein automobiler Omnibus erwartete dort den Wiederkehrenden und führte ihn oberhalb des gekräuselten Meeres auf geradem Wege zum Bäder-Hotel. Der kleine, schnurrbärtige Manager in geschweiftem Gehrock kam zur Begrüßung die Freitreppe herab.

Leise schmeichelnd bedauerte er den Zwischenfall, nannte ihn äußerst peinlich für ihn und das Institut, billigte aber mit Überzeugung Aschenbachs Entschluß, das Gepäckstück hier zu erwarten. Freilich sei sein Zimmer vergeben, ein anderes jedoch, nicht schlechter, sogleich zur Verfügung. „Pas de chance, monsieur", sagte der schweizerische Liftführer lächelnd, als man hinaufglitt. Und so wurde der Flüchtling wieder einquartiert, in einem Zimmer, das dem vorigen nach Lage und Einrichtung fast vollkommen glich.

Ermüdet, betäubt von dem Wirbel dieses seltsamen Vormittags, ließ er sich, nachdem er den Inhalt seiner Handtasche im Zimmer verteilt, in einem Lehnstuhl am offenen Fenster nieder. Das Meer hatte eine blaßgrüne Färbung angenommen, die Luft schien dünner und reiner, der Strand mit seinen Hütten und Booten farbiger, obgleich der Himmel noch grau war. Aschenbach blickte hinaus, die Hände im Schoß gefaltet, zufrieden, wieder hier zu sein, kopfschüttelnd unzufrieden über seinen Wankelmut, seine Unkenntnis der eigenen Wünsche. So saß er wohl eine Stunde, ruhend und gedankenlos träumend. Um Mittag erblickte er Tadzio, der in gestreiftem Leinenanzug mit roter Masche, vom Meere her, durch die Strandsperre und die Bretterwege entlang zum Hotel zurückkehrte. Aschenbach erkannte

ihn aus seiner Höhe sofort, bevor er ihn eigentlich ins Auge gefaßt, und wollte etwas denken, wie: Sieh, Tadzio, da bist ja auch du wieder! Aber im gleichen Augenblick fühlte er, wie der lässige Gruß vor der Wahrheit seines Herzens hinsank und verstummte, — fühlte die Begeisterung seines Blutes, die Freude, den Schmerz seiner Seele und erkannte, daß ihm um Tadzios willen der Abschied so schwer geworden war.

Er saß ganz still, ganz ungesehen an seinem hohen Platze und blickte in sich hinein. Seine Züge waren erwacht, seine Brauen stiegen, ein aufmerksames, neugierig geistreiches Lächeln spannte seinen Mund. Dann hob er den Kopf und beschrieb mit beiden schlaff über die Lehne des Sessels hinabhängenden Armen eine langsam drehende und hebende Bewegung, die Handflächen vorwärtskehrend, so, als deute er ein Öffnen und Ausbreiten der Arme an. Es war eine bereitwillig willkommen heißende, gelassen aufnehmende Gebärde.

Nun lenkte Tag für Tag der Gott mit den hitzigen Wangen nackend sein gluthauchendes Viergespann durch die Räume des Himmels, und sein gelbes Gelock flatterte im zugleich ausstürmenden Ostwind. Weißlich seidiger Glanz lag auf den Weiten des träge wallenden Pontos. Der Sand glühte. Unter der silbrig flirrenden Bläue des Äthers waren rostfarbene Segeltücher vor den Strandhütten ausgespannt, und auf dem scharf umgrenzten Schattenfleck, den sie hoten, verbrachte man die Vormittagsstunden. Aber köstlich war auch der Abend, wenn die Pflanzen des Parks balsamisch dufteten, die Gestirne droben ihren Reigen

schritten und das Murmeln des umnachteten Meeres, leise heraufdringend, die Seele besprach. Solch ein Abend trug in sich die freudige Gewähr eines neuen Sonnentages von leicht geordneter Muße und geschmückt mit zahllosen, dicht beieinander liegenden Möglichkeiten lieblichen Zufalls.

Der Gast, den ein so gefügiges Mißgeschick hier festgehalten, war weit entfernt, in der Rückgewinnung seiner Habe einen Grund zu erneutem Aufbruch zu sehen. Er hatte zwei Tage lang einige Entbehrung dulden und zu den Mahlzeiten im großen Speisesaal im Reiseanzug erscheinen müssen. Dann, als man endlich die verirrte Last wieder in seinem Zimmer niedersetzte, packte er gründlich aus und füllte Schrank und Schubfächer mit dem Seinen, entschlossen zu vorläufig unabsehbarem Verweilen, vergnügt, die Stunden des Strandes in seidenem Anzug verbringen und beim Diner sich wieder in schicklicher Abendtracht an seinem Tischchen zeigen zu können.

Der wohlige Gleichtakt dieses Daseins hatte ihn schon in seinen Bann gezogen, die weiche und glänzende Milde dieser Lebensführung ihn rasch berückt. Welch ein Aufenthalt in der Tat, der die Reize eines gepflegten Badelebens an südlichem Strande mit der traulich bereiten Nähe der wunderlich-wundersamen Stadt verbindet! Aschenbach liebte nicht den Genuß. Wann immer und wo es galt, zu feiern, der Ruhe zu pflegen, sich gute Tage zu machen, verlangte ihn bald — und namentlich in jüngeren Jahren war dies so gewesen — mit Unruhe und Widerwillen zurück in die hohe Mühsal, den heilig-nüchternen Dienst seines Alltags. Nur dieser Ort verzauberte ihn, entspannte sein Wollen, machte ihn glücklich. Manchmal vormittags, unter dem Schattentuch

seiner Hütte, hinträumend über die Bläue des Südmeers, oder bei lauer Nacht auch wohl, gelehnt in die Kissen der Gondel, die ihn vom Markusplatz, wo er sich lange verweilt, unter dem groß gestirnten Himmel heimwärts zum Lido führte — und die bunten Lichter, die schmelzenden Klänge der Serenade blieben zurück —, erinnerte er sich seines Landsitzes in den Bergen, der Stätte seines sommerlichen Ringens, wo die Wolken tief durch den Garten zogen, fürchterliche Gewitter am Abend das Licht des Hauses löschten und die Raben, die er fütterte, sich in den Wipfeln der Fichten schwangen. Dann schien es ihm wohl, als sei er entrückt ins elysische Land, an die Grenzen der Erde, wo leichtestes Leben den Menschen beschert ist, wo nicht Schnee ist und Winter, noch Sturm und strömender Regen, sondern immer sanft kühlenden Anhauch Okeanos aufsteigen läßt und in seliger Muße die Tage verrinnen, mühelos, kampflos und ganz nur der Sonne und ihren Festen geweiht.

Viel, fast beständig sah Aschenbach den Knaben Tadzio; ein beschränkter Raum, eine jedem gegebene Lebensordnung brachten es mit sich, daß der Schöne ihm tagüber mit kurzen Unterbrechungen nahe war. Er sah, er traf ihn überall: in den unteren Räumen des Hotels, auf den kühlenden Wasserfahrten zur Stadt und von dort zurück, im Gepränge des Platzes selbst und oft noch zwischenein auf Wegen und Stegen, wenn der Zufall ein Übriges tat. Hauptsächlich aber und mit der glücklichsten Regelmäßigkeit bot ihm der Vormittag am Strande ausgedehnte Gelegenheit, der holden Erscheinung Andacht und Studium zu widmen. Ja, diese Gebundenheit des Glückes, diese täglich gleichmäßig

wieder anbrechende Gunst der Umstände war es so recht, was ihn mit Zufriedenheit und Lebensfreude erfüllte, was ihm den Aufenthalt teuer machte und einen Sonnentag so gefällig hinhaltend sich an den anderen reihen ließ.

Er war früh auf, wie sonst wohl bei pochendem Arbeitsdrange, und vor den Meisten am Strand, wenn die Sonne noch milde war und das Meer weiß blendend in Morgenträumen lag. Er grüßte menschenfreundlich den Wächter der Sperre, grüßte auch vertraulich den barfüßigen Weißbart, der ihm die Stätte bereitet, das braune Schattentuch ausgespannt, die Möbel der Hütte hinaus auf die Plattform gerückt hatte, und ließ sich nieder. Drei Stunden oder vier waren dann sein, in denen die Sonne zur Höhe stieg und furchtbare Macht gewann, in denen das Meer tiefer und tiefer blaute und in denen er Tadzio sehen durfte.

Er sah ihn kommen, von links, am Rande des Meeres daher, sah ihn von rückwärts zwischen den Hütten hervortreten oder fand auch wohl plötzlich und nicht ohne ein frohes Erschrecken, daß er sein Kommen versäumt und daß er schon da war, schon in dem blau und weißen Badeanzug, der jetzt am Strand seine einzige Kleidung war, sein gewohntes Treiben in Sonne und Sand wieder aufgenommen hatte, — dies lieblich nichtige, müßig unstete Leben, das Spiel war und Ruhe, ein Schlendern, Waten, Graben, Haschen, Lagern und Schwimmen, bewacht, berufen von den Frauen auf der Plattform, die mit Kopfstimmen seinen Namen ertönen ließen: „Tadziu! Tadziu!" und zu denen er mit eifrigem Gebärdenspiel gelaufen kam, ihnen zu erzählen, was er erlebt, ihnen zu zeigen, was er gefunden, gefangen: Muscheln, Seepferdchen, Quallen und

seitlich laufende Krebse. Aschenbach verstand nicht ein Wort von dem, was er sagte, und mochte es das Alltäglichste sein, es war verschwommener Wohllaut in seinem Ohr. So erhob Fremdheit des Knaben Rede zur Musik, eine übermütige Sonne goß verschwenderischen Glanz über ihn aus, und die erhabene Tiefsicht des Meeres war immer seiner Erscheinung Folie und Hintergrund.

Bald kannte der Betrachtende jede Linie und Pose dieses so gehobenen, so frei sich darstellenden Körpers, begrüßte freudig jede schon vertraute Schönheit aufs neue und fand der Bewunderung, der zarten Sinneslust kein Ende. Man rief den Knaben, einen Gast zu begrüßen, der den Frauen bei der Hütte aufwartete; er lief herbei, lief naß vielleicht aus der Flut, er warf die Locken, und indem er die Hand reichte, auf einem Beine ruhend, den anderen Fuß auf die Zehenspitzen gestellt, hatte er eine reizende Drehung und Wendung des Körpers, anmutig spannungsvoll, verschämt aus Liebenswürdigkeit, gefallsüchtig aus adeliger Pflicht. Er lag ausgestreckt, das Badetuch um die Brust geschlungen, den zart gemeißelten Arm in den Sand gestützt, das Kinn in der hohlen Hand; der, welcher „Jaschu" gerufen wurde, saß kauernd bei ihm und tat ihm schön, und nichts konnte bezaubernder sein, als das Lächeln der Augen und Lippen, mit dem der Ausgezeichnete zu dem Geringeren, Dienenden aufblickte. Er stand am Rande der See, allein, abseits von den Seinen, ganz nahe bei Aschenbach, — aufrecht, die Hände im Nacken verschlungen, langsam sich auf den Fußballen schaukelnd und träumte ins Blaue, während kleine Wellen, die anliefen, seine Zehen badeten. Sein honigfarbenes Haar schmiegte sich in Ringeln an die Schläfen

und in den Nacken, die Sonne erleuchtete den Flaum des oberen Rückgrats, die feine Zeichnung der Rippen, das Gleichmaß der Brust traten durch die knappe Umhüllung des Rumpfes hervor, seine Achselhöhlen waren noch glatt wie bei einer Statue, seine Kniekehlen glänzten, und ihr bläuliches Geäder ließ seinen Körper wie aus klarerem Stoffe gebildet erscheinen. Welch eine Zucht, welche Präzision des Gedankens war ausgedrückt in diesem gestreckten und jugendlich vollkommenen Leibe! Der strenge und reine Wille jedoch, der, dunkel tätig, dies göttliche Bildwerk ans Licht zu treiben vermocht hatte, — war er nicht ihm, dem Künstler, bekannt und vertraut? Wirkte er nicht auch in ihm, wenn er, nüchterner Leidenschaft voll, aus der Marmormasse der Sprache die schlanke Form befreite, die er im Geiste geschaut und die er als Standbild und Spiegel geistiger Schönheit den Menschen darstellte?

Standbild und Spiegel! Seine Augen umfaßten die edle Gestalt dort am Rande des Blauen, und in aufschwärmendem Entzücken glaubte er mit diesem Blick das Schöne selbst zu begreifen, die Form als Gottesgedanken, die eine und reine Vollkommenheit, die im Geiste lebt und von der ein menschliches Abbild und Gleichnis hier leicht und hold zur Anbetung aufgerichtet war. Das war der Rausch; und unbedenklich, ja gierig hieß der alternde Künstler ihn willkommen. Sein Geist kreiste, seine Bildung geriet ins Wallen, sein Gedächtnis warf uralte, seiner Jugend überlieferte und bis dahin niemals von eigenem Feuer belebte Gedanken auf. Stand nicht geschrieben, daß die Sonne unsere Aufmerksamkeit von den intellektuellen auf die sinnlichen Dinge wendet? Sie betäube und bezaubere, hieß

es, Verſtand und Gedächtnis dergeſtalt, daß die Seele vor Vergnügen ihres eigentlichen Zuſtandes ganz vergeſſe und mit ſtaunender Bewunderung an dem ſchönſten der beſonnten Gegenſtände hangen bleibe: ja, nur mit Hilfe eines Körpers vermöge ſie dann noch zu höherer Betrachtung ſich zu erheben. Amor fürwahr tat es den Mathematikern gleich, die unfähigen Kindern greifbare Bilder der reinen Formen vorzeigen: So auch bediente der Gott ſich, um uns das Geiſtige ſichtbar zu machen, gern der Geſtalt und Farbe menſchlicher Jugend, die er zum Werkzeug der Erinnerung mit allem Abglanz der Schönheit ſchmückte und bei deren Anblick wir dann wohl in Schmerz und Hoffnung entbrannten.

So dachte der Enthuſiasmierte; ſo vermochte er zu empfinden. Und aus Meerrauſch und Sonnenglaſt ſpann ſich ihm ein reizendes Bild. Es war die alte Platane unfern den Mauern Athens, — war jener heilig-ſchattige, vom Dufte der Keuſchbaumblüten erfüllte Ort, den Weihbilder und fromme Gaben ſchmückten zu Ehren der Nymphen und des Aſcheloos. Ganz klar fiel der Bach zu Füßen des breitgeäſteten Baums über glatte Kieſel; die Grillen geigten. Auf dem Raſen aber, der ſanft abfiel, ſo, daß man im Liegen den Kopf hochhalten konnte, lagerten zwei, geborgen hier vor der Glut des Tages: ein Ältlicher und ein Junger, ein Häßlicher und ein Schöner, der Weiſe beim Liebenswürdigen. Und unter Artigkeiten und geiſtreich werbenden Scherzen belehrte Sokrates den Phaidros über Sehnſucht und Tugend. Er ſprach ihm von dem heißen Erſchrecken, das der Fühlende leidet, wenn ſein Auge ein Gleichnis der ewigen Schönheit erblickt; ſprach ihm von den Begierden

des Weiheloſen und Schlechten, der die Schönheit nicht denken kann, wenn er ihr Abbild ſieht und der Ehrfurcht nicht fähig iſt; ſprach von der heiligen Angſt, die den Edlen befällt, wenn ein gottgleiches Antlitz, ein vollkommener Leib ihm erſcheint, wie er dann aufbebt und außer ſich iſt und hinzuſehen ſich kaum getraut und den verehrt, der die Schönheit hat, ja, ihm opfern würde, wie einer Bildſäule, wenn er nicht fürchten müßte, den Menſchen närriſch zu ſcheinen. Denn die Schönheit, mein Phaidros, nur ſie, iſt liebenswürdig und ſichtbar zugleich: ſie iſt, merke das wohl! die einzige Form des Geiſtigen, welche wir ſinnlich empfangen, ſinnlich ertragen können. Oder was würde aus uns, wenn das Göttliche ſonſt, wenn Vernunft und Tugend und Wahrheit uns ſinnlich erſcheinen wollten! Würden wir nicht vergehen und verbrennen vor Liebe, wie Semele einſtmals vor Zeus? So iſt die Schönheit der Weg des Fühlenden zum Geiſte, — nur der Weg, ein Mittel nur, kleiner Phaidros . . . Und dann ſprach er das Feinſte aus, der verſchlagene Hofmacher: Dies, daß der Liebende göttlicher ſei, als der Geliebte, weil in jenem der Gott ſei, nicht aber im andern, — dieſen zärtlichſten, ſpöttiſchſten Gedanken vielleicht, der jemals gedacht ward und dem alle Schalkheit und heimlichſte Wolluſt der Sehnſucht entſpringt.

Glück des Schriftſtellers iſt der Gedanke, der ganz Gefühl, iſt das Gefühl, das ganz Gedanke zu werden vermag. Solch ein pulſender Gedanke, ſolch genaues Gefühl gehörte und gehorchte dem Einſamen damals: nämlich, daß die Natur vor Wonne erſchaure, wenn der Geiſt ſich huldigend vor der Schönheit neige. Er wünſchte plötzlich, zu ſchreiben. Zwar liebt Eros, heißt es, den Müßiggang,

und für ſolchen nur iſt er geſchaffen. Aber an dieſem Punkte der Kriſis war die Erregung des Heimgeſuchten auf Produktion gerichtet. Faſt gleichgültig der Anlaß. Eine Frage, eine Anregung, über ein gewiſſes großes und brennendes Problem der Kultur und des Geſchmackes ſich bekennend vernehmen zu laſſen, war in die geiſtige Welt ergangen und bei dem Verreiſten eingelaufen. Der Gegenſtand war ihm geläufig, war ihm Erlebnis; ſein Gelüſt ihn im Licht ſeines Wortes erglänzen zu laſſen auf einmal unwiderſtehlich. Und zwar ging ſein Verlangen dahin, in Tadzios Gegenwart zu arbeiten, beim Schreiben den Wuchs des Knaben zum Muſter zu nehmen, ſeinen Stil den Linien dieſes Körpers folgen zu laſſen, der ihm göttlich ſchien, und ſeine Schönheit ins Geiſtige zu tragen, wie der Adler einſt den troiſchen Hirten zum Äther trug. Nie hatte er die Luſt des Wortes ſüßer empfunden, nie ſo gewußt, daß Eros im Worte ſei, wie während der gefährlich köſtlichen Stunden, in denen er, an ſeinem rohen Tiſche unter dem Schattentuch, im Angeſicht des Idols und die Muſik ſeiner Stimme im Ohr, nach Tadzios Schönheit ſeine kleine Abhandlung, — jene anderthalb Seiten erleſener Proſa formte, deren Lauterkeit, Adel und ſchwingende Gefühlsſpannung binnen kurzem die Bewunderung vieler erregen ſollte. Es iſt ſicher gut, daß die Welt nur das ſchöne Werk, nicht auch ſeine Urſprünge, nicht ſeine Entſtehungsbedingungen kennt; denn die Kenntnis der Quellen, aus denen dem Künſtler Eingebung floß, würde ſie oftmals verwirren, abſchrecken und ſo die Wirkungen des Vortrefflichen aufheben. Sonderbare Stunden! Sonderbar entnervende Mühe! Seltſam zeugender Verkehr des Geiſtes mit einem Körper! Als

Aschenbach seine Arbeit verwahrte und vom Strande aufbrach, fühlte er sich erschöpft, ja zerrüttet und ihm war, als ob sein Gewissen wie nach einer Ausschweifung Klage führe.

Es war am folgenden Morgen, daß er, im Begriff das Hotel zu verlassen, von der Freitreppe aus gewahrte, wie Tadzio, schon unterwegs zum Meere — und zwar allein —, sich eben der Strandsperre näherte. Der Wunsch, der einfache Gedanke, die Gelegenheit zu nutzen und mit dem, der ihm unwissentlich so viel Erhebung und Bewegung bereitet, leichte, heitere Bekanntschaft zu machen, ihn anzureden, sich seiner Antwort, seines Blickes zu erfreuen, lag nahe und drängte sich auf. Der Schöne ging schlendernd, er war einzuholen, und Aschenbach beschleunigte seine Schritte. Er erreicht ihn auf dem Bretterſteig hinter den Hütten, er will ihm die Hand aufs Haupt, auf die Schulter legen und irgendein Wort, eine freundliche französische Phrase schwebt ihm auf den Lippen: da fühlt er, daß sein Herz, vielleicht auch vom schnellen Gang, wie ein Hammer schlägt, daß er, so knapp bei Atem, nur gepreßt und bebend wird sprechen können; er zögert, er sucht sich zu beherrschen, er fürchtet plötzlich, schon zu lange dicht hinter dem Schönen zu gehen, fürchtet sein Aufmerksamwerden, sein fragendes Umschauen, nimmt noch einen Anlauf, versagt, verzichtet und geht gesenkten Anlaufes vorüber.

Zu spät! dachte er in diesem Augenblick. Zu spät! Jedoch war es zu spät? Dieser Schritt, den zu tun er versäumte, er hätte sehr möglicherweise zum Guten, Leichten und Frohen, zu heilsamer Ernüchterung geführt. Allein es war wohl an dem, daß der Alternde die Ernüchterung nicht

wollte, daß der Rausch ihm zu teuer war. Wer enträtselt Wesen und Gepräge des Künstlertums! Wer begreift die tiefe Instinktverschmelzung von Zucht und Zügellosigkeit, worin es beruht! Denn heilsame Ernüchterung nicht wollen zu können, ist Zügellosigkeit. Aschenbach war zur Selbstkritik nicht mehr aufgelegt; der Geschmack, die geistige Verfassung seiner Jahre, Selbstachtung, Reife und späte Einfachheit machten ihn nicht geneigt, Beweggründe zu zergliedern und zu entscheiden, ob er aus Gewissen, ob aus Liederlichkeit und Schwäche sein Vorhaben nicht ausgeführt habe. Er war verwirrt, er fürchtete, daß irgend jemand, wenn auch der Strandwächter nur, seinen Lauf, seine Niederlage beobachtet haben möchte, fürchtete sehr die Lächerlichkeit. Im übrigen scherzte er bei sich selbst über seine komisch-heilige Angst. „Bestürzt," dachte er, „bestürzt wie ein Hahn, der angstvoll seine Flügel im Kampfe hängen läßt. Das ist wahrlich der Gott, der beim Anblick des Liebenswürdigen so unseren Mut bricht und unseren stolzen Sinn so gänzlich zu Boden drückt . . ." Er spielte, schwärmte und war viel zu hochmütig, um ein Gefühl zu fürchten.

Schon überwachte er nicht mehr den Ablauf der Mußezeit, die er sich selber gewährte; der Gedanke an Heimkehr berührte ihn nicht einmal. Er hatte sich reichlich Geld verschrieben. Seine Besorgnis galt einzig der möglichen Abreise der polnischen Familie; doch hatte er unter der Hand, durch beiläufige Erkundigung beim Coiffeur des Hotels erfahren, daß diese Herrschaften ganz kurz vor seiner eigenen Ankunft hier abgestiegen seien. Die Sonne bräunte ihm Antlitz und Hände, der erregende Salzhauch stärkte ihn zum Gefühl, und wie er sonst jede Erquickung, die Schlaf,

Nahrung oder Natur ihm gespendet, sogleich an ein Werk zu verausgaben gewohnt gewesen war, so ließ er nun alles, was Sonne, Muße und Meerluft ihm an täglicher Kräftigung zuführten, hochherzig-unwirtschaftlich aufgehen in Rausch und Empfindung.

Sein Schlaf war flüchtig; die köstlich einförmigen Tage waren getrennt durch kurze Nächte voll glücklicher Unruhe. Zwar zog er sich zeitig zurück, denn um neun Uhr, wenn Tadzio vom Schauplatz verschwunden war, schien der Tag ihm beendet. Aber ums erste Morgengrauen weckte ihn ein zart durchdringendes Erschrecken, sein Herz erinnerte sich seines Abenteuers, es litt ihn nicht mehr in den Kissen, er erhob sich, und leicht eingehüllt gegen die Schauer der Frühe setzte er sich ans offene Fenster, den Aufgang der Sonne zu erwarten. Das wundervolle Ereignis erfüllte seine vom Schlafe geweihte Seele mit Andacht. Noch lagen Himmel, Erde und Meer in geisterhaft glasiger Dämmerblässe; noch schwamm ein vergehender Stern im Wesenlosen. Aber ein Wehen kam, eine beschwingte Kunde von unnahbaren Wohnplätzen, daß Eos sich von der Seite des Gatten erhebe, und jenes erste, süße Erröten der fernsten Himmels- und Meeresstriche geschah, durch welches das Sinnlichwerden der Schöpfung sich anzeigt. Die Göttin nahte, die Jünglingsentführerin, die den Kleitos, den Kephalos raubte und dem Neide aller Olympischen trotzend die Liebe des schönen Orion genoß. Ein Rosenstreuen begann da am Rande der Welt, ein unsäglich holdes Scheinen und Blühen, kindliche Wolken, verklärt, durchleuchtet, schwebten gleich dienenden Amoretten im rosigen, bläulichen Duft, Purpur fiel auf das Meer, das ihn wallend vorwärts zu schwemmen schien, goldene

Speere zuckten von unten zur Höhe des Himmels hinauf, der Glanz ward zum Brande, lautlos, mit göttlicher Übergewalt wälzten ſich Glut und Brunſt und lodernde Flammen herauf, und mit raffenden Hufen ſtiegen des Bruders heilige Renner über den Erdkreis empor. Angeſtrahlt von der Pracht des Gottes ſaß der Einſam-Wache, er ſchloß die Augen und ließ von der Glorie ſeine Lider küſſen. Ehemalige Gefühle, frühe, köſtliche Drangſale des Herzens, die im ſtrengen Dienſt ſeines Lebens erſtorben waren und nun ſo ſonderbar gewandelt zurückkehrten, — er erkannte ſie mit verwirrtem, verwundertem Lächeln. Er ſann, er träumte, langſam bildeten ſeine Lippen einen Namen und noch immer lächelnd, mit aufwärts gekehrtem Antlitz, die Hände im Schoß gefaltet, entſchlummerte er in ſeinem Seſſel noch einmal.

Aber der Tag, der ſo feurig-feſtlich begann, war im ganzen ſeltſam gehoben und mythiſch verwandelt. Woher kam und ſtammte der Hauch, der auf einmal ſo ſanft und bedeutend, höherer Einflüſterung gleich, Schläfe und Ohr umſpielte? Weiße Federwölkchen ſtanden in verbreiteten Scharen am Himmel gleich weidenden Herden der Götter. Stärkerer Wind erhob ſich, und die Roſſe Poſeidons liefen, ſich bäumend, daher, Stiere auch wohl, dem Bläulichgelockten gehörig, welche mit Brüllen anrennend die Hörner ſenkten. Zwiſchen dem Felſengeröll des entfernteren Strandes jedoch hüpften die Wellen empor als ſpringende Ziegen. Eine heilig entſtellte Welt voll paniſchen Lebens ſchloß den Berückten ein, und ſein Herz träumte zarte Fabeln. Mehrmals, wenn hinter Venedig die Sonne ſank, ſaß er auf einer Bank im Park, um Tadzio zuzuſchauen, der ſich, weiß gekleidet und farbig gegürtet, auf dem gewalzten

Kiesplatz mit Ballspiel vergnügte, und Hyakinthos war es, den er zu sehen glaubte und der sterben mußte, weil zwei Götter ihn liebten. Ja, er empfand Zephyrs schmerzenden Neid auf den Nebenbuhler, der des Orakels, des Bogens und der Kithara vergaß, um immer mit dem Schönen zu spielen; er sah die Wurfscheibe, von grausamer Eifersucht gelenkt, das liebliche Haupt treffen, er empfing, erblassend auch er, den geknickten Leib, und die Blume, dem süßen Blute entsprossen, trug die Inschrift seiner unendlichen Klage . . .

Seltsamer, heikler ist nichts, als das Verhältnis von Menschen, die sich nur mit den Augen kennen, — die täglich, ja stündlich einander begegnen, beobachten und dabei den Schein gleichgültiger Fremdheit grußlos und wortlos aufrecht zu halten durch Sittenzwang oder eigene Grille genötigt sind. Zwischen ihnen ist Unruhe und überreizte Neugier, die Hysterie eines unbefriedigten, unnatürlich unterdrückten Erkenntnis- und Austauschbedürfnisses und namentlich auch eine Art von gespannter Achtung. Denn der Mensch liebt und ehrt den Menschen, solange er ihn nicht zu beurteilen vermag, und die Sehnsucht ist ein Erzeugnis mangelhafter Erkenntnis.

Irgendeine Beziehung und Bekanntschaft mußte sich notwendig ausbilden zwischen Aschenbach und dem jungen Tadzio, und mit durchdringender Freude konnte der Ältere feststellen, daß Teilnahme und Aufmerksamkeit nicht völlig unerwidert blieben. Was bewog zum Beispiel den Schönen, niemals mehr, wenn er morgens am Strande erschien, den Bretterstieg an der Rückseite der Hütten zu benutzen, sondern nur noch auf dem vorderen Wege, durch den Sand, an

Aſchenbachs Wohnplatz vorbei und manchmal unnötig dicht an ihm vorbei, ſeinen Tiſch, ſeinen Stuhl faſt ſtreifend, zur Hütte der Seinen zu ſchlendern? Wirkte ſo die Anziehung, die Faszination eines überlegenen Gefühls auf ſeinen zarten und gedankenloſen Gegenſtand? Aſchenbach erwartete täglich Tadzios Auftreten, und zuweilen tat er, als ſei er beſchäftigt, wenn es ſich vollzog, und ließ den Schönen ſcheinbar unbeachtet vorübergehen. Zuweilen aber auch blickte er auf, und ihre Blicke trafen ſich. Sie waren beide tiefernſt, wenn das geſchah. In der gebildeten und würdevollen Miene des Älteren verriet nichts eine innere Bewegung; aber in Tadzios Augen war ein Forſchen, ein nachdenkliches Fragen, in ſeinen Gang kam ein Zögern, er blickte zu Boden, er blickte lieblich wieder auf, und wenn er vorüber war, ſo ſchien ein Etwas in ſeiner Haltung auszudrücken, daß nur Erziehung ihn hinderte, ſich umzuwenden.

Einmal jedoch, eines Abends, begab es ſich anders. Die polniſchen Geſchwiſter hatten nebſt ihrer Gouvernante bei der Hauptmahlzeit im großen Saale gefehlt, — mit Beſorgnis hatte Aſchenbach es wahrgenommen. Er erging ſich nach Tiſche, ſehr unruhig über ihren Verbleib, in Abendanzug und Strohhut vor dem Hotel, zu Füßen der Terraſſe, als er plötzlich die nonnenähnlichen Schweſtern mit der Erzieherin und vier Schritte hinter ihnen Tadzio im Lichte der Bogenlampen auftauchen ſah. Offenbar kamen ſie von der Dampferbrücke, nachdem ſie aus irgendeinem Grunde in der Stadt geſpeiſt. Auf dem Waſſer war es wohl kühl geweſen; Tadzio trug eine dunkelblaue Seemannsüberjacke mit goldenen Knöpfen und auf dem Kopf eine zugehörige Mütze. Sonne und Seeluft verbrannten ihn nicht, ſeine Haut war marmorhaft

gelblich geblieben wie zu Beginn; doch schien er blässer heute, als sonst, sei es infolge der Kühle oder durch den bleichenden Mondschein der Lampen. Seine ebenmäßigen Brauen zeichneten sich schärfer ab, seine Augen dunkelten tief. Er war schöner, als es sich sagen läßt, und Aschenbach empfand wie schon oftmals mit Schmerzen, daß das Wort die sinnliche Schönheit nur zu preisen, nicht wiederzugeben vermag.

Er war der teuren Erscheinung nicht gewärtig gewesen, sie kam unverhofft, er hatte nicht Zeit gehabt, seine Miene zu Ruhe und Würde zu befestigen. Freude, Überraschung, Bewunderung mochten sich offen darin malen, als sein Blick dem des Vermißten begegnete, — und in dieser Sekunde geschah es, daß Tadzio lächelte: ihn anlächelte, sprechend, vertraut, liebreizend und unverhohlen, mit Lippen, die sich im Lächeln erst langsam öffneten. Es war das Lächeln des Narziß, der sich über das spiegelnde Wasser neigt, jenes tiefe, bezauberte, hingezogene Lächeln, mit dem er nach dem Widerscheine der eigenen Schönheit die Arme streckt, — ein ganz wenig verzerrtes Lächeln, verzerrt von der Aussichtslosigkeit seines Trachtens, die holden Lippen seines Schattens zu küssen, kokett, neugierig und leise gequält, betört und betörend.

Der, welcher dies Lächeln empfangen, enteilte damit wie mit einem verhängnisvollen Geschenk. Er war so sehr erschüttert, daß er das Licht der Terrasse, des Vorgartens zu fliehen gezwungen war und mit hastigen Schritten das Dunkel des rückwärtigen Parkes suchte. Sonderbar entrüstete und zärtliche Vermahnungen entrangen sich ihm: „Du darfst so nicht lächeln! Höre, man darf so niemandem

lächeln!“ Er warf sich auf eine Bank, er atmete außer sich den nächtlichen Duft der Pflanzen. Und zurückgelehnt, mit hängenden Armen, überwältigt und mehrfach von Schauern überlaufen, flüsterte er die stehende Formel der Sehnsucht, — unmöglich hier, absurd, verworfen, lächerlich und heilig doch, ehrwürdig auch hier noch: „Ich liebe dich!“

In der vierten Woche seines Aufenthalts auf dem Lido machte Gustav von Aschenbach einige die Außenwelt betreffende unheimliche Wahrnehmungen. Erstens schien es ihm, als ob bei steigender Jahreszeit die Frequenz seines Gasthofes eher ab- als zunähme, und insbesondere, als ob die deutsche Sprache um ihn her versiege und verstumme, so daß bei Tisch und am Strand endlich nur noch fremde Laute sein Ohr trafen. Eines Tages dann fing er beim Coiffeur, den er jetzt häufig besuchte, im Gespräche ein Wort auf, das ihn stutzig machte. Der Mann hatte einer deutschen Familie erwähnt, die soeben nach kurzem Verweilen abgereist war, und setzte plaudernd und schmeichelnd hinzu: „Sie bleiben, mein Herr; Sie haben keine Furcht vor dem Übel.“ Aschenbach sah ihn an. „Dem Übel?“ wiederholte er. Der Schwätzer verstummte, tat beschäftigt, überhörte die Frage. Und als sie dringlicher gestellt ward, erklärte er, er wisse von nichts und suchte mit verlegener Beredsamkeit abzulenken.

Das war um Mittag. Nachmittags fuhr Aschenbach bei Windstille und schwerem Sonnenbrand nach Venedig; denn ihn trieb die Manie, den polnischen Geschwistern zu folgen, die er mit ihrer Begleiterin den Weg zur Dampferbrücke hatte einschlagen sehen. Er fand den Abgott nicht bei San

Marco. Aber beim Tee, an seinem eisernen Rundtischchen auf der Schattenseite des Platzes sitzend, witterte er plötzlich in der Luft ein eigentümliches Arom, von dem ihm jetzt schien, als habe es schon seit Tagen, ohne ihm ins Bewußtsein zu dringen, seinen Sinn berührt, — einen süßlich-offizinellen Geruch, der an Elend und Wunden und verdächtige Reinlichkeit erinnerte. Er prüfte und erkannte ihn nachdenklich, beendete seinen Imbiß und verließ den Platz auf der dem Tempel gegenüberliegenden Seite. In der Enge verstärkte sich der Geruch. An den Straßenecken hafteten gedruckte Anschläge, durch welche die Bevölkerung wegen gewisser Erkrankungen des gastrischen Systems, die bei dieser Witterung an der Tagesordnung seien, vor dem Genusse von Austern und Muscheln, auch vor dem Wasser der Kanäle stadtväterlich gewarnt wurde. Die beschönigende Natur des Erlasses war deutlich. Volksgruppen standen schweigsam auf Brücken und Plätzen beisammen; und der Fremde stand spürend und grübelnd unter ihnen.

Einen Ladeninhaber, der zwischen Korallenschnüren und falschen Amethystgeschmeiden in der Tür seines Gewölbes lehnte, bat er um Auskunft über den fatalen Geruch. Der Mann maß ihn mit schweren Augen und ermunterte sich hastig. „Eine vorbeugende Maßregel, mein Herr!" antwortete er mit Gebärdenspiel. „Eine Verfügung der Polizei, die man billigen muß. Diese Witterung drückt, der Scirocco ist der Gesundheit nicht zuträglich. Kurz, Sie verstehen, — eine vielleicht übertriebene Vorsicht . . ." Aschenbach dankte ihm und ging weiter. Auch auf dem Dampfer, der ihn zum Lido zurücktrug, spürte er jetzt den Geruch des keimbekämpfenden Mittels.

Ins Hotel zurückgekehrt, begab er sich sogleich in die Halle zum Zeitungstisch und hielt in den Blättern Umschau. Er fand in den fremdsprachigen nichts. Die heimatlichen verzeichneten Gerüchte, führten schwankende Ziffern an, gaben amtliche Ableugnungen wieder und bezweifelten deren Wahrhaftigkeit. So erklärte sich der Abzug des deutschen und österreichischen Elementes. Die Angehörigen der anderen Nationen wußten offenbar nichts, ahnten nichts, waren noch nicht beunruhigt. „Man soll schweigen!“ dachte Aschenbach erregt, indem er die Journale auf den Tisch zurückwarf. „Man soll das verschweigen!“ Aber zugleich füllte sein Herz sich mit Genugtuung über das Abenteuer, in welches die Außenwelt geraten wollte. Denn der Leidenschaft ist, wie dem Verbrechen, die gesicherte Ordnung und Wohlfahrt des Alltags nicht gemäß, und jede Lockerung des bürgerlichen Gefüges, jede Verwirrung und Heimsuchung der Welt muß ihr willkommen sein, weil sie ihren Vorteil dabei zu finden unbestimmt hoffen kann. So empfand Aschenbach eine dunkle Zufriedenheit über die obrigkeitlich bemäntelten Vorgänge in den schmutzigen Gäßchen Venedigs, — dieses schlimme Geheimnis der Stadt, das mit seinem eigensten Geheimnis verschmolz, und an dessen Bewahrung auch ihm so sehr gelegen war. Denn der Verliebte besorgte nichts, als daß Tadzio abreisen könnte und erkannte nicht ohne Entsetzen, daß er nicht mehr zu leben wissen werde, wenn das geschähe.

Neuerdings begnügte er sich nicht, Nähe und Anblick des Schönen der Tagesregel und dem Glücke zu danken; er verfolgte ihn, er stellte ihm nach. Sonntags zum Beispiel erschienen die Polen niemals am Strande; er erriet,

daß sie die Messe in San Marco besuchten, er eilte dorthin, und aus der Glut des Platzes in die goldene Dämmerung des Heiligtums eintretend, fand er den Entbehrten, über ein Betpult gebeugt beim Gottesdienst. Dann stand er im Hintergrunde, auf zerklüftetem Mosaikboden, inmitten knienden, murmelnden, kreuzschlagenden Volkes, und die gedrungene Pracht des morgenländischen Tempels lastete üppig auf seinen Sinnen. Vorn wandelte, hantierte und sang der schwergeschmückte Priester, Weihrauch quoll auf, er umnebelte die kraftlosen Flämmchen der Altarkerzen, und in den dumpf-süßen Opferduft schien sich leise ein anderer zu mischen: der Geruch der erkrankten Stadt. Aber durch Dunst und Gefunkel sah Aschenbach, wie der Schöne dort vorn den Kopf wandte, ihn suchte und ihn erblickte.

Wenn dann die Menge durch die geöffneten Portale hinausströmte auf den leuchtenden, von Tauben wimmelnden Platz, verbarg sich der Betörte in der Vorhalle, er versteckte sich, er legte sich auf die Lauer. Er sah die Polen die Kirche verlassen, sah, wie die Geschwister sich auf zeremoniöse Art von der Mutter verabschiedeten und wie diese sich heimkehrend zur Piazzetta wandte; er stellte fest, daß der Schöne, die klösterlichen Schwestern und die Gouvernante den Weg zur Rechten durch das Tor des Uhrturmes und in die Merceria einschlugen, und nachdem er sie einigen Vorsprung hatte gewinnen lassen, folgte er ihnen, folgte ihnen verstohlen auf ihrem Spaziergang durch Venedig. Er mußte stehenbleiben, wenn sie sich verweilten, mußte in Garküchen und Höfe flüchten, um die Umkehrenden vorüber zu lassen; er verlor sie, suchte erhitzt und erschöpft nach ihnen über Brücken und in schmutzigen Sackgassen und

erduldete Minuten tödlicher Pein, wenn er sie plötzlich in enger Passage, wo kein Ausweichen möglich war, sich entgegenkommen sah. Dennoch kann man nicht sagen, daß er litt. Haupt und Herz waren ihm trunken, und seine Schritte folgten den Weisungen des Dämons, dem es Lust ist, des Menschen Vernunft und Würde unter seine Füße zu treten.

Irgendwo nahmen Tadzio und die Seinen dann wohl eine Gondel, und Aschenbach, den, während sie einstiegen, ein Vorbau, ein Brunnen verborgen gehalten hatte, tat, kurz nachdem sie vom Ufer abgestoßen, ein Gleiches. Er sprach hastig und gedämpft, wenn er den Ruderer, unter dem Versprechen eines reichlichen Trinkgeldes, anwies, jener Gondel, die eben dort um die Ecke biege, unauffällig in einigem Abstand zu folgen; und es überrieselte ihn, wenn der Mensch, mit der spitzbübischen Erbötigkeit eines Gelegenheitsmachers, ihm in demselben Tone versicherte, daß er bedient, daß er gewissenhaft bedient werden solle.

So glitt und schwankte er denn, in weiche, schwarze Kissen gelehnt, der anderen schwarzen, geschnabelten Barke nach, an deren Spur die Passion ihn fesselte. Zuweilen entschwand sie ihm: dann fühlte er Kummer und Unruhe. Aber sein Führer, als sei er in solchen Aufträgen wohl geübt, wußte ihm stets durch schlaue Manöver, durch rasche Querfahrten und Abkürzungen das Begehrte wieder vor Augen zu bringen. Die Luft war still und riechend, schwer brannte die Sonne durch den Dunst, der den Himmel schieferig färbte. Wasser schlug gluckſend gegen Holz und Stein. Der Ruf des Gondoliers, halb Warnung, halb Gruß, ward fernher aus der Stille des Labyrinths nach sonderbarer Übereinkunft beantwortet. Aus kleinen, hochliegenden Gärten

hingen Blütendolden, weiß und purpurn, nach Mandeln duftend, über morsches Gemäuer. Arabische Fensterumrahmungen bildeten sich im Trüben ab. Die Marmorstufen einer Kirche stiegen in die Flut; ein Bettler, darauf kauernd, sein Elend beteuernd, hielt seinen Hut hin und zeigte das Weiße der Augen, als sei er blind; ein Altertumshändler, vor seiner Spelunke, lud den Vorüberziehenden mit kriechenden Gebärden zum Aufenthalt ein, in der Hoffnung, ihn zu betrügen. Das war Venedig, die schmeichlerische und verdächtige Schöne, — diese Stadt, halb Märchen, halb Fremdenfalle, in deren fauliger Luft die Kunst einst schwelgerisch aufwucherte und welche den Musikern Klänge eingab, die wiegen und buhlerisch einlullen. Dem Abenteuernden war es, als tränke sein Auge dergleichen Üppigkeit, als würde sein Ohr von solchen Melodien umworben; er erinnerte sich auch, daß die Stadt krank sei und es aus Gewinnsucht verheimliche, und er spähte ungezügelter aus nach der voranschwebenden Gondel.

So wußte und wollte denn der Verwirrte nichts anderes mehr, als den Gegenstand, der ihn entzündete, ohne Unterlaß zu verfolgen, von ihm zu träumen, wenn er abwesend war, und, nach der Weise der Liebenden, seinem bloßen Schattenbild zärtliche Worte zu geben. Einsamkeit, Fremde und das Glück eines späten und tiefen Rausches ermutigten und überredeten ihn, sich auch das Befremdlichste ohne Scheu und Erröten durchgehen zu lassen, wie es denn vorgekommen war, daß er, spätabends von Venedig heimkehrend, im ersten Stock des Hotels an des Schönen Zimmertür Halt gemacht, seine Stirn in völliger Trunkenheit an die Angel der Tür gelehnt und sich lange von dort nicht zu trennen

vermocht hatte, auf die Gefahr, in einer so wahnsinnigen Lage ertappt und betroffen zu werden.

Dennoch fehlte es nicht an Augenblicken des Innehaltens und der halben Besinnung. Auf welchen Wegen! dachte er dann mit Bestürzung. Auf welchen Wegen! Wie jeder Mann, dem natürliche Verdienste ein aristokratisches Interesse für seine Abstammung einflößen, war er gewohnt, bei den Leistungen und Erfolgen seines Lebens der Vorfahren zu gedenken, sich ihrer Zustimmung, ihrer Genugtuung, ihrer notgedrungenen Achtung im Geist zu versichern. Er dachte ihrer auch jetzt und hier, verstrickt in ein so unstatthaftes Erlebnis, begriffen in so exotischen Ausschweifungen des Gefühls, gedachte der haltungsvollen Strenge, der anständigen Männlichkeit ihres Wesens und lächelte schwermütig. Was würden sie sagen? Aber freilich, was hätten sie zu seinem ganzen Leben gesagt, das von dem ihren so bis zur Entartung abgewichen war, zu diesem Leben im Banne der Kunst, über das er selbst einst, im Bürgersinne der Väter, so spöttische Jünglingserkenntnisse hatte verlauten lassen und das dem ihren im Grunde so ähnlich gewesen war! Auch er hatte gedient, auch er war Soldat und Kriegsmann gewesen, gleich manchem von ihnen, — denn die Kunst war ein Krieg, ein aufreibender Kampf, für welchen man heute nicht lange taugte. Ein Leben der Selbstüberwindung und des Trotzdem, ein herbes, standhaftes und enthaltsames Leben, das er zum Sinnbild für einen zarten und zeitgemäßen Heroismus gestaltet hatte, — wohl durfte er es männlich, durfte es tapfer nennen, und es wollte ihm scheinen, als sei der Eros, der sich seiner bemeistert, einem solchen Leben auf irgendeine Weise besonders

gemäß und geneigt. Hatte er nicht bei den tapferſten Völkern vorzüglich in Anſehen geſtanden, ja, hieß es nicht, daß er durch Tapferkeit in ihren Städten geblüht habe? Zahlreiche Kriegshelden der Vorzeit hatten willig ſein Joch getragen, denn gar keine Erniedrigung galt, die der Gott verhängte, und Taten, die als Merkmale der Feigheit wären geſcholten worden, wenn ſie um anderer Zwecke willen geſchehen wären: Fußfälle, Schwüre, inſtändige Bitten und ſklaviſches Weſen, ſolche gereichten dem Liebenden nicht zur Schande, ſondern er erntete vielmehr noch Lob dafür.

So war des Betörten Denkweiſe beſtimmt, ſo ſuchte er ſich zu ſtützen, ſeine Würde zu wahren. Aber zugleich wandte er beſtändig eine ſpürende und eigenſinnige Aufmerkſamkeit den unſauberen Vorgängen im Innern Venedigs zu, jenem Abenteuer der Außenwelt, das mit dem ſeines Herzens dunkel zuſammenfloß und ſeine Leidenſchaft mit unbeſtimmten, geſetzloſen Hoffnungen nährte. Verſeſſen darauf, Neues und Sicheres über Stand und Fortſchritt des Übels zu erfahren, durchſtöberte er in den Kaffeehäuſern der Stadt die heimatlichen Blätter, da ſie vom Leſetiſch der Hotelhalle ſeit mehreren Tagen verſchwunden waren. Behauptungen und Widerrufe wechſelten darin. Die Zahl der Erkrankungs-, der Todesfälle ſollte ſich auf zwanzig, auf vierzig, ja hundert und mehr belaufen, und gleich darauf wurde jedes Auftreten der Seuche, wenn nicht rundweg in Abrede geſtellt, ſo doch auf völlig vereinzelte, von außen eingeſchleppte Fälle zurückgeführt. Warnende Bedenken, Proteſte gegen das gefährliche Spiel der welſchen Behörden waren eingeſtreut. Gewißheit war nicht zu erlangen.

Dennoch war sich der Einsame eines besonderen Anrechtes bewußt, an dem Geheimnis teilzuhaben, und gleichwohl ausgeschlossen, fand er eine bizarre Genugtuung darin, die Wissenden mit verfänglichen Fragen anzugehen und sie, die zum Schweigen verbündet waren, zur ausdrücklichen Lüge zu nötigen. Eines Tages beim Frühstück im großen Speisesaal stellte er so den Geschäftsführer zur Rede, jenen kleinen, leise auftretenden Menschen im französischen Gehrock, der sich grüßend und beaufsichtigend zwischen den Speisenden bewegte und auch an Aschenbachs Tischchen zu einigen Plauderworten Halt machte. Warum man denn eigentlich, fragte der Gast in lässiger und beiläufiger Weise, warum in aller Welt man seit einiger Zeit Venedig desinfiziere? — „Es handelt sich," antwortete der Schleicher, „um eine Maßnahme der Polizei, bestimmt, allerlei Unzuträglichkeiten oder Störungen der öffentlichen Gesundheit, welche durch die brütende und ausnehmend warme Witterung erzeugt werden möchten, pflichtgemäß und bei Zeiten hintanzuhalten." — „Die Polizei ist zu loben," erwiderte Aschenbach; und nach Austausch einiger meteorologischer Bemerkungen, empfahl sich der Manager.

Selbigen Tages noch, abends, nach dem Diner, geschah es, daß eine kleine Bande von Straßensängern aus der Stadt sich im Vorgarten des Gasthofes hören ließ. Sie standen, zwei Männer und zwei Weiber, an dem eisernen Mast einer Bogenlampe und wandten ihre weißbeschienenen Gesichter zur großen Terrasse empor, wo die Kurgesellschaft sich bei Kaffee und kühlenden Getränken die volkstümliche Darbietung gefallen ließ. Das Hotel-Personal, Liftboys, Kellner und Angestellte des Office, zeigte sich lauschend an

den Türen zur Halle. Die russische Familie, eifrig und genau im Genuß, hatte sich Rohrstühle in den Garten hinabstellen lassen, um den Ausübenden näher zu sein, und saß dort dankbar im Halbkreise. Hinter der Herrschaft, in turbanartigem Kopftuch, stand ihre alte Sklavin.

Mandoline, Gitarre, Harmonika und eine quinkelierende Geige waren unter den Händen der Bettelvirtuosen in Tätigkeit. Mit instrumentalen Durchführungen wechselten Gesangsnummern, wie denn das jüngere der Weiber, scharf und quäkend von Stimme, sich mit dem süß falsettierenden Tenor zu einem verlangenden Liebesduett zusammentat. Aber als das eigentliche Talent und Haupt der Vereinigung zeigte sich unzweideutig der andere der Männer, Inhaber der Gitarre und im Charakter eine Art Bariton-Buffo, fast ohne Stimme dabei, aber mimisch begabt und von bemerkenswerter komischer Energie. Oftmals löste er sich, sein großes Instrument im Arm, von der Gruppe der anderen los und drang agierend gegen die Rampe vor, wo man seine Eulenspiegeleien mit aufmunterndem Lachen belohnte. Namentlich die Russen, in ihrem Parterre, zeigten sich entzückt über soviel südliche Beweglichkeit und ermutigten ihn durch Beifall und Zurufe, immer kecker und sicherer aus sich herauszugehen.

Aschenbach saß an der Balustrade und kühlte zuweilen die Lippen mit dem Gemisch aus Granatapfelsaft und Soda, das vor ihm rubinrot im Glase funkelte. Seine Nerven nahmen die dudelnden Klänge, die vulgären und schmachtenden Melodien begierig auf, denn die Leidenschaft lähmt den wählerischen Sinn und läßt sich allen Ernstes mit Reizen ein, welche die Nüchternheit humoristisch aufnehmen oder

unwillig ablehnen würde. Seine Züge waren durch die Sprünge des Gauklers zu einem fix gewordenen und schon schmerzenden Lächeln verrenkt. Er saß lässig da, während eine äußerste Aufmerksamkeit sein Inneres spannte; denn sechs Schritte von ihm lehnte Tadzio am Steingeländer.

Er stand dort in dem weißen Gürtelanzug, den er zuweilen zur Hauptmahlzeit anlegte, in unvermeidlicher und anerschaffener Grazie, den linken Unterarm auf der Brüstung, die Füße gekreuzt, die rechte Hand in der tragenden Hüfte, und blickte mit einem Ausdruck, der kaum ein Lächeln, nur eine entfernte Neugier, ein höfliches Entgegennehmen war, zu den Bänkelsängern hinab. Manchmal richtete er sich gerade auf und zog, indem er die Brust dehnte, mit einer schönen Bewegung beider Arme den weißen Kittel durch den Ledergürtel hinunter. Manchmal aber auch, und der Alternde gewahrte es mit Triumph, mit einem Taumeln seiner Vernunft und auch mit Entsetzen, wandte er zögernd und behutsam oder auch rasch und plötzlich, als gelte es eine Überrumpelung, den Kopf über die linke Schulter gegen den Platz seines Liebhabers. Er fand nicht dessen Augen, denn eine schmähliche Besorgnis zwang den Verirrten seine Blicke ängstlich im Zaum zu halten. Im Hintergrund der Terrasse saßen die Frauen, die Tadzio behüteten, und es war dahin gekommen, daß der Verliebte fürchten mußte, auffällig geworden und beargwöhnt zu sein. Ja, mit einer Art von Erstarrung hatte er mehrmals, am Strande, in der Hotelhalle und auf Piazza San Marco, zu bemerken gehabt, daß man Tadzio aus seiner Nähe zurückrief, ihn von ihm fernzuhalten bedacht war — und eine furchtbare Beleidigung daraus entnehmen müssen, unter der sein Stolz

sich in ungekannten Qualen wand und welche von sich zu weisen sein Gewissen ihn hinderte.

Unterdessen hatte der Gitarrist zu eigener Begleitung ein Solo begonnen, einen mehrstrophigen, eben in ganz Italien florierenden Gassenhauer, in dessen Kehrreim seine Gesellschaft jedesmal mit Gesang und sämtlichem Musikzeug einfiel und den er auf eine plastisch-dramatische Art zum Vortrag zu bringen wußte. Schmächtig gebaut und auch von Antlitz mager und ausgemergelt, stand er, abgetrennt von den Seinen, den schäbigen Filz im Nacken, so daß ein Wulst seines roten Haars unter der Krempe hervorquoll, in einer Haltung von frecher Bravour auf dem Kies und schleuderte zum Schollern der Saiten in eindringlichem Sprechgesang seine Späße zur Terrasse empor, indes vor produzierender Anstrengung die Adern auf seiner Stirne schwollen. Er schien nicht venezianischen Schlages, vielmehr von der Rasse der neapolitanischen Komiker, halb Zuhälter, halb Komödiant, brutal und verwegen, gefährlich und unterhaltend. Sein Lied, lediglich albern dem Wortlaute nach, gewann in seinem Munde, durch sein Mienenspiel, seine Körperbewegungen, seine Art, andeutend zu blinzeln und die Zunge schlüpfrig im Mundwinkel spielen zu lassen etwas Zweideutiges, unbestimmt Anstößiges. Dem weichen Kragen des Sporthemdes, das er zu übrigens städtischer Kleidung trug, entwuchs sein hagerer Hals mit auffallend groß und nackt wirkendem Adamsapfel. Sein bleiches, stumpfnäsiges Gesicht, aus dessen bartlosen Zügen schwer auf sein Alter zu schließen war, schien durchpflügt von Grimassen und Laster, und sonderbar wollten zum Grinsen seines beweglichen Mundes die beiden Furchen passen, die trotzig, herrisch,

faſt wild zwiſchen ſeinen rötlichen Brauen ſtanden. Was jedoch des Einſamen tiefe Achtſamkeit eigentlich auf ihn lenkte, war die Bemerkung, daß die verdächtige Figur auch ihre eigene verdächtige Atmoſphäre mit ſich zu führen ſchien. Jedesmal nämlich, wenn der Refrain wieder einſetzte, unternahm der Sänger unter Faxen und grüßendem Handſchütteln einen grotesken Rundmarſch, der ihn unmittelbar unter Aſchenbachs Platz vorüberführte, und jedesmal, wenn das geſchah, wehte, von ſeinen Kleidern, ſeinem Körper ausgehend, ein Schwaden ſtarken Karbolgeruchs zur Terraſſe empor.

Nach geendigtem Couplet begann er, Geld einzuziehen. Er fing bei den Ruſſen an, die man bereitwillig ſpenden ſah, und kam dann die Stufen herauf. So frech er ſich bei der Produktion benommen, ſo demütig zeigte er ſich hier oben. Katzbuckelnd, unter Kratzfüßen ſchlich er zwiſchen den Tiſchen umher, und ein Lächeln tückiſcher Unterwürfigkeit entblößte ſeine ſtarken Zähne, während doch immer noch die beiden Furchen drohend zwiſchen ſeinen roten Brauen ſtanden. Man muſterte das fremdartige, ſeinen Unterhalt einſammelnde Weſen mit Neugier und einigem Abſcheu, man warf mit ſpitzen Fingern Münzen in ſeinen Filz und hütete ſich, ihn zu berühren. Die Aufhebung der phyſiſchen Diſtanz zwiſchen dem Komödianten und den Anſtändigen erzeugt, und war das Vergnügen noch ſo groß, ſtets eine gewiſſe Verlegenheit. Er fühlte ſie und ſuchte, ſich durch Kriecherei zu entſchuldigen. Er kam zu Aſchenbach und mit ihm der Geruch, über den niemand ringsum ſich Gedanken zu machen ſchien.

„Höre!“ ſagte der Einſame gedämpft und faſt mechaniſch. „Man desinfiziert Venedig. Warum?“ — Der Spaßmacher

antwortete heiser: „Von wegen der Polizei! Das ist Vorschrift, mein Herr, bei solcher Hitze und bei Scirocco. Der Scirocco drückt. Er ist der Gesundheit nicht zuträglich ..." Er sprach wie verwundert darüber, daß man dergleichen fragen könne und demonstrierte mit der flachen Hand, wie sehr der Scirocco drücke. — „Es ist also kein Übel in Venedig?" fragte Aschenbach sehr leise und zwischen den Zähnen. — Die muskulösen Züge des Possenreißers fielen in eine Grimasse komischer Ratlosigkeit. „Ein Übel? Aber was für ein Übel? Ist der Scirocco ein Übel? Ist vielleicht unsere Polizei ein Übel? Sie belieben zu scherzen! Ein Übel! Warum nicht gar! Eine vorbeugende Maßregel, verstehen Sie doch! Eine polizeiliche Anordnung gegen die Wirkungen der drückenden Witterung ..." Er gestikulierte. — „Es ist gut," sagte Aschenbach wiederum kurz und leise und ließ rasch ein ungebührlich bedeutendes Geldstück in den Hut fallen. Dann winkte er dem Menschen mit den Augen, zu gehen. Er gehorchte grinsend, unter Bücklingen. Aber er hatte noch nicht die Treppe erreicht, als zwei Hotel-Angestellte sich auf ihn warfen und ihn, ihre Gesichter dicht an dem seinen, in ein geflüstertes Kreuzverhör nahmen. Er zuckte die Achseln, er gab Beteuerungen, er schwor, verschwiegen gewesen zu sein; man sah es. Entlassen, kehrte er in den Garten zurück, und, nach einer kurzen Verabredung mit den Seinen unter der Bogenlampe, trat er zu einem Dank- und Abschiedsliede noch einmal vor.

Es war ein Lied, das jemals gehört zu haben der Einsame sich nicht erinnerte; ein dreister Schlager in unverständlichem Dialekt und ausgestattet mit einem Lach-Refrain,

in den die Bande regelmäßig aus vollem Halse einfiel. Es hörten hierbei sowohl die Worte wie auch die Begleitung der Instrumente auf, und nichts blieb übrig, als ein rhythmisch irgendwie geordnetes, aber sehr natürlich behandeltes Lachen, das namentlich der Solist mit großem Talent zu täuschendster Lebendigkeit zu gestalten wußte. Er hatte bei wiederhergestelltem künstlerischen Abstand zwischen ihm und den Herrschaften seine ganze Frechheit wiedergefunden, und sein Kunstlachen, unverschämt zur Terrasse emporgesandt, war Hohngelächter. Schon gegen das Ende des artikulierten Teiles der Strophe schien er mit einem unwiderstehlichen Kitzel zu kämpfen. Er schluchzte, seine Stimme schwankte, er preßte die Hand gegen den Mund, er verzog die Schultern, und im gegebenen Augenblick brach, heulte und platzte das unbändige Lachen aus ihm hervor, mit solcher Wahrheit, daß es ansteckend wirkte und sich den Zuhörern mitteilte, daß auch auf der Terrasse eine gegenstandlose und nur von sich selbst lebende Heiterkeit um sich griff. Dies aber eben schien des Sängers Ausgelassenheit zu verdoppeln. Er beugte die Kniee, er schlug die Schenkel, er hielt sich die Seiten, er wollte sich ausschütten, er lachte nicht mehr, er schrie; er wies mit dem Finger hinauf, als gäbe es nichts Komischeres als die lachende Gesellschaft dort oben, und endlich lachte denn alles im Garten und auf der Veranda, bis zu den Kellnern, Liftboys und Hausdienern in den Türen.

Aschenbach ruhte nicht mehr im Stuhl, er saß aufgerichtet wie zum Versuche der Abwehr oder Flucht. Aber das Gelächter, der heraufwehende Hospitalgeruch und die Nähe des Schönen verwoben sich ihm zu einem Traumbann, der

unzerreißbar und unentrinnbar sein Haupt, seinen Sinn umfangen hielt. In der allgemeinen Bewegung und Zerstreuung wagte er es, zu Tadzio hinüberzublicken, und indem er es tat, durfte er bemerken, daß der Schöne, in Erwiderung seines Blickes, ebenfalls ernst blieb, ganz so, als richte er Verhalten und Miene nach der des anderen und als vermöge die allgemeine Stimmung nichts über ihn, da jener sich ihr entzog. Diese kindliche und beziehungsvolle Folgsamkeit hatte etwas so Entwaffnendes, Überwältigendes, daß der Grauhaarige sich mit Mühe enthielt, sein Gesicht in den Händen zu verbergen. Auch hatte es ihm geschienen, als bedeute Tadzios gelegentliches Sichaufrichten und Aufatmen ein Seufzen, eine Beklemmung der Brust. „Er ist kränklich, er wird wahrscheinlich nicht alt werden", dachte er wiederum mit jener Sachlichkeit, zu welcher Rausch und Sehnsucht bisweilen sich sonderbar emanzipieren; und reine Fürsorge zugleich mit einer ausschweifenden Genugtuung erfüllte sein Herz.

Die Venezianer unterdessen hatten geendigt und zogen ab. Beifall begleitete sie, und ihr Anführer versäumte nicht, noch seinen Abgang mit Späßen auszuschmücken. Seine Kratzfüße, seine Kußhände wurden belacht, und er verdoppelte sie daher. Als die Seinen schon draußen waren, tat er noch, als renne er rückwärts empfindlich gegen einen Lampenmast und schlich scheinbar krumm vor Schmerzen zur Pforte. Dort endlich warf er auf einmal die Maske des komischen Pechvogels ab, richtete sich, ja schnellte elastisch auf, bleckte den Gästen auf der Terrasse frech die Zunge heraus und schlüpfte ins Dunkel. Die Badegesellschaft verlor sich; Tadzio stand längst nicht mehr an der

Baluſtrade. Aber der Einſame ſaß noch lange, zum Befremden der Kellner, bei dem Reſt ſeines Granatapfel-Getränks an ſeinem Tiſchchen. Die Nacht ſchritt vor, die Zeit zerfiel. Im Hauſe ſeiner Eltern, vor vielen Jahren, hatte es eine Sanduhr gegeben, — er ſah das gebrechliche und bedeutende Gerätchen auf einmal wieder, als ſtünde es vor ihm. Lautlos und fein rann der roſtrot gefärbte Sand durch die gläſerne Enge, und da er in der oberen Höhlung zur Neige ging, hatte ſich dort ein kleiner, reißender Strudel gebildet.

Schon am folgenden Tage, nachmittags, tat der Starrſinnige einen neuen Schritt zur Verſuchung der Außenwelt und diesmal mit allem möglichen Erfolge. Er trat nämlich vom Markusplatz in das dort gelegene engliſche Reiſebüro, und nachdem er an der Kaſſe einiges Geld gewechſelt, richtete er mit der Miene des mißtrauiſchen Fremden an den ihn bedienenden Clerk ſeine fatale Frage. Es war ein wollig gekleideter Brite, noch jung, mit in der Mitte geteiltem Haar, nahe beieinander liegenden Augen und von jener geſetzten Loyalität des Weſens, die im ſpitzbübiſch behenden Süden ſo fremd, ſo merkwürdig anmutet. Er fing an: „Kein Grund zur Beſorgnis, Sir. Eine Maßregel ohne ernſte Bedeutung. Solche Anordnungen werden häufig getroffen, um geſundheitsſchädlichen Wirkungen der Hitze und des Scirocco vorzubeugen . . .“ Aber ſeine blauen Augen aufſchlagend, begegnete er dem Blicke des Fremden, einem müden und etwas traurigen Blick, der mit leichter Verachtung auf ſeine Lippen gerichtet war. Da errötete der Engländer. „Dies iſt“, fuhr er halblaut und in einiger Bewegung fort, „die amtliche Erklärung, auf der zu

bestehen man hier für gut befindet. Ich werde Ihnen sagen, daß noch etwas anderes dahintersteckt." Und dann sagte er in seiner redlichen und bequemen Sprache die Wahrheit.

Seit mehreren Jahren schon hatte die indische Cholera eine verstärkte Neigung zur Ausbreitung und Wanderung an den Tag gelegt. Erzeugt aus den warmen Morästen des Ganges-Deltas, aufgestiegen mit dem mephitischen Odem jener üppig-untauglichen, von Menschen gemiedenen Urwelt- und Inselwildnis, in deren Bambusdickichten der Tiger kauert, hatte die Seuche in ganz Hindustan andauernd und ungewöhnlich heftig gewütet, hatte östlich nach China, westlich nach Afghanistan und Persien übergegriffen und, den Hauptstraßen des Karawanenverkehrs folgend, ihre Schrecken bis Astrachan, ja selbst bis Moskau getragen. Aber während Europa zitterte, das Gespenst möchte von dort aus und zu Lande seinen Einzug halten, war es, von syrischen Kauffahrern übers Meer verschleppt, fast gleichzeitig in mehreren Mittelmeerhäfen aufgetaucht, hatte in Toulon und Malaga sein Haupt erhoben, in Palermo und Neapel mehrfach seine Maske gezeigt und schien aus ganz Kalabrien und Apulien nicht mehr weichen zu wollen. Der Norden der Halbinsel war verschont geblieben. Jedoch Mitte Mai dieses Jahres fand man zu Venedig an ein und demselben Tage die furchtbaren Vibrionen in den ausgemergelten, schwärzlichen Leichnamen eines Schifferknechtes und einer Grünwarenhändlerin. Die Fälle wurden verheimlicht. Aber nach einer Woche waren es deren zehn, waren es zwanzig, dreißig und zwar in verschiedenen Quartieren. Ein Mann aus der österreichischen Provinz, der sich zu seinem Vergnügen einige Tage in

Venedig aufgehalten, ſtarb, in ſein Heimatsſtädtchen zurückgekehrt, unter unzweideutigen Anzeichen, und ſo kam es, daß die erſten Gerüchte von der Heimſuchung der Lagunenſtadt in deutſche Tagesblätter gelangten. Venedigs Obrigkeit ließ antworten, daß die Geſundheitsverhältniſſe der Stadt nie beſſer geweſen ſeien und traf die notwendigſten Maßregeln zur Bekämpfung. Aber wahrſcheinlich waren Nahrungsmittel infiziert worden, Gemüſe, Fleiſch oder Milch, denn geleugnet und vertuſcht fraß das Sterben in der Enge der Gäßchen um ſich, und die vorzeitig eingefallene Sommerhitze, welche das Waſſer der Kanäle laulich erwärmte, war der Verbreitung beſonders günſtig. Ja, es ſchien, als ob die Seuche eine Neubelebung ihrer Kräfte erfahren, als ob die Tenazität und Fruchtbarkeit ihrer Erreger ſich verdoppelt hätte. Fälle der Geneſung waren ſelten; achtzig vom Hundert der Befallenen ſtarben und zwar auf entſetzliche Weiſe, denn das Übel trat mit äußerſter Wildheit auf und zeigte häufig jene gefährlichſte Form, welche „die trockene" benannt iſt. Hierbei vermochte der Körper das aus den Blutgefäßen maſſenhaft abgeſonderte Waſſer nicht einmal auszutreiben. Binnen wenigen Stunden verdorrte der Kranke und erſtickte am pechartig zähe gewordenen Blut unter Krämpfen und heiſeren Klagen. Wohl ihm, wenn, was zuweilen geſchah, der Ausbruch nach leichtem Übelbefinden in Geſtalt einer tiefen Ohnmacht erfolgte, aus der er nicht mehr oder kaum noch erwachte. Anfang Juni füllten ſich in der Stille die Iſolierbaracken des Ospedale civico, in den beiden Waiſenhäuſern begann es an Platz zu mangeln, und ein ſchauerlich reger Verkehr herrſchte zwiſchen dem Quai der neuen Fundamente und San Michele, der Fried-

hofsinsel. Aber die Furcht vor allgemeiner Schädigung, die Rücksicht auf die kürzlich eröffnete Gemäldeausstellung in den öffentlichen Gärten, auf die gewaltigen Ausfälle, von denen im Falle der Panik und des Verrufes die Hotels, die Geschäfte, das ganze vielfältige Fremdengewerbe bedroht waren, zeigte sich mächtiger in der Stadt als Wahrheitsliebe und Achtung vor internationalen Abmachungen; sie vermochte die Behörde, ihre Politik des Verschweigens und des Ableugnens hartnäckig aufrecht zu erhalten. Der oberste Medizinalbeamte Venedigs, ein verdienter Mann, war entrüstet von seinem Posten zurückgetreten und unter der Hand durch eine gefügigere Persönlichkeit ersetzt worden. Das Volk wußte das; und die Korruption der Oberen zusammen mit der herrschenden Unsicherheit, dem Ausnahmezustand, in welchen der umgehende Tod die Stadt versetzte, brachte eine gewisse Entsittlichung der unteren Schichten hervor, eine Ermutigung lichtscheuer und antisozialer Triebe, die sich in Unmäßigkeit, Schamlosigkeit und wachsender Kriminalität bekundete. Gegen die Regel bemerkte man abends viele Betrunkene; bösartiges Gesindel machte, so hieß es, nachts die Straßen unsicher; räuberische Anfälle und selbst Mordtaten wiederholten sich, denn schon zweimal hatte sich erwiesen, daß angeblich der Seuche zum Opfer gefallene Personen vielmehr von ihren eigenen Anverwandten mit Gift aus dem Leben geräumt worden waren; und die gewerbsmäßige Liederlichkeit nahm aufdringliche und ausschweifende Formen an, wie sie sonst hier nicht bekannt und nur im Süden des Landes und im Orient zu Hause gewesen waren.

Von diesen Dingen sprach der Engländer das Entscheidende aus. „Sie täten gut," schloß er, „lieber heute

als morgen zu reisen. Länger als ein paar Tage noch kann die Verhängung der Sperre kaum auf sich warten lassen." — „Danke Ihnen", sagte Aschenbach und verließ das Amt.

Der Platz lag in sonnenloser Schwüle. Unwissende Fremde saßen vor den Cafés oder standen, ganz von Tauben bedeckt, vor der Kirche und sahen zu, wie die Tiere, wimmelnd, flügelschlagend, einander verdrängend, nach den in hohlen Händen dargebotenen Maiskörnern pickten. In fiebriger Erregung, triumphierend im Besitze der Wahrheit, einen Geschmack von Ekel dabei auf der Zunge und ein phantastisches Grauen im Herzen, schritt der Einsame die Fliesen des Prachthofes auf und nieder. Er erwog eine reinigende und anständige Handlung. Er konnte heute Abend nach dem Diner der perlengeschmückten Frau sich nähern und zu ihr sprechen, was er wörtlich entwarf: „Gestatten Sie dem Fremden, Madame, Ihnen mit einem Rat, einer Warnung zu dienen, die der Eigennutz Ihnen vorenthält. Reisen Sie ab, sogleich, mit Tadzio und Ihren Töchtern! Venedig ist verseucht." Er konnte dann dem Werkzeug einer höhnischen Gottheit zum Abschied die Hand aufs Haupt legen, sich wegwenden und diesem Sumpfe entfliehen. Aber er fühlte zugleich, daß er unendlich weit entfernt war, einen solchen Schritt im Ernste zu wollen. Er würde ihn zurückführen, würde ihn sich selber wiedergeben; aber wer außer sich ist, verabscheut nichts mehr, als wieder in sich zu gehen. Er erinnerte sich eines weißen Bauwerks, geschmückt mit abendlich gleißenden Inschriften, in deren durchscheinender Mystik das Auge seines Geistes sich verloren hatte; jener seltsamen Wanderergestalt sodann, die dem Alternden schweifende Jünglingssehnsucht ins Weite

und Fremde erweckt hatte; und der Gedanke an Heimkehr, an Besonnenheit, Nüchternheit, Mühsal und Meisterschaft widerte ihn in solchem Maße, daß sein Gesicht sich zum Ausdruck physischer Übelkeit verzerrte. „Man soll schweigen!" flüsterte er heftig. Und: „Ich werde schweigen!" Das Bewußtsein seiner Mitwisserschaft, seiner Mitschuld berauschte ihn, wie geringe Mengen Weines ein müdes Hirn berauschen. Das Bild der heimgesuchten und verwahrlosten Stadt, wüst seinem Geiste vorschwebend, entzündete in ihm Hoffnungen, unfaßbar, die Vernunft überschreitend und von ungeheuerlicher Süßigkeit. Was war ihm das zarte Glück, von dem er vorhin einen Augenblick geträumt, verglichen mit diesen Erwartungen? Was galt ihm noch Kunst und Tugend gegenüber den Vorteilen des Chaos? Er schwieg und blieb.

In dieser Nacht hatte er einen furchtbaren Traum, — wenn man als Traum ein körperhaft-geistiges Erlebnis bezeichnen kann, das ihm zwar im tiefsten Schlaf und in völligster Unabhängigkeit und sinnlicher Gegenwart widerfuhr, aber ohne daß er sich außer den Geschehnissen im Raume wandelnd und anwesend sah; sondern ihr Schauplatz war vielmehr seine Seele selbst, und sie brachen von außen herein, seinen Widerstand — einen tiefen und geistigen Widerstand — gewalttätig niederwerfend, gingen hindurch und ließen seine Existenzen, ließen die Kultur seines Lebens verheert, vernichtet zurück.

Angst war der Anfang, Angst und Lust und eine entsetzte Neugier nach dem, was kommen wollte. Nacht herrschte, und seine Sinne lauschten; denn von weither näherte sich Getümmel, Getöse, ein Gemisch von Lärm:

Raſſeln, Schmettern und dumpfes Donnern, ſchrilles Jauchzen dazu und ein beſtimmtes Geheul im gezogenen u-Laut, — alles durchſetzt und grauenhaft ſüß übertönt von tief girrendem, ruchlos beharrlichem Flötenſpiel, welches auf ſchamlos zudringende Art die Eingeweide bezauberte. Aber er wußte ein Wort, dunkel, doch das benennend, was kam: „Der fremde Gott!“ Qualmige Glut glomm auf: da erkannte er Bergland, ähnlich dem um ſein Sommerhaus. Und in zerriſſenem Licht, von bewaldeter Höhe, zwiſchen Stämmen und mooſigen Felstrümmern wälzte es ſich und ſtürzte wirbelnd herab: Menſchen, Tiere, ein Schwarm, eine tobende Rotte, — und überſchwemmte die Halde mit Leibern, Flammen, Tumult und taumelndem Rundtanz. Weiber, ſtrauchelnd über zu lange Fellgewänder, die ihnen vom Gürtel hingen, ſchüttelten Schellentrommeln über ihren ſtöhnend zurückgeworfenen Häuptern, ſchwangen ſtiebende Fackelbrände und nackte Dolche, hielten züngelnde Schlangen in der Mitte des Leibes erfaßt oder trugen ſchreiend ihre Brüſte in beiden Händen. Männer, Hörner über den Stirnen, mit Pelzwerk geſchürzt und zottig von Haut, beugten die Nacken und hoben Arme und Schenkel, ließen eherne Becken erdröhnen und ſchlugen wütend auf Pauken, während glatte Knaben mit umlaubten Stäben Böcke ſtachelten, an deren Hörner ſie ſich klammerten und von deren Sprüngen ſie ſich jauchzend ſchleifen ließen. Und die Begeiſterten heulten den Ruf aus weichen Mitlauten und gezogenem u-Ruf am Ende, ſüß und wild zugleich, wie kein jemals erhörter: — hier klang er auf, in die Lüfte geröhrt, wie von Hirſchen, und dort gab man ihn wieder, vielſtimmig, in wüſtem Triumph, hetzte einander damit zum Tanz und Schleudern

der Glieder und ließ ihn niemals verstummen. Aber alles durchdrang und beherrschte der tiefe, lockende Flötenton. Lockte er nicht auch ihn, den widerstrebend Erlebenden, schamlos beharrlich zum Fest und Unmaß des äußersten Opfers? Groß war sein Abscheu, groß seine Furcht, redlich sein Wille, bis zuletzt das Seine zu schützen gegen den Fremden, den Feind des gefaßten und würdigen Geistes. Aber der Lärm, das Geheul, vervielfacht von hallender Bergwand, wuchs, nahm überhand, schwoll zu hinreißendem Wahnsinn. Dünste bedrängten den Sinn, der beizende Ruch der Böcke, Witterung keuchender Leiber und ein Hauch wie von faulenden Wassern, dazu ein anderer noch, vertraut: nach Wunden und umlaufender Krankheit. Mit den Paukenschlägen dröhnte sein Herz, sein Gehirn kreiste, Wut ergriff ihn, Verblendung, betäubende Wollust, und seine Seele begehrte, sich anzuschließen dem Reigen des Gottes. Das obszöne Symbol, riesig, aus Holz, ward enthüllt und erhöht: da heulten sie zügelloser die Losung. Schaum vor den Lippen tobten sie, reizten einander mit geilen Gebärden und buhlenden Händen, lachend und ächzend, stießen die Stachelstäbe einander ins Fleisch und leckten das Blut von den Gliedern. Aber mit ihnen, in ihnen war der Träumende nun und dem fremden Gotte gehörig. Ja, sie waren er selbst, als sie reißend und mordend sich auf die Tiere hinwarfen und dampfende Fetzen verschlangen, als auf zerwühltem Moosgrund grenzenlose Vermischung begann, dem Gotte zum Opfer. Und seine Seele kostete Unzucht und Raserei des Unterganges.

Aus diesem Traum erwachte der Heimgesuchte entnervt, zerrüttet und kraftlos dem Dämon verfallen. Er scheute

nicht mehr die beobachtenden Blicke der Menschen; ob er sich ihrem Verdacht aussetze, kümmerte ihn nicht. Auch flohen sie ja, reisten ab; zahlreiche Strandhütten standen leer, die Besetzung des Speisesaals wies größere Lücken auf, und in der Stadt sah man selten noch einen Fremden. Die Wahrheit schien durchgesickert, die Panik, trotz zähen Zusammenhaltens der Interessenten, nicht länger hintanzuhalten. Aber die Frau im Perlenschmuck blieb mit den Ihren, sei es, weil die Gerüchte nicht zu ihr drangen oder weil sie zu stolz und furchtlos war, um ihnen zu weichen: Tadzio blieb; und jenem, in seiner Umfangenheit, war es zuweilen, als könne Flucht und Tod alles störende Leben in der Runde entfernen und er allein mit dem Schönen auf dieser Insel zurückbleiben, — ja, wenn vormittags am Meere sein Blick schwer, unverantwortlich, unverwandt auf dem Begehrten ruhte, wenn er bei sinkendem Tage durch Gassen, in denen verheimlichterweise das ekle Sterben umging, ihm unwürdig nachfolgte, so schien das Ungeheuerliche ihm aussichtsreich und hinfällig das Sittengesetz.

Wie irgendein Liebender wünschte er, zu gefallen und empfand bittere Angst, daß es nicht möglich sein möchte. Er fügte seinem Anzuge jugendlich aufheiternde Einzelheiten hinzu, er legte Edelsteine an und benutzte Parfüms, er brauchte mehrmals am Tage viel Zeit für seine Toilette und kam geschmückt, erregt und gespannt zu Tische. Angesichts der süßen Jugend, die es ihm angetan, ekelte ihn sein alternder Leib; der Anblick seines grauen Haares, seiner scharfen Gesichtszüge stürzte ihn in Scham und Hoffnungslosigkeit. Es trieb ihn, sich körperlich zu erquicken und wiederherzustellen; er besuchte häufig den Coiffeur des Hauses.

Im Frisiermantel, unter den pflegenden Händen des Schwätzers im Stuhle zurückgelehnt, betrachtete er gequälten Blickes sein Spiegelbild.

„Grau", sagte er mit verzerrtem Munde.

„Ein wenig", antwortete der Mensch. „Nämlich durch Schuld einer kleinen Vernachlässigung, einer Indifferenz in äußerlichen Dingen, die bei bedeutenden Personen begreiflich ist, die man aber doch nicht unbedingt loben kann und zwar um so weniger, als gerade solchen Personen Vorurteile in Sachen des Natürlichen oder Künstlichen wenig angemessen sind. Würde sich die Sittenstrenge gewisser Leute gegenüber der kosmetischen Kunst logischerweise auch auf ihre Zähne erstrecken, so würden sie nicht wenig Anstoß erregen. Schließlich sind wir so alt, wie unser Geist, unser Herz sich fühlen, und graues Haar bedeutet unter Umständen eine wirklichere Unwahrheit, als die verschmähte Korrektur bedeuten würde. In Ihrem Falle, mein Herr, hat man ein Recht auf seine natürliche Haarfarbe. Sie erlauben mir, Ihnen die Ihrige einfach zurückzugeben?"

„Wie das?" fragte Aschenbach.

Da wusch der Beredte das Haar des Gastes mit zweierlei Wasser, einem klaren und einem dunklen, und es war schwarz wie in jungen Jahren. Er bog es hierauf mit der Brennschere in weiche Lagen, trat rückwärts und musterte das behandelte Haupt.

„Es wäre nun nur noch", sagte er, „die Gesichtshaut ein wenig aufzufrischen."

Und wie jemand, der nicht enden, sich nicht genugtun kann, ging er mit immer neu belebter Geschäftigkeit von einer Hantierung zur anderen über. Aschenbach, bequem

ruhend, der Abwehr nicht fähig, hoffnungsvoll erregt vielmehr von dem, was geschah, sah im Glase seine Brauen sich entschiedener und ebenmäßiger wölben, den Schnitt seiner Augen sich verlängern, ihren Glanz durch eine leichte Untermalung des Lides sich heben, sah weiter unten, wo die Haut bräunlich-ledern gewesen, weich aufgetragen, ein zartes Karmin erwachen, seine Lippen, blutarm soeben noch, himbeerfarben schwellen, die Furchen der Wangen, des Mundes, die Runzeln der Augen unter Creme und Jugendhauch verschwinden, — erblickte mit Herzklopfen einen blühenden Jüngling. Der Kosmetiker gab sich endlich zufrieden, indem er nach Art solcher Leute dem, den er bedient hatte, mit kriechender Höflichkeit dankte. „Eine unbedeutende Nachhilfe", sagte er, indem er eine letzte Hand an Aschenbachs Äußeres legte. „Nun kann der Herr sich unbedenklich verlieben." Der Berückte ging, traumglücklich, verwirrt und furchtsam. Seine Krawatte war rot, sein breitschattender Strohhut mit einem mehrfarbigen Bande umwunden.

Lauwarmer Sturmwind war aufgekommen; es regnete selten und spärlich, aber die Luft war feucht, dick und von Fäulnisdünsten erfüllt. Flattern, Klatschen und Sausen umgab das Gehör, und dem unter der Schminke Fiebernden schienen Windgeister üblen Geschlechts im Raume ihr Wesen zu treiben, unholdes Gevögel des Meers, das des Verurteilten Mahl zerwühlt, zernagt und mit Unrat schändet. Denn die Schwüle wehrte der Eßlust, und die Vorstellung drängte sich auf, daß die Speisen mit Ansteckungsstoffen vergiftet seien.

Auf den Spuren des Schönen hatte Aschenbach sich eines Nachmittags in das innere Gewirr der kranken Stadt

vertieft. Mit versagendem Ortssinn, da die Gäßchen, Gewässer, Brücken und Plätzchen des Labyrinthes zu sehr einander gleichen, auch der Himmelsgegenden nicht mehr sicher, war er durchaus darauf bedacht, das sehnlich verfolgte Bild nicht aus den Augen zu verlieren, und, zu schmählicher Behutsamkeit genötigt, an Mauern gedrückt, hinter dem Rücken Vorangehender Schutz suchend, ward er sich lange nicht der Müdigkeit, der Erschöpfung bewußt, welche Gefühl und immerwährende Spannung seinem Körper, seinem Geiste zugefügt hatten. Tadzio ging hinter den Seinen, er ließ der Pflegerin und den nonnenähnlichen Schwestern in der Enge gewöhnlich den Vortritt, und einzeln schlendernd wandte er zuweilen das Haupt, um sich über die Schulter hinweg der Gefolgschaft seines Liebhabers mit einem Blick seiner eigentümlich dämmergrauen Augen zu versichern. Er sah ihn und verriet ihn nicht. Berauscht von dieser Erkenntnis, von diesen Augen vorwärts gelockt, am Narrenseile geleitet von der Passion, stahl der Verliebte sich seiner unziemlichen Hoffnung nach — und sah sich schließlich dennoch um ihren Anblick betrogen. Die Polen hatten eine kurz gewölbte Brücke überschritten, die Höhe des Bogens verbarg sie dem Nachfolgenden, und seinerseits hinaufgelangt, entdeckte er sie nicht mehr. Er forschte nach ihnen in drei Richtungen, geradeaus und nach beiden Seiten den schmalen und schmutzigen Kai entlang, vergebens. Entnervung, Hinfälligkeit nötigten ihn endlich, vom Suchen abzulassen.

Sein Kopf brannte, sein Körper war mit klebrigem Schweiß bedeckt, sein Genick zitterte, ein nicht mehr erträglicher Durst peinigte ihn, er sah sich nach irgendwelcher,

nach augenblicklicher Labung um. Vor einem kleinen Gemüseladen kaufte er einige Früchte, Erdbeeren, überreife und weiche Ware, und aß im Gehen davon. Ein kleiner Platz, verlassen, vertwunschen anmutend, öffnete sich vor ihm, er erkannte ihn, es war hier gewesen, wo er vor Wochen den vereitelten Fluchtplan gefaßt hatte. Auf den Stufen der Zisterne, inmitten des Ortes, ließ er sich niedersinken und lehnte den Kopf an das steinerne Rund. Es war still, Gras wuchs zwischen dem Pflaster, Abfälle lagen umher. Unter den verwitterten, unregelmäßig hohen Häusern in der Runde erschien eines palastartig, mit Spitzbogenfenstern, hinter denen die Leere wohnte, und kleinen Löwenbalkonen. Im Erdgeschoß eines anderen befand sich eine Apotheke. Warme Windstöße brachten zuweilen Karbolgeruch.

Er saß dort, der Meister, der würdig gewordene Künstler, der Autor des „Elenden", der in so vorbildlich reiner Form dem Zigeunertum und der trüben Tiefe abgesagt, dem Abgrunde die Sympathie gekündigt und das Verworfene verworfen hatte, der Hochgestiegene, der, Überwinder seines Wissens und aller Ironie entwachsen, in die Verbindlichkeiten des Massenzutrauens sich gewöhnt hatte, er, dessen Ruhm amtlich, dessen Name geadelt war und an dessen Stil die Knaben sich zu bilden angehalten wurden, — er saß dort, seine Lider waren geschlossen, nur zuweilen glitt, rasch sich wieder verbergend, ein spöttischer und betretener Blick seitlich darunter hervor, und seine schlaffen Lippen, kosmetisch aufgehöht, bildeten einzelne Worte aus von dem, was sein halb schlummerndes Hirn an seltsamer Traumlogik hervorbrachte.

„Denn die Schönheit, Phaidros, merke das wohl, nur die Schönheit ist göttlich und sichtbar zugleich, und so ist sie denn also des Sinnlichen Weg, ist, kleiner Phaidros, der Weg des Künstlers zum Geiste. Glaubst du nun aber, mein Lieber, daß derjenige jemals Weisheit und wahre Mannes-würde gewinnen könne, für den der Weg zum Geistigen durch die Sinne führt? Oder glaubst du vielmehr (ich stelle dir die Entscheidung frei), daß dies ein gefährlich-lieblicher Weg sei, wahrhaft ein Irr- und Sündenweg, der mit Notwendigkeit in die Irre leitet? Denn du mußt wissen, daß wir Dichter den Weg der Schönheit nicht gehen können, ohne daß Eros sich zugesellt und sich zum Führer aufwirft; ja, mögen wir Helden auf unsere Art und züchtige Kriegs-leute sein, so sind wir wie Weiber, denn Leidenschaft ist unsere Erhebung, und unsere Sehnsucht muß Liebe bleiben, — das ist unsere Lust und unsere Schande. Siehst du nun wohl, daß wir Dichter nicht weise noch würdig sein können? Daß wir notwendig in die Irre gehen, notwendig liederlich und Abenteurer des Gefühles bleiben? Die Meisterhaltung unseres Stiles ist Lüge und Narrentum, unser Ruhm und Ehrenstand eine Posse, das Vertrauen der Menge zu uns höchst lächerlich, Volks- und Jugenderziehung durch die Kunst ein gewagtes, zu verbietendes Unternehmen. Denn wie sollte wohl der zum Erzieher taugen, dem eine unver-besserliche und natürliche Richtung zum Abgrunde eingeboren ist? Wir möchten ihn wohl verleugnen und Würde ge-winnen, aber wie wir uns wenden mögen, er zieht uns an. So sagen wir etwa der auflösenden Erkenntnis ab, denn die Erkenntnis, Phaidros, hat keine Würde und Strenge; sie ist wissend, verstehend, verzeihend, ohne Haltung und

Form; sie hat Sympathie mit dem Abgrund, sie ist der Abgrund. Diese also verwerfen wir mit Entschlossenheit, und fortan gilt unser Trachten einzig der Schönheit, das will sagen der Einfachheit, Größe und neuen Strenge, der zweiten Unbefangenheit und der Form. Aber Form und Unbefangenheit, Phaidros, führen zum Rausch und zur Begierde, führen den Edlen vielleicht zu grauenhaftem Gefühlsfrevel, den seine eigene schöne Strenge als infam verwirft, führen zum Abgrund, zum Abgrund auch sie. Uns Dichter, sage ich, führen sie dahin, denn wir vermögen nicht, uns aufzuschwingen, wir vermögen nur auszuschweifen. Und nun gehe ich, Phaidros, bleibe du hier; und erst wenn du mich nicht mehr siehst, so gehe auch du."

Einige Tage später verließ Gustav von Aschenbach, da er sich leidend fühlte, das Bäderhotel zu späterer Morgenstunde als gewöhnlich. Er hatte mit gewissen, nur halb körperlichen Schwindelanfällen zu kämpfen, die von einer heftig aufsteigenden Angst begleitet waren, einem Gefühl der Ausweg- und Aussichtslosigkeit, von dem nicht klar wurde, ob es sich auf die äußere Welt oder auf seine eigene Existenz bezog. In der Halle bemerkte er eine große Menge zum Transport bereitliegenden Gepäcks, fragte einen Türhüter, wer es sei, der reise, und erhielt zur Antwort den polnischen Adelsnamen, dessen er insgeheim gewärtig gewesen war. Er empfing ihn, ohne daß seine verfallenen Gesichtszüge sich verändert hätten, mit jener kurzen Hebung des Kopfes, mit der man etwas, was man nicht zu wissen brauchte, beiläufig zur Kenntnis nimmt, und fragte noch: „Wann?" Man antwortete ihm: „Nach dem Lunch." Er nickte und ging zum Meere.

Es war unwirtlich dort. Über das weite, flache Gewässer, das den Strand von der ersten gestreckten Sandbank trennte, liefen kräuselnde Schauer von vorn nach hinten. Herbstlichkeit, Überlebtheit schien über dem einst so farbig belebten, nun fast verlassenen Lustorte zu liegen, dessen Sand nicht mehr reinlich gehalten wurde. Ein photographischer Apparat, scheinbar herrenlos, stand auf seinem dreibeinigen Stativ am Rande der See, und ein schwarzes Tuch, darüber gebreitet, flatterte klatschend im kälteren Winde.

Tadzio, mit drei oder vier Gespielen, die ihm geblieben waren, bewegte sich zur Rechten vor der Hütte der Seinen, und, eine Decke über den Knien, etwa in der Mitte zwischen dem Meer und der Reihe der Strandhütten in seinem Liegestuhl ruhend, sah Aschenbach ihm noch einmal zu. Das Spiel, das unbeaufsichtigt war, denn die Frauen mochten mit Reisevorbereitungen beschäftigt sein, schien regellos und artete aus. Jener Stämmige, im Gürtelanzug und mit schwarzem, pomadisiertem Haar, der „Jaschu" gerufen wurde, durch einen Sandwurf ins Gesicht gereizt und geblendet, zwang Tadzio zum Ringkampf, der rasch mit dem Fall des schwächeren Schönen endete. Aber als ob in der Abschiedsstunde das dienende Gefühl des Geringeren sich in grausame Roheit verkehre und für eine lange Sklaverei Rache zu nehmen trachte, ließ der Sieger auch dann noch nicht von dem Unterlegenen ab, sondern drückte, auf seinem Rücken kniend, dessen Gesicht so anhaltend in den Sand, daß Tadzio, ohnedies vom Kampf außer Atem, zu ersticken drohte. Seine Versuche, den Lastenden abzuschütteln, waren krampfhaft, sie unterblieben auf Augenblicke ganz und wiederholten sich nur noch als ein Zucken. Entsetzt wollte Aschenbach

zur Rettung aufſpringen, als der Gewaltige endlich ſein Opfer freigab. Tadzio, ſehr bleich, richtete ſich zur Hälfte auf und ſaß, auf einen Arm geſtützt, mehrere Minuten lang unbeweglich, mit verwirrtem Haar und dunkelnden Augen. Dann ſtand er vollends auf und entfernte ſich langſam. Man rief ihn, anfänglich munter, dann bänglich und bittend; er hörte nicht. Der Schwarze, den Reue über ſeine Ausſchreitung ſogleich erfaßt haben mochte, holte ihn ein und ſuchte ihn zu verſöhnen. Eine Schulterbewegung wies ihn zurück. Tadzio ging ſchräg hinunter zum Waſſer. Er war barfuß und trug ſeinen geſtreiften Leinenanzug mit roter Schleife.

Am Rande der Flut verweilte er ſich, geſenkten Hauptes, mit einer Fußſpitze Figuren im feuchten Sande zeichnend, und ging dann in die ſeichte Vorſee, die an ihrer tiefſten Stelle noch nicht ſeine Knie benetzte, durchſchritt ſie, läſſig vordringend, und gelangte zur Sandbank. Dort ſtand er einen Augenblick, das Geſicht der Weite zugekehrt, und begann hierauf, die lange und ſchmale Strecke entblößten Grundes nach links hin langſam abzuſchreiten. Vom Feſtland geſchieden durch breite Waſſer, geſchieden von den Genoſſen durch ſtolze Laune, wandelte er, eine höchſt abgeſonderte und verbindungsloſe Erſcheinung, mit flatterndem Haar dort draußen im Meere, im Winde, vorm Nebelhaft-Grenzenloſen. Abermals blieb er zur Ausſchau ſtehen. Und plötzlich, wie unter einer Erinnerung, einem Impuls, wandte er den Oberkörper, eine Hand in der Hüfte, in ſchöner Drehung aus ſeiner Grundpoſitur und blickte über die Schulter zum Ufer. Der Schauende dort ſaß, wie er einſt geſeſſen, als zuerſt, von jener Schwelle zurückgeſandt, dieſer dämmergraue

Blick dem seinen begegnet war. Sein Haupt war an der Lehne des Stuhles langsam der Bewegung des draußen Schreitenden gefolgt; nun hob es sich, gleichsam dem Blicke entgegen, und sank auf die Brust, so daß seine Augen von unten sahen, indes sein Antlitz den schlaffen, innig versunkenen Ausdruck tiefen Schlummers zeigte. Ihm war aber, als ob der bleiche und liebliche Psychagog dort draußen ihm lächle, ihm winke; als ob er, die Hand aus der Hüfte lösend, hinausdeute, voranschwebe ins Verheißungsvoll-Ungeheure. Und, wie so oft, machte er sich auf, ihm zu folgen.

Minuten vergingen, bis man dem seitlich im Stuhle Hinabgesunkenen zu Hilfe eilte. Man brachte ihn auf sein Zimmer. Und noch desselben Tages empfing eine respektvoll erschütterte Welt die Nachricht von seinem Tode.

Inhalt

Tonio Kröger 1
Fiorenza 89
Herr und Hund 227
Der Tod in Venedig 347

Von den Gesammelten Werken wurden 150 Exemplare auf Hadern-Velin-Papier abgezogen, numeriert und vom Verfasser signiert. Diese Exemplare werden nur in Subskription auf das Gesamtwerk abgegeben.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

BINDERY
MAY 1 6 1968

554

LG Mann, Thomas
M2826nov Novellen. 2.Band.

DATE.	NAM
15-12-52	RA Nich
24-9-53	R A Nich
Dec 8/53	E. H. Mue
Jan. 8/54	J. A. B. M A
15-4-54	R Nicholls